B

Erziehungslehre

Von

Fried. Heinr. Christ. Schwarz,

Pfarrer zu Münster im Hessendarmstädtischen.

Erster Band.

Die Bestimmung des Menschen.

In Briefen an erziehende Frauen.

BISTHUM DER ST. M.
AUGSBERG

Leipzig, bey G. J. Göschen. 1802.

Vorrede.

Ob ein Buch, wie das vorliegende, Bedürfniß sey, und worin sich dieses von andern seiner Art unterscheide, werden seine Leser aus ihm selbst abnehmen. Sie werden nicht einen Ableger eines herrschenden Systems an ihm finden, auch nicht die Prätension, daß die Einsicht in die Natur des Menschen hier erschöpft sey; denn das kann sie nie werden. Aber ich will darin eine Idee, welche

sich durch litterärische Studien, durch mannigfaltige pädagogische Beschäftigungen, und durch Unterhaltungen mit Freunden schon seit vielen Jahren zu läutern suchte, und welche sich durch mein ganzes Leben bewegt, in Schrift und Lehre abfassen. Da nun alles, was über die Bestimmung des Menschen gelehrt wird, dem Nachdenken übergeben werden soll, so mußte ich mich auch befleißigen, mehr Nachdruck in die Worte zu legen, als daß das Buch zu den leichten Lesereyen der Leihbibliotheken gehören könnte. Es macht also auf ein wiederholtes Durchlesen Anspruch. Ich glaube die Gebildeten des weiblichen Geschlechts, da in ihren Händen das Wichtigste der Erziehung steht, durch die Zumuthung eines solchen Studiums, wie es hier vorkommt, zu ehren. Darum wende ich mich

in diesem ersten Theile zunächst an sie. Wenn sie allenfalls jene Briefe, welche deßhalb an einzelne Freundinnen gerichtet sind, in der ersten Lectüre überschlagen wollen, so hoffe ich, sie werden ihnen doch nachmals mit dem Ganzen nicht unverständlich bleiben. Auch haben schon die Bemerkungen edler Frauen, denen ich diese Briefe in einem ersten Aufsatze mittheilte, dieses Zutrauen gerechtfertigt. Möchtet Ihr Guten, so wie Ihr andern Freunde, die Ihr Euch auf diese Art um diese Briefe verdient machtet, in der verbesserten Gestalt, worin ich sie Euch jetzt übergebe, meinen Dank lesen! —

Der natürliche Wunsch, daß sie überhaupt eine günstige Aufnahme finden, ist mit dem verbunden, daß eine baldige öffentliche Beurtheilung hierzu sowohl, als zu einer dieser Aufnahme würdigen

Erziehungslehre selbst beytragen möge. Nach einiger weiteren Vorbereitung werde ich den nächst folgenden Band, welcher von dem Kinde handelt, ausarbeiten.

Münster im Hessendarmstädtischen vor Ostern 1802.

Schwarz.

Hauptgedanken.

Erster Brief. Die Aufgabe des Ganzen.

Zweyter Brief. Die Erziehung entwickelt das Innere des Menschen seiner Natur gemäß.

Dritter Brief. Jeder Mensch ein Theil der Natur und ein Ganzes in dem großen Ganzen.

Vierter Brief. Jeder ist ein eigenes unterschiedenes Wesen; oder Individualität des Menschen.

Fünfter Brief. Jeder bleibt derselbe.

Sechster Brief. Organisation; Geistesleben; Leib und Geist in dem Menschen Eines.

Siebenter Brief. Natur des Menschen überhaupt; anthropologische Betrachtungen.

Achter Brief. Geistige Natur des Menschen.

Neunter Brief. Physische Natur des Menschen.

Zehnter Brief. Der Geist wird durch den Leib, das Innere durch das Aeußere, und umgekehrt; ursprüngliche Geschlechtsverschiedenheit.

Eilfter Brief. Der Leib als Werk des Geistes und für den Geist.

Zwölfter Brief. Hauptperiode des menschlichen Werdens.

Dreyzehnter Brief. Hauptunterschied der Menschen im Geschlechte und ursprünglichen Character.

Vierzehnter Brief. Entwicklungsgang der geistigen Bildung.

Funfzehnter Brief. Leben.

Sechzehnter Brief. Größe und Humanität.

Siebzehnter Brief. Liebe, das Innerste und Heiligste.

Achtzehnter Brief. Menschengüte; Tugend.

Neunzehnter Brief. Zusammenhang alles Herrlichen in dem Menschen.

Zwanzigster Brief. Bestimmung des Menschen in der Vereinigung des Aeußeren und Inneren.

Ein und zwanzigster Brief. Geselliges Leben und Erziehung.

Anhang. Ueber den ersten Unterricht.

Erziehungslehre.

Erster Theil.

Erster Brief.

Ihr fandet schon manchmal etwas einzuwenden, gute Frauen, wenn einer von uns auftrat, um Euch das Erziehen durch Regeln zu lehren. Darum will ich mich lieber sogleich mit Euch verbinden, um mit Euch gemeinschaftlich zu sehen, was wir mit unserm Geschäfte haben und wollen. Ihr möget keine Worte ohne Gehalt hören, und in keinen leeren Begriffen herumgeführt werden: und ich mag nicht so was vortragen. Die Sache liegt uns am Herzen, wir sprechen gern darüber, und Ihr wollt in diesen Briefen gern viel darüber lesen. Nun denn, — und wenn Ihr am Ende alles gerade so natürlich fändet, dann wäre mein Wunsch erreicht.

Unser Erziehungswesen ist so etwas auf einstweilen; wir wissen wohl, daß es uns noch zu sehr an einer sicheren Anweisung fehlt, welche in den Stand setzte, mit seinen Kindern seine Absicht jedesmal zu erreichen. Eine solche Lehre bleibt vielleicht ewig ein frommer Wunsch. Indessen müssen wir weiter darin kommen, und unser Zeitalter hat uns beträchtlich weiter darin gefördert. Man

schätzt immer noch Rousseaus Emile als das wichtigste Buch der Art, und das mit Recht; allein wir haben schon längst auch seine Einseitigkeit kennen gelernt, und überhaupt, Dank sey es dem Geiste, welcher von ihm ausgegangen ist! bisher noch manche Einsichten dazu gewonnen. Auch müssen wir nicht gegen die Philosophen und Naturforscher der neueren Zeiten undankbar seyn; sie haben uns in einen Reichthum von Erfahrungen gesetzt und Grundsätze gegeben, wodurch wir jetzt mehr ein Ganzes der Erziehungslehre aufstellen können. Ihr lächelt, liebe Freundinnen, bey dem Worte Philosophen, und es fällt Euch vielleicht jener Ausruf über die Abhängigkeit unsrer Religion von der jedesmaligen Philosophie des Zeitalters wieder ein: „Die armen denkenden Männer! sie fragen erst auf den gelehrten Markt hinaus, was man denn jetzt glaube! —" So ganz könnt Ihr doch ihre Bemühungen nicht übersehen, wenn ich Euch gleich zugestehe, daß sie noch lange keine so genannte Wissenschaft der Erziehung zu Stande gebracht haben und keine zu Stande bringen können. Fürchtet nicht von mir ein ähnliches Beginnen; ich fühle zu sehr den Werth der Erfahrungen und des Genius der Erziehung in Eurer Nähe, Ihr edlen Frauen. O, wenn Euer und unser wirksames Leben erst von einem ausgemachten unwidersprochenen Lehrsysteme angegeben werden sollte, so wären wir bisher zu tiefer Ruhe verdammt gewesen, und wir würden es bleiben! Doch wollen wir einstweilen denken

und thun, was wir können, um unsere Erfahrungen zu vermehren, unsere Begriffe zu berichtigen, und uns in der Gewandtheit der Anwendung zu üben. Dazu müssen Belehrungen, welche das Ganze umfassen, indem sie nach einer gewissen Ordnung durch die Theile durchführen, allerdings nützen. Denkt hierbey an Eure Naturkunde.

Wäre die Erziehung eine Sache des gelehrten Denkens, so wäre sie durchaus nichts für Frauen. Ich ehre die Abneigung der Weiblichkeit gegen alles Systematische viel zu sehr, als daß ich Euch ein Studium der Art ansinnen sollte. Nein, das bewegliche Umherschauen, die allseitige Beurtheilung, das Zusammenfassen dessen, was die Natur vereiniget hat, und darin das Eindringen auf das Lebendige und Wirksame, gerade diese weibliche Geistesthätigkeit ist es, was zur Erziehung erfordert wird, und das Studium derselben begünstigt. Aber Ihr ehret auch das Festhalten durchdachter Begriffe, das gründliche Folgern, das ernste, mit unverwandtem Blicke gerade auf den Gegenstand hin gerichtete Fortgehen des männlichen Geistes, als ein nothwendiges Mittel, um richtige Einsichten zu fördern und aufzubewahren. Wenn Ihr die Anschauung vor Augen haltet, so suchen wir den Begriff; und wenn wir uns gegenseitig mittheilen, so wird Euch ausgesprochen und deutlich gemacht, was dunkel in Euch lag, und wir bleiben vor leerem Denken und Trockenheit des Vortrags verwahrt.

Das Lebendige in der Empfindung und das Begreifen mit der Denkkraft muß sich überhaupt wechselsweise erwecken und dann vereinigen, wenn das in uns entstehen soll, was wir Bildung nennen. Ich will mich daher gerne um das Anschauliche möglichst bemühen, und Euch nicht zumuthen, an einer Kette von Vernunftschlüssen arbeiten zu helfen; darum versetze ich mich in Eure Gegenwart: allein Ihr müßt es Euch doch gefallen lassen, daß Euch Begriffe unterhalten; Euer praktischer Sinn wird auch hier helfen, daß Euch die Anwendung jedesmal leicht werde. Die geistige Gemeinschaft beider Geschlechter bildet vorzüglich zur Weltbürgerlichkeit und Lebensweisheit, sie ist zur Erziehung des Kindes nothwendig, welches der Natur nach unter der sanften Pflege der Mutter und dem kräftigen Führen des Vaters am besten gedeiht; und so wird ein Vortrag, welcher dieser Gemeinschaft angemessen ist, für die Lehre der Erziehung besonders geeignet seyn. Denn diese soll ja durchaus anwendbar, überall in das Menschenleben eingreifen, und für jeden, wer nur Sinn hat für ein Leben nach Ideen, und diese in die wirkliche Welt einzuführen versteht, verständlich seyn. Wenn also Euch, meine Leserinnen, in diesen Briefen etwas unverständlich bliebe, so liegt die Schuld an dem — Vortrage; deßhalb seyd Einmal für allemal um Nachsicht gebeten.

Ich bin froh, daß Ihr mir nicht zumuthet, erst gewisse Begriffe zum Grunde zu legen, um

daraus eine Lehre herauszuspinnen; ich wäre dann mit dem Begriffe der Erziehung selbst in nicht geringer Verlegenheit. Zwar könnten da allerley bekannte Erklärungen angegeben werden, als zum Exempel: Die Erziehung ist eine Veranstaltung zur Entwickelung des Menschen; u. dergl. volltönende Worte mehr: aber wir wollen ja etwas mehr als Worte, und hier fällt mir jener Gedanke ein, der mit dem richtig treffenden Lebenssinne so leicht dahin gesagt wurde: „Wenn die Menschen nicht wissen, was sie mit sich selbst wollen, wie können sie das Erziehen begreifen?" Wohl! Die menschliche Natur müssen wir also vor allen Dingen betrachten, und sie so genau wie möglich kennen lernen, um zu sehen, wie sie sich entwickelt, und was man daran thun kann. Man nennt gewöhnlich Bestimmung des Menschen, was er ist und was er werden soll. Wollen wir Regeln haben, wie wir erziehen sollen, so müssen wir die Gesetze wissen, wornach sich die Menschenkraft entwickelt. Je tiefer diese Kenntniß, desto größer der Gewinn für unser Geschäft. Wir haben also jetzt vor allen Dingen Untersuchungen über den Menschen anzustellen, — ein höherer Gegenstand der Naturkunde! Hierzu werdet Ihr Euch denn verstehen müssen. Aber das menschliche Gemüth macht Ihr ja so gerne zu Euerm Studium, und durch die Betrachtung der menschlichen Natur im Ganzen werdet Ihr Eure Blicke in das Innere derselben noch mehr schärfen.

Wir wollen bey diesen Untersuchungen, damit sie nicht zu trocken werden, unsere Kinder nicht aus den Augen verlieren. Auch uns Erwachsene nicht. Denn voraus muß ich erinnern, daß wir den ganzen Menschen, nicht bloß das Kind, vor uns haben, und daß sich die Erziehung auf das ganze Menschenleben erstreckt. Entweder giebt es gar keine Erziehung, oder sie ist nicht auf Eine Periode des Lebens, auf die Jugend, allein eingeschränkt, denn unsere Kraft entwickelt sich während unsers ganzen Erdenlebens, und wann wollen wir doch unsrer Bildung das Ziel stecken, das sie nicht überschreiten soll? Was man im gemeinen Leben unter Erziehung versteht, davon wollen wir vor der Hand ganz absehen, indem es uns darum gilt, was wir in diesem Geschäfte zu thun haben. Gewöhnlich stellt man sich es so vor: Die Kinder müssen auf eine gewisse Weise behandelt werden, das nennt man Erziehen; im Jünglingsalter muß freylich auch noch etwas der Art geschehen, aber das ist so, der Mensch ist dann nahe daran, mündig zu werden, und da läßt sich so viel nicht mehr mit dem eigentlichen Erziehen anfangen; ist er nun vollends mündig, so ist man mit ihm fertig, und er ist, so Gott will, nun ein gemachter Mensch, der auftreten kann, um seinem Erzieher, wie ein Gemählde dem Künstler, Ehre zu machen. Die Jugendzeit, vornehmlich die Kindheit, ist eigentlich nur für die Zukunft da, daß nehmlich darin der Mensch zum Menschen zubereitet werde, an sich

ist es noch kein Theil seines Lebens, um dessentwillen er da wäre, sondern je mehr er sie für sein rechtes Leben, wenn er erwachsen ist, aufopfert, desto besser ist sie angewandt. Man hat also an dem Kinde nichts zu thun, als zu arbeiten und zu treiben, daß doch nur einmal mit der Zeit etwas aus ihm werde, es mag auch gehen, wie es wolle, — das ist die Pflicht seiner Erzieher. Diese Pflicht ist so, daß man sich durchaus selbst vergessen muß; die Eltern müssen eigentlich für die Kinder leben; und diejenigen, welche sich so für ihre Kinder aufopfern, verdienen den Preis vor allen andern Erziehern und Eltern.

Ich kann Euch nicht bergen, meine Freundinnen, daß mir dieses Aufopferungssystem durchaus zuwider ist. Eine Erziehungslehre weiß ich nicht darin zu finden. Jeder Mensch und sein ganzes Leben muß uns zu heilig seyn, als daß wir eine Lehre der Lebensweisheit auf solches Aufopfern bauen sollten; und das freundlichste Geschäft unsers Daseyns sollte uns selbst unser ganzes Leben und den schönen Morgen unsern Kindern verderben? „Aber die Pflicht! — erhebt sie uns nicht über das alles, was wir aufopfern?" — Ich glaube nicht von Euch diese Worte zu hören, aber Ihr könntet sie von jemandem, der so einigen Begriff von der Heiligkeit der Pflicht hat, ohne sich doch recht darauf zu verstehen, einmal vernehmen; laßt mich also lieber sogleich hier darauf antworten. Du, mein Guter, hast es redlich vor, aber ich

bitte, verstehe Dich. Du bist doch überzeugt, und wir fühlen es alle, daß jeder, Du und ich, unsere Kinder und wir alle, für sich selbst Zweck seyen, leben sollen, und daß jeder in seinem Leben den Zweck seines Daseyns erreiche. Lebst Du aber für Deine Kinder, und nicht auch für Dich selbst, für wen sollen denn diese leben? „Auch für ihre Kinder." Gut; und diese wieder? „Für ihre Kinder." Nun denn; also so fort bis ins Unendliche. Keiner hat so für sich selbst gelebt, jeder für die Folgenden, und so haben sich alle unter einem mühseligen Sorgen und Ringen von ihren Kindern aus der Welt hinaus treiben lassen. Dieses ist denn am Ende das Loos des ganzen menschlichen Geschlechts. Kann es das seyn, ich bitte Dich? „Aber sie haben ja so alle ihrer Pflicht gelebt, mithin den höchsten Zweck ihres Daseyns erreicht." Verliere nicht unsre Frage in einem immer wieder zurücklaufenden Zirkel; denn, mein Freund, wir wollten ja eben wissen, was diese Pflicht sey, und das wissen wir schon zuverlässig, daß ein leeres Thun und Treiben, wobey für die ganze Welt nichts herauskommt, keine Pflicht für vernünftige Menschen seyn kann. Was wäre aber ein solches ewiges Aufopfern für einander? was käme dabey heraus? Aufrichtig laß uns sprechen: ein solches Erziehen, wo man nur erzöge, um zu erziehen, und wieder erziehen zu lassen, ohne daß etwas Weiteres dadurch erreicht würde, wäre bare Unvernunft. Soll es aber überhaupt nicht so in der Menschen-

welt gehalten werden, so sollen auch wir nicht für unsre Kinder uns aufopfern. Nein, wir wollen leben, wie wir wünschen, daß unsre Kinder leben. Verstehe mich recht. Wir wollen doch, daß jeder Mensch den Zweck seines Daseyns in sich selbst erreiche, und als ein edles Wesen in seiner Würde dastehe, und als Theil des Ganzen auch für sich selbst lebe? So will es die Vorsehung, so ist es die Bestimmung des Menschen, und nichts anders suchet die Erziehung. Ihr Geschäft muß also, wenn es überhaupt zulässig und vernünftig seyn soll, sich mit dem fröhlichen Bestehen des Erziehers einigen; ja, wenn er darin verloren geht, so deutet das sicher auf etwas Schlimmes hin. Denn was die Natur, was die Vorsehung veranstaltet hat, ist zuverlässig immer das, was mit allem genau zusammenstimmt, und wobey sich jedes wohl befindet. So werden wir uns in dem weiteren Durchdenken unsers Geschäftes immer mehr überzeugen, daß gerade durch die Bildung der Jugend die Bildung der Erwachsenen vorzüglich gewinnt, und daß zwischen Eltern und Kindern, Erziehern und Zöglingen ein freundliches Leben hin- und herwirkt, wenn die Erziehung der Natur angemessen ist.

Und daß jeder Theil unsers Lebens mit zum Leben gehöre, und daß das Ganze unsers Lebens Zweck an sich selbst sey: sollte Euch diese so natürliche Wahrheit noch eines Beweises bedürfen? Unser Leben ist überhaupt ein Fortentwickeln unsers

Daseyns in der Zeitfolge. Jeder Punkt hat darin seinen Werth an sich, als Lebenstheil, und als der Keim des folgenden; die ganze Erdenperiode ist zwar Vorbereitung auf eine jenseitige, aber sie ist doch auch schon Leben, und wir sollen sie mit Dank dafür erkennen. Alles Frühere in unserm Leben soll so die Vorbereitung des Folgenden seyn, daß es auch zugleich für sich gelte. In jedem Zeitpunkt soll der Mensch gerade so seines Lebens froh werden, wie es dieser Zeitpunkt seiner Natur nach mit sich bringt, ohne daß er sich darum eine andere Periode zerstöre; ein Jugendleben, worin das Alter verschwelgt wird, ist eben darum als ein voreiliges Leben ein schlechtes Leben, aber eben so ist es auch verkehrt, nur in der Zukunft leben zu wollen. Wir empfinden dieses Letztere tief in den Vorwürfen, welche wir uns machen, wenn ein Kind stirbt, und wir glauben, daß wir es zu wenig seiner Kindheit hätten froh werden lassen, denn das können wir ihm nun nicht mehr ersetzen. Gutes Kind, wir wollen dir die heiteren Spiele nicht rauben, um dich in ein finsteres Zuchthaus zu führen, worin du deinen künftigen Lebensunterhalt erarbeitest. Freue dich, Jüngling, deiner Jugend, aber als edler Jüngling, und so freuest du dich einer rühmlichen Thätigkeit und vertraueſt bescheiden der Hand deines Führers: siehe da! darin geht dir von Tag zu Tage ein reicheres Leben hervor. — Gewiß, meine Freundinnen, in einer guten Erziehung muß es sich finden, daß aus dem Kinde dann der beste Erwachsene

werde, wenn es ganz Kind ist; und gewiß werden wir das als das Meisterstück unsers Geschäfts erkennen, wenn sich die Frohheit der Jugend in unsern Kindern mit der Heiterkeit unsers Alters und des ihrigen einigt. Unsere Erziehungslehre möge nur recht tief ins Einzelne dieses ausführen. Wirklich, wie Ihr bald sehen werdet, gründet sich auf diese Ansicht die Auffindung der besten Unterrichtsmethode, und überhaupt die ganze Behandlung der Jugend; es ist dieses von der weitesten Ausdehnung, und da, wo man sich darnach genau verhält, gewinnt alles eine fröhliche Gestalt. Rousseau sagt irgendwo, die Erziehung eines Menschen könne erst dann beurtheilt werden, wenn er als mündig gewordener Mensch in der Welt auftrete. Wir sind dem trefflichen Manne schon für diese Eine Wahrheit unter den vielen, die er gesagt hat, viel Dank schuldig: aber wir dürfen auch dieses so wenig, wie seine ganze Erziehungslehre, einseitig aufnehmen, oder vielmehr, wir dürfen dabey nicht stehen bleiben. Auch in der Kindheit des Zöglings muß sich die gute Erziehung eben so richtig, wie in seinem männlichen Alter, erkennen lassen; nur ist es schwerer, sie dann schon zu erkennen, wo noch nichts deutlich sich bestimmt haben darf. Und dann dürfen wir nicht vergessen, daß doch immer noch unser Erziehen ein Stückwerk ist; wo ist das Kind, welches von seinem Daseyn an vollkommen zweckmäßig wäre behandelt worden? wo ist das Kind, wo man nicht mit irgend einer schon einge-

schlicheren Unart zu kämpfen hätte? Da muß denn freylich von Seiten der Eltern aufgeopfert werden — sie müssen sich vielleicht den Schmerz anthun, das Kind etwas Hartes fühlen zu lassen, und so muß das Kind an den Momenten seiner Fröhlichkeit verlieren. Wir dürfen nicht vergessen, daß eine vollkommene Erziehung ein Ziel ist, dem wir uns freylich nur annähern. Aber wir müssen doch dieses Ziel recht ins Auge fassen, sonst wissen wir ja nicht einmal, wie oder wann wir ihm näher kommen. Der vollkommenste Mensch, welcher ganz seine Bestimmung erreicht, ist der, welcher Zeit und Ewigkeit in sich zu einem glückseligen Daseyn vereinigt; und am vollkommensten ist unser Leben, wenn sich aus jedem Momente heiterer Gegenwart ein helleres Leben entwickelt, worin sich die Zukunft zu immer schönerer Gegenwart bildet. Ihr bedauert darum die Armen — ach, auch in Eurem Geschlechte giebt es ihrer viele, — und schon in ihrer frischen Jugend betrügen sie sich so um das Leben! — in welchen ein Treiben ist ohne Ziel, und ohne alle Freude an diesem Treiben selbst, ewig Zukunft, nie Gegenwart; eine finstere Leere wird ihr Inneres! Schon das, daß Ihr sie als arm bedauert, beweiset, daß Ihr das Höchste der Menschheit ergriffen habt, welches zu einem ganz andern Ziele führt. Unser Erziehen ist noch entfernt davon, wie wir selbst noch davon entfernt sind: aber schon steht es mir heller und deutlicher vor, indem ich mit Euch davon rede.

Zweyter Brief.

Du kennest Deine Kinder, meine liebe Asterie. Daß ich Dir dieses glaube, lasse mich Dir auf meine Art sagen. Dein Ernst und Deine Nanny stehen Dir vor Augen, so wie sie sind, das ganze Wesen jedes Kindes ist Dir bekannt, alles sein Gutes und Böses, und wie dieses an einander hängt, sein Inneres und Aeußeres; und dieses alles fließt in Dir in Einen Eindruck zusammen, welchen man Anschauung nennt. So hast Du eine anschauliche Kenntniß von Deinem Knaben und von Deinem Mädchen. Jetzt willst Du jemandem Deine Kinder beschreiben; er wird mit Nannys häuslichem Sinne bekannt gemacht, wobey Du ihre Verdrossenheit nicht vergissest; eben so erfährt er etwas von Ernstens Beherztheit und zornigem Wesen. Auf solche Weise hebst Du eins nach dem andern aus Deinem Kinde aus, immer etwas Einzelnes, fassest es unter einen Begriff, und theilst diesen vermittelst eines Wortes mit. Du glaubst auf diesem Wege ihn ganz genau mit Deinen Kindern bekannt zu machen, so wie Du selbst sie kennest, und es liegt Dir viel daran, da er bey ihnen Dein Erziehungsgehülfe werden soll. Du fährst also fort mit scharfem Blicke alles an

ihnen zu durchlaufen, nichts übersiehest Du, und so setzest Du Deine ganze Anschauung von ihnen nach und nach auf Begriffe. Jetzt glaubt der Freund selbst, Deine Kinder schon genau zu kennen, ehe er sie noch gesehen hat. Aber wie weit ist seine Kenntniß noch von der Deinigen verschieden! Nun sieht er sie, da findet er sogleich vieles anders, als er sichs vorgestellt hatte, und immer wird er sie in der Folge etwas anders ansehen als Du, seine Kenntniß von ihnen stehet immer gegen die Deinige weit zurück. Eine Mutter erhält, wenn sie will, eine solche anschauliche Kenntniß von ihrem Kinde, welche sie nie im Stande ist ganz mitzutheilen, und welche auch sonst niemand erhalten kann. Das fühlet Ihr wohl, Ihr guten Mütter, wenn Ihr Euer Kind unter fremden Händen sehet; oft müsset Ihr den Schmerz verwinden, wenn Euer Kind nicht erkannt wird, und Ihr könnet nicht einmal etwas dagegen sagen, denn man beweiset es Euch mit strengen Begriffen, daß man Euer Kind besser kenne; und doch wisset Ihr allein es ganz zu begreifen, sein Gutes und Böses habt Ihr im Zusammenhange durchgesehen, Ihr allein habt eine vollendete Anschauung von ihm. Ich will damit nicht sagen, daß mütterliche Vorliebe Euch nicht irre leiten könnte, denn diese macht freylich die mütterliche Ansicht des Kindes noch viel einseitiger als jene fremde Beurtheilung ist: ich sage nur von den Vorzügen einer solchen Kenntniß des Kindes, wie sie die Mutter haben kann, wenn sie selbst reines Herzens ist.

Nicht

Nicht anders mit der Kenntniß des Menschen überhaupt. Nur wer eine anschauliche von ihm hat, kann sagen, daß er ihn kenne. Du mußt es hören, wie man über jemanden abspricht, der Freund von Dir ist, und den Du daher besser kennest: Du vertheidigst ihn, man schweigt, aber es kränkt Dich, daß sie nicht eine bessere Meinung von ihm haben. Von einer Deiner Freundinnen sagt man, sie sey geitzig, über die andere hält man sich auf, daß sie frey ist in dem Umgang mit Männern. Diese schiefen Urtheile empören Dich, denn Du kennst Deine Freundinnen, wie die andern Menschen sie nicht kennen, und was man ihnen zur Last legt, siehst Du im Zusammenhang ihres ganzen Charakters; Du weißt wohl, daß jene häusliche Sparsamkeit nicht Geitz ist, und daß jene Unbefangenheit im Umgang die Aeußerung einer Unschuld und eines edlen Strebens ist, welches den raisonnirenden Weibern wohl fremd seyn mag; Du möchtest ihnen das begreiflich machen, umsonst — sie setzen Dir immer ihre Begriffe entgegen, und Dir bleibt der Schmerz, Deine Freundinnen verkannt zu wissen; weil Du Deine Anschauung, welche Du von ihrem ganzen Charakter hast, nicht ganz so mittheilen kannst. O, wie etwas ganz anders ist es, den Menschen dem Geiste nach — Du verstehst diesen Ausdruck — zu fassen, gegen jenes Buchstabiren, wenn man einzelne Aeußerungen von ihm herausnimmt, und diese nun nach einem allgemeinen Begriffe als Tugenden

oder Laster stempelt! Laß uns diese Bemerkung einstweilen als Wink zur besseren Kenntniß der Menschen aufbewahren, vorjetzt aber soll sie uns noch zu etwas anderem führen.

Du siehst nehmlich, liebe Asterie, daß es mit der anschaulichen Erkenntniß etwas ganz eigenes ist; es ist etwas darin, das nie ganz durch Wort und Begriff ausgesprochen werden kann. Du versuchst es; aber immer bleibt etwas rechts und links zur Seite liegen, Du fühlest das, und Du suchest immer wieder mit Worten und Begriffen zu Hülfe zu kommen, Deine Rede wird lebhafter, man sieht Deine liebenswürdige Begeisterung, womit Du uns die Sache so recht in das Gemüth hineinreden willst, aber nie hast Du ganz ausgesprochen, was Dich innig bewegt. Siehe, darum empfinden es unsere Kinder so schmerzlich, wenn wir sie nicht verstehen, und sie werden so gerne ärgerlich und verdrossen in jenem Alter, wo ihr Gemüth schon etwas mitzutheilen hat, und es ihnen noch an der Sprache fehlt. Wir müssen uns dann auf ihre dunkelsten Andeutungen verstehen lernen, wenn wir sie nicht von uns stoßen wollen. Du magst nun etwas außer Dir oder in Dir, das Du durch Deine unmittelbare Empfindung kennest, mittheilen wollen, immer bleibt die Mittheilung unvollkommen; Du magst noch versuchen, dieses aufzufassen, jenes aufzufassen, immer lassen diese neuen Begriffe etwas liegen, das bloß Anschauung in Dir bleibt, und das niemand versteht, als wer sie auch

hat. Denn im Anschauen hat unser Gemüth etwas Unbestimmtes, Unendliches vor sich: das, was wir durch Denken auffassen, ist dadurch bestimmt und begränzt worden. Wer die anschauliche Erkenntniß hat, hat den Geist, der Buchstabe thut ihm kein Genüge. Er spricht mit Innigkeit davon, und es drängt ihn und treibt ihn, wenn es eine hohe Idee ist, sie andern mitzutheilen. Lese z. B. den Brief eines Apostels, wie da der Geist des Christenthums mächtig aus jedem Worte spricht, und immer noch was zu sagen hat.

Es ist durchaus nöthig, daß wir dieses gleich im Anfange bey Mittheilung der Gedanken über Bildung des Menschen beherzigen. Die nächsten Folgen, welche Du hieraus ziehest, sind, daß nur diejenigen, deren Inneres gleich gestimmt ist, sich recht verstehen können, daß also nur die Eltern ihr Kind ganz zu erkennen vermögen. Ferner, daß alle Bildung von dem Anschaulichen ausgehen muß; und dieses ist nicht nur für die Bildung des Verstandes, sondern auch des Herzens höchstwichtig, es ist so die Entwickelung der Natur. Daher behält auch nur dann das Kind seine Wahrheit, wenn dieser Gang beobachtet wird. Geben wir ihm erst Worte und Begriffe, ehe es die nöthigen Anschauungen unterlegen kann, so glauben wir vielleicht, das Kind habe etwas in sich erhalten, wir bringen ihm selbst diese Meinung bey, aber es hat nur Wortkenntniß, die es sich und Andern für Sachkenntniß

giebt; die tiefste Quelle aller Unwahrheit. Dabey bleibt ein unwahres Gemüth auch leer, und beides ist Dir und jedem reinen Sinne ein widerlicher Anblick; das ist es, was die Affektation so unausstehlich macht. Wer die äußere Anschauung nicht hat, spricht von der Sache, wie der Blinde von der Farbe, und wem es an den inneren Anschauungen, d. i. an den Gefühlen für das Höhere der Menschheit gebricht, dem fehlt es an Innigkeit und Tiefe. Siehe, wie Dich es freut, wenn das Kind mit ganzer Seele an etwas ist, wenn seine Augen sich lebhaft dahin wenden, wovon Du ihm sprichst, wenn sie glänzen, wenn sie schwimmend werden, je nachdem es von Deinem Sprechen bewegt wird, wenn es jetzt seine Lippen eröffnet und die Stimme hervordringt, und es ist, als ob die Fülle seines Inneren überströmen wolle. Da ist etwas in dem Kinde, und da wird etwas herausgebildet. Aber höreſt Du es mit aller Ordnung und Künstlichkeit etwas hersagen, ohne Zeichen von inniger Bewegung, aber ganz der zierlichen Sitte gemäß, worein man die Kinder unter den gezwungenen Erwachsenen zwängen will, da ist Aeußerlichkeit, Oberfläche, Leere, und hängt sich das Kind daran, so läßt sich für die Bildung des Inneren wenig Gutes weissagen. So ist es mit so manchen Formeln, welche man die Kinder sprechen lehrt, es seyen nun Höflichkeitsausdrücke, oder Gebete, oder Sittenregeln; möchte nur die Gefälligkeit, Religion und Sittenlehre nicht bey so

vielen Menschen auf diese Art angebildet werden, wodurch doch nichts anders entsteht, als eine große Lüge, welche durch das ganze Leben hindurch geht! Alles daher, weil man nicht von der Anschauung ausgegangen ist. Wir dürfen uns nur an jene Sentenz einer vornehmen Dame erinnern, welche in der Sitte der vorigen Generation mit hohem Selbstgefühle sprach: „Ich sage meinem Kinde immer: handle nur nach Grundsätzen!“ Machen wir es viel besser, wenn wir dem Kinde die Wahrheiten der Religon beweisen, und sagen: es ist deine Pflicht, Gott zu lieben? Sollten wir nicht statt dessen erst die religiösen Gefühle selbst in ihm entwickeln, daß sie lebendig da seyen? — denn der todte Buchstabe macht sie nicht lebendig. Das Zeitalter, welches unsern Kindern mit aller Gewalt eine Vernunft-Religiosität geben wollte, begann in der That noch etwas Verkehrteres: es fing an, mit den Kindern über Religion zu philosophiren, ohne daß diese erst in dem Gemüthe hervorgewachsen war; da wurde denn alles in ein Denken und Sprechen darüber verwandelt, und dem Herzen blieb sie fremd, d. h. es kam nichts von Religion zum Vorschein. Nicht besser ist es mit dem Moralisiren und dem voreiligen Raisonniren über den Grund der Pflichten. Das Kind, welches dadurch erst zur kindlichen Liebe gezwungen würde, wäre ein trauriges Wesen. Erst müssen die moralischen Gefühle da seyn, sonst bleiben alle moralischen Begriffe leer, und so gut sie auch der Mensch aufzusagen und durchzuführen

weiß, so hat er doch keinen moralischen Gehalt, sein vermeintes Handeln nach Pflicht macht ihn nur unwahr. Ist dieses wirklich Geist und Leben in ihm, so vernimmt er dann nicht bloß Worte, wenn er z. B. hört, daß man jeden Menschen als Zweck an sich achten solle: jetzt wird ihm sein Herz deutlich ausgesprochen, und die Liebe, welche bisher in seinem Inneren wallete, wird nun zugleich ein Gedachtes; so und nur so fließen ihm Begriff und Anschauung in Eins. Er verstehet jetzt die Worte des Dichters, und empfindet etwas Unaussprechliches dabey:

„Was ist das Heiligste? Das, was heute und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

Man katechisire so was noch so schulgerecht durch, um die Begriffe immer durch kleinere Begriffe zu zerlegen: wo die Grundanschauungen davon in dem Gemüthe fehlen, bleibt der Sinn wie ein Heiligthum verschlossen.

Du wirst diese vorläufigen Winke um so nöthiger finden, meine Liebe, da wir so leicht geneigt sind, das Aeußerliche eines Menschen, seine Gebildetheit, für das Hauptwerk der Erziehung zu halten, und da Du doch etwas ganz anders als die Hauptsache unsers Geschäfts anerkennest. Von innen heraus sollen unsere Kinder gebildet werden, und dann sey das Aeußere der reine Spiegel der

inneren Schönheit. Sie fliehet, alle Schönheit fliehet, wo der Natur Gewalt geschieht: aber da, wo das Edle in der Natur zum freyen Aufstreben gefördert wird, da erhebt sie sich in einem höheren Glanze. Durch das Wort wächst keine Blume hervor, und Erziehen ist etwas ganz anders als Vorsprechen.

Nun aber weise auch nicht die Bemühungen des Denkens, und das Ordnen vermittelst der Begriffe zurück. Du hast bemerkt, daß die wahre Begeisterung zum Denken antreibt, denn sie betrachtet den Gegenstand, was sie betrachtet, will sie mittheilen, und das Mittheilen kann nur vermittelst der Begriffe geschehen. Durch sie wird erst bey dem Andern eine ähnliche Vorstellung hervorgebracht, sein Gemüth wird davon angesprochen, er wird auf die Anschauung aufmerksam gemacht, und dann können wir gemeinschaftlich darüber denken, Bemerkungen machen, und uns vor den Verwirrungen sichern, wohinein die von dem Verstande nicht genug bearbeiteten Gefühle zu leicht führen. Auch für Dich selbst ist es nothwendig, daß Dein Angeschautes ein Gedachtes werde, denn sonst könntest Du es nicht in Deiner Seele fest halten, es würde alles, was sich darin bewegte, in einem gestaltlosen Meere zerfließen. Damit es recht Geist werde, muß es sich in einem Gedanken erheben, und darum giebt es keine Bildung ohne Bearbeitung des Gemüthes durch Denken; wir müssen zu Allem, was Eindruck auf uns macht, so viel

möglich den rechten Begriff suchen. Daher sagest Du Deinem Kinde: das ist ein Baum; — das ist ein Löwe; — das ist die oder die Blume; — und darum treibt die Natur das Kind, bey Allem zu fragen: was ist das? — denn nun erst, wenn es ein Wort dafür hat, befestigt sich der Begriff davon in seiner Seele, mit diesem die Anschauung, und jetzt ist es sein Eigenthum geworden. Auf diesem Wege wird der Mensch gebildet. — Ich will Dir jetzt nicht von des Erziehungslehrers Locke Ideen sagen, da wir doch noch ausführlicher an seinem Orte von der Entwickelung des menschlichen Gemüthes reden müssen. Gar vieles ist davon zu sagen, was Noth thut, besonders in unserm Zeitalter.

Noch aus einem Grunde wirst Du mir es zugestehen, daß ich so viel von diesem Gegenstande vorläufig sprach: ich wollte gerne sogleich auf die Anschauung, welche mir von dem Erziehungsgeschäfte vorschwebt, hindeuten, damit, wer es lieset, wo möglich schon im Anfang einige Bekanntschaft mit dem Geiste meiner Erziehungslehre erhalte. Dir wird es jetzt schon vorschweben, was hier nach und nach soll dargelegt werden, daß das die wahre Erziehung ist, welche von der Natur des Menschen ausgehet, sich genau an ihren Gang anschließt, und nun eine höhere veredelte Natur in ihm herausbildet. Schon vorlängst versuchte

ich eine Erziehungslehre nach dem Geschmacke des philosophischen Zeitalters, aber die Arbeit wollte mir nicht von Herzen gehen, im Inneren sah ich es ganz anders an, als mir es jene wohlgereiheten Begriffe angaben, und so ließ ich davon ab. Mit dem Begriffe von Freyheit wollte ich anfangen, aber da kam wenig oder nichts von Erziehung heraus. „Wie? ist nicht Vernunft, ist nicht Sittlichkeit das Höchste, von dem alles ausgehen, wo alles hinführen muß? und ist nicht auch darin das Prinzip aller Erziehung?" — so dachte ich, und nicht unrichtig. Aber was half es für die Anwendung auf diese Lehre, welche ganz für das wirkende Leben seyn soll, und mit abgezogenen Begriffen nicht weit reicht! Laßt uns vorerst sehen, wie der Mensch vernünftig wird, wie sich in dem Kinde ein sittliches Wesen entwickelt, wie jene wundersame Natur erwächst, welche, von einer andern Seite angesehen, Freyheit ist. Laßt uns die Gesetze auffinden, wornach sich eine edle Natur in dem Menschen erzeugt, und laßt uns dann sehen, was wir dazu bey Andern wirken können. Kurz, wir müssen auch hier von dem Anschaulichen, von der Natur des Menschen ausgehen, um mit ihr von unten herauf zu den Höhen der menschlichen Vollendung zu steigen. Wer in sich selbst seiner Freyheit in einer edlen Natur bewußt ist, worin das Moralische Geist und Leben ist, der wird mich hier nicht mißverstehen; darum brauche ich bey Dir und Deines Gleichen mich nicht gegen Mißdeutungen zu verwahren,

welches, beyläufig gesagt, ohnehin nie ein sonderliches Compliment für die Leser ist.

Viele Eltern meinen, daß sich durch die Erziehung Wunder ausrichten ließen; sie denken im Ernste, daß sich in die Kinder etwas hineinbringen ließe, wozu sie gar keine Natur haben. Und doch sieht man gewöhnlich, daß, bey allem Kostenaufwand und aller mühseligen Bearbeitung, nicht einmal das, was in dem Kinde liegt, herausgefördert worden, und daß es nicht einmal die Kunst zu leben gelernt hat. Die fehlerhafte Richtung in dieser letzteren Hinsicht theilt die Menschen, auch die gebildeten, in zwey Klassen: die, welche die Zukunft über der Gegenwart, und die, welche die Gegenwart über der Zukunft verlieren. Gerade gegen dieses Beides kann die Erziehung kräftig wirken. Man sieht unter diesen gezogenen Menschen, daß sie sich noch in zweyerley Klassen theilen: solche, welche ihr Inneres nicht äußern können, und solche, welche nur Aeußerliches besitzen. Auch dieses konnte eine gute Erziehung verhüten, indem sie das Gute, was in dem Kinde liegt, ergreift, und es zur Bildung, welche sich äußert, befördert. Dann würde man nicht so viel schaale Menschen sehen, in denen man frühzeitig die gute Natur erstickte, und dafür eine conventionelle Zierlichkeit gab, womit die Leere überzogen ist. Denn ein Kind, das ohne alles Innere auf die Welt käme, ist gewiß nicht leicht zu finden; Verwahr-

losungen der Natur sind immer Seltenheiten. — Was ich über den Hang Deiner Kinder, liebe Freundin, vermuthe, ist: Dein Ernst geht ernst und tapfer auf die Zukunft los, Du mußt ihm also auch einen freundlichen Sinn für die Gegenwart erwecken; Deine Nanny verschließt eine Tiefe in sich, Du wirst das sinnige Mädchen sich fröhlich aussprechen lehren; und Dein kleines munteres Röschen deutet in seiner lustigen Lebendigkeit auf das, was man Leichtsinn nennt, was aber zu einem herrlichen Charakter des Weibes führen kann, wenn man so glücklich ist, Religiosität und edles Selbstgefühl in ihm zu erwecken; der Leichtsinn verwandelt sich dann in einen leichten Sinn, welcher mitten in dem geschäftigsten Leben doch ungefesselt über Allem schwebt. Es sind meine Vermuthungen, Du kennst Deine Kinder besser als ein Anderer: bildest Du aber in jedem nach Beschaffenheit seiner Natur das Bessere in Dir ab, dann weissage ich Dir eine Krone, wie sie nur eine edle Mutter wünschen kann.

Dritter Brief.

An Dich, Philäne, richte ich in Gedanken besonders diesen Brief, weil Du Dich gern mit Betrachtung der Natur beschäftigest. Um es so anschaulich wie möglich zu machen, was ich jetzt zum Bewußtseyn bringen möchte, bitte ich Dich, Dir ein neugebornes Kind vorzustellen; oder vielmehr, ich wünschte, wir könnten uns auf einige Augenblicke in jenes Daseyn zurück versetzen, wo mit der Vorstellung von der Außenwelt allmählich Bewußtseyn in uns erwachte. Aber eben darum ist uns jener Zustand in tiefer Vergessenheit vergraben, weil er ohne Bewußtseyn und ganz anders als unser jetziges Vorstellen der Welt war. Doch zu unsrer Absicht mag Folgendes genügen. Du siehest, wie das Kind hell um sich schaut, um überall das Helle zu schauen. Was ist ihm also da die Welt? Nichts weiter als ein Unendliches, ein lichter Nebel, ein ungeschiedenes Ganzes. Hätte das Kind Ahndungen, so würde es ihm seyn, als ob das Meer umher in eine unendliche Menge von Dingen, von einzelnen Ganzen, sich scheiden wolle, und es würde sich nach dieser Scheidung sehnen. Dieses Sehnen dringt wirklich aus ihm hervor, indem es hier und da seine Augen hinwendet, die helleren Punkte

faßt, die Bewegungen bemerkt, und so in kurzer Zeit es dahin bringt, daß ihm einzelne Gestalten erscheinen. Nach und nach sondert sich Einzelnes von dem Einzelnen, die andern Sinne kommen zu Hülfe, bis sich endlich durch die Sprache die Vorstellungen von den mannigfaltigen Ganzen befestigen, wozu besonders die frühere feste Zubereitung, welche das Gehörorgan erhalten hat, bestimmt zu seyn scheint. Nach und nach ist dem kleinen Menschen die Welt etwas ganz anders geworden: aus dem unendlichen Ganzen eine unendliche Menge Theile, die sich ihm immer weiter und weiter gestalten. Daher der Naturtrieb des Kindes nach neuen Gegenständen der Natur, und seine Freude an Bilderbüchern, die ein gestaltenvolles Mancherley enthalten.

Doch, meine Theure, wir dürfen jetzt noch nicht hierbey verweilen. — Der Mensch wächst so unter Erfahrungen auf, mit der Gewohnheit des Lebens wird er auch gewohnt, die Welt auf bestimmte Weise anzusehen, und diese Weise ist so fest bestimmt, daß wir es gar nicht anders erwarten; der Himmel bleibt uns Himmel, die Erde bleibt unter unsern Füßen, die Sonne bringt Licht und Wärme, der Bach fließet das Thal hinab, wir erwarten im Frühling den Gesang der Vögel, wir fliehen schädliche Thiere und anderes Uebel, wir bereiten uns Speise in der Zuversicht, daß sie uns sättigen werde — und unzählige Dinge mehr. Mitten unter dieser Gewöhnung an die Welt,

worin wir sind, und an die Weise, wie wir darin sind, ging uns das Nachdenken über alles dieses auf, und wir fanden, daß vieles so oder so bestimmt seyn muß, wenn es eine Welt für uns seyn und der Mensch in der Welt seyn soll. Dieses Nothwendige nun, das wir nicht aufgeben können, ohne die Art unsers Vorstellens, d. i. den gesunden Menschenverstand aufzugeben, sind die Naturgesetze, denn die ganze Welt, worin wir auch Theile sind, nennen wir in der Hinsicht, daß sie unter Gesetzen steht, wornach Alles da ist oder erfolgt, die Natur. Sie bestehen fest und ewig, diese Gesetze, in unsrer Vorstellungsweise und in der Welt zugleich gegründet, so lange nur der Schöpfer die Welt und uns will bestehen lassen. Hörten sie auf, so zerfiele alles in Nacht und Graus. Grausen erfüllt uns schon in solchen Träumen, wo wir Gesetze der Natur aufgelöset sehen, wie z. B. wenn Dir es vorkäme, daß um Mitternacht die Sonne an den Himmel zurückführe, oder daß am Tage das Tageslicht nicht kommen wollte. Und was ist es anders, wenn einen in dem Gespensterwahne Entsetzen packt, was anders, als man fühlt, daß hier die Naturgesetze wanken? Wie schauderhaft ist das Bild eines jüngsten Tags, wo die Welt in Trümmer zerfällt, und Alles in ein Chaos zurücksinkt! Nein, so gewiß wir sind und bestehen, wird nicht aufhören Ursache und Wirkung und Zusammenhang der Dinge in der Welt, der Raum wird von Materie, Körpern, mannigfaltigen Gestalten

erfüllt bleiben, und darin werden sich in einander greifende Kräfte bewegen; es wird ein Wechsel der Dinge seyn nach einer ewig weisen Ordnung, und die Zeitfolge fließt in einer Ewigkeit hin.

Jetzt erscheint uns die Welt wieder als ein Ganzes, nachdem wir sie nach und nach in einzelne Theile durch unsere fortgehende Sinnenerkenntniß zerlegt haben, und hier berühret der Verstand gleichsam wieder die erste Einfalt der Kindheit. Aber es ist ein andres Ganze: was äußerlich in einzelne Wesen gesondert ist, hält ein innerer Zusammenhang zusammen. Bekannte und unbekannte Kräfte rühren und regen sich in dem Weltall, strömen von Pol zu Pole, von Welten zu Welten, sie umwallen und durchwallen Dich und uns Alle, durch sie sind wir als Theile dem Universum übergeben. Der Athemhauch, welcher so eben Deiner Brust entsteigt, bewegt die Luft um Dich her, und wo willst Du seinen Kreisen die Gränzen setzen, nachdem einmal durch ihn angeregt ist, was die Räume erfüllt? Den Sinnen, und selbst der Phantasie entgehen hier die Vorstellungen, aber gewiß wirkt auch die kleinste Kraftanregung fort nach allen Seiten in tausendfältig gebrochenen Kreisen ins Unermeßliche hin, bis zum entlegenen Sterne, den Dein Auge von dem Erden-Standpunkt nicht mehr erschauen kann. Und in tausendfältig gebrochenen Kreisen berührt dagegen uns das

Bewegte, durchdringt uns, stimmt uns insgeheim behaglich oder krankhaft: die Außenwelt fließet auf uns ein, wir fließen auf sie ein; bildend und gebildet leben wir mit ihr in ununterbrochenem Verkehr, und indem sie von uns verändert auf uns wieder zurückwirkt, durch sie wieder in mittelbarem Verkehr mit uns selbst. Wir fußen auf dem Erdboden, er trägt uns; wir bearbeiten ihn, er unterhält uns; wir athmen in dem Luftmeere aus und ein, während durch dasselbe Erschütterungen in unser Gehörorgan eindringen, Lichtstrahlen den Sehnerven anrühren, aufgelöfete Körpertheilchen sich nach dem Geruchwerkzeuge ziehen, und noch auf mehrfache Weise unser Regen und Bewegen durch die Atmosphäre vermittelt wird. Mit belebender Macht schwimmt die Sonne über uns, und wir samt ihren andern Weltkörpern um sie her. Der Erdball, in sich selbst durch seine Mittelpunktskraft festgehalten, hält alles das Seine mit derselben Kraft an sich, und, angezogen von der Sonne, rollt er in seinem Schwunge gesetzmäßig dahin. Anziehungs- und Abstoßungskraft, nach richtigem Verhältnisse abgemessen, hat jedem Weltkörper seine bestimmte Bahn angewiesen. Ein allgemeines Zusammenwirken des unermeßlichen Alls nach weiser Ordnung, und wir darin, ohne es zu bemerken, mannigfach und wundersam verflochten! Aber sagt es uns nicht ein eigenes Gefühl, wenn es Frühling

oder

oder Herbst ist, wie eine geheime Sympathie uns mit der Außenwelt verbindet? An einem sonnenhellen Tage ist es uns anders zu Muthe als an einem trüben, und wieder anders unter dem Sternenhimmel. Es waren Seelen, welche das Große empfanden, die in den Gestirnen der Menschen Schicksal lesen wollten! Sie empfanden den großen Zusammenhang; nur in der Beschränktheit ihres Verstandes, der sich dabey von seinen Gesetzen verirrte, wurde es ein kläglicher Wahn.

Dieser allgemeine Zusammenhang der Dinge wird uns bekannter, so wie wir die Grundstoffe mehr kennen lernen, welche die Naturforschung durch mannigfaltiges Verbinden und Scheiden, d. i. chemisch, zu finden sucht. Das neueste Zeitalter ist bis zur Erfindung des Galvanismus bereits sehr weit darin gekommen, aber man wird es immer noch weiter bringen, und doch nie zu den ersten Stoffen gelangen, welche sich nicht weiter zerlegen ließen. So wie die Welt vor unsern Sinnen aufgeschlagen ist, unterscheiden wir darin abgesonderte Körper, theils von unregelmäßiger Gestalt, z. B. die meisten Steine, theils solche, die unter einer bestimmten Gestalt überall, so viel es auch ihrer sind, vorkommen, z. B. Gewächse und Thiere. Wir theilen sie hiernach, so wie sie gemeinsame Merkmahle zeigen, in Arten ein, diese fassen wir wiederum nach gemeinsamen Merkmahlen in Gattungen, diese wieder unter höhere

Begriffe und allgemeinere Benennungen, und so immer höher und höher bis zu der bekannten Hauptabtheilung der Reiche der Natur — z. B. die Grasblume steht unter der Gattung Nelke (Dianthus), diese in der achten Klasse, Gewächsreich. Der große Naturkenner Linné gab in seiner Klassification den Weg an, worauf man in die Natur eindringen sollte: man ist aber bisher mehr bey seiner gemachten Einrichtung stehen geblieben, als daß man sich von seinem Geiste hätte weiter führen lassen. Denn das Ziel geht doch dahin, die Gesetze zu finden, wornach die Natur selbst abgetheilt hat. Laß mich dieses deutlicher sagen. Du siehest an allen Rosenstöcken, so verschieden auch jeder einzelne da steht, eine gewisse gemeinschaftliche Physiognomie, welche der Rosenstock im Ganzen hat; man kann sie nicht ganz in Begriffen ausdrücken. Diesem muß doch eine gewisse Kraft zum Grunde liegen, welche gerade so das Gewächs bildet. Der Naturforscher dachte, daß sich diese Kraft in dem Blüthenstande am meisten offenbaren müsse, und wählte daher diesen zur Klassification. Allein es findet sich, daß dadurch noch lange nicht alles erschöpft ist; und noch weniger befriedigt die bisherige Abtheilungsart in dem Thierreiche. Noch zur Zeit hat man freylich nichts besseres finden können, allein es muß sich doch etwas finden lassen, wodurch das Gemeinsame der Art in der Natur selbst bestimmt wird. Wenn wir dieses gefunden haben, und das Willkührliche in

unserm Ordnen der Natur mit ihren verborgenen Gesetzen zusammen fällt, dann erst können wir die Natur der einzelnen Naturproducte einsehen. Die eigenthümliche Kraft, welche in dem einzelnen Ganzen wirket, — wir nennen sie die Natur dieses Wesens — können wir nach unsern bisherigen Einsichten mehr ahnden als wirklich erkennen. Du siehest aber schon hieraus, liebe Freundin, womit wir es anzufangen haben, um die Kinder zur richtigen Erkenntniß zu führen. Auch hier ist die Anschauung das Erste. Gewiß ist es eine der größten Verkehrtheiten gewesen, daß man den Kindern Wörter, die Menge der Wörter, aufgab, und die Verbindungen der Wörter lehrte, wo sie von den Sachen so gut als nichts verstanden. Dieses nannte man Sprachunterricht, und das war in allen Schulen das Erste und Letzte. Ein gewisser Comenius gab dafür in seiner gemahlten Welt ein Buch, welches die Sachkenntnisse unter der Sprache in die lateinischen Schulen einführen sollte. Aber weit durchdachter und umfassender führte Basedow, der deutsche Reformator des Erziehungswesens im vorigen Jahrhundert, diese Idee aus, freylich nach seiner Einseitigkeit. Und hier müssen wir auch des braven Salzmanns dankbar gedenken, welcher vorzügliche Beyspiele gab von der einzig richtigen Lehrmethode, dem Aufsteigen aus dem Anschaulichen zu dem abgezogenen Begriffe. — Du wirst durch diese Bemerkungen den Unterricht in der Naturbeschreibung,

den Du wohl kennest, bestätigt finden. Das Kind sehe zuerst diese einzelne Blume, jenes einzelne Gewächs; es weile dabey mit Wohlgefallen; es vernehme einen bezeichnenden Namen; nichts bleibe unbemerkt, was ihm zu fassen interessant ist; allmählich werde es aufmerksam auf das, was diesem und einem andern Gewächse gemein ist, z. B. die Staubfäden der Blume; so bilde es sich durch eigene Thätigkeit den Begriff der Art, weiter fort noch einer Art, endlich der Gattung, und so werde immer höher gestiegen. Je sorgfältiger dieser Weg betreten wird, desto natürlicher der Unterricht. Daher ist es schon verkehrt, wenn man z. B. mit den allgemeinen Begriffen von Reichen der Natur u. dergl. anfängt. Freylich wollen wir es auch damit nicht pedantisch halten, aber wenn doch von der besten Weise gesprochen wird, so muß man sie ganz zeigen. Hierzu gehört auch, daß billig ein Kind nicht Worte hören sollte, die ihm nicht schon etwas Anschauliches haben. Gebrauche ich z. B. den Ausdruck: es verhält sich; so denkt es dabey nichts rechts, es ist ein abstracter Begriff, lieb ist mir's alsdann noch, wenn es etwas Sinnliches, z. B. ein Halten mit der Hand, dabey im Sinne hat. Genug, der Unterricht, welcher nicht von der Natur ausgeht und voreilig ist, bildet nicht. Dieses als vorläufige Erinnerung; an seinem Orte müssen wir über die Wichtigkeit des Sprachunterrichts sowohl als über die Entwickelung unsers Inneren ausführlicher nachdenken. Laß uns wieder auf

Dich selbst zurückkommen. Blicke in Dein Gemüth. Du hast so eben einen Gedanken, und dieser Gedanke ist entstanden, indem Du dieses lasest, und dieses Lesen hatte wieder in etwas seinen Grund, und so weiter fort. Alles, was in Deiner Seele vorgeht, Du magst etwas deutlich denken oder dunkel fühlen, hat in etwas Vorhergehendem seinen Grund, das Du beym Nachdenken darüber vielleicht erkennest, vielleicht auch nicht: aber sicher ist kein Zustand in Deiner Seele, der nicht durch einen vorhergehenden begründet wäre. Es würde nicht jetzt dieser Eindruck darin seyn, wenn Du nicht vorher jenes gedacht oder Dein Auge dorthin bewegt hättest u. s. w. und Du hättest nicht dieses gedacht, oder Dein Auge dorthin bewegt, wenn nicht vorher etwas anders vorgegangen wäre, das Dich dazu bestimmte. So giebt es immer ein Vorher, worauf grade dieses folgen mußte, und von diesem Vorher wieder ein Vorher, bis sich endlich, wenn Du so weit Dich zurück erinnertest, in dem bewußtlosen Zustand der Kindheit die Forschung verliert. Aber daß sie sich hier verliert, ist bloß ein Mangel unsrer Erkenntniß, denn sicher ist auch dieses, daß es da gerade so in uns war, wieder in dem Vorhergehenden begründet; sicher, sage ich, denn wir stehen unter den Gesetzen der Natur, und alle Veränderungen in uns stehen insbesondere unter dem Gesetze der Zeitfolge, es sind Wirkungen, welche ihre Ursachen voraussetzen. Diese laufen bis zu den Eltern hinauf.

Und hier berühren wir die Lehre der sogenannten Associationen, des Schlüssels zur Erziehungskunst. Diese Lehre ist indessen auch nach dem, was der Arzt Darwin darin gethan hat, noch dunkel; aber wie wichtig das Studium derselben für den Erzieher! — Ich muß Dir daher vorläufig eine Idee davon erwecken. In dem Kinde ist die Vorstellungskraft beständig thätig, sie erhält mannigfaltige Eindrücke und reihet sie an einander, alles, was sich mit diesen Eindrücken verband, bleibt auf eine gewisse Weise mit einander verbunden, nachmals erweckt sich dieses wechselseitig, und diese Erweckung kann zu einer mächtigen Gewohnheit werden, wie z. B. das Zufallen der Augendeckel, wenn sich etwas vor dem Auge her bewegt; oder es schmelzen mehrere zusammen und bilden neue Vorstellungen oder körperliche Thätigkeiten, daran ketten sich wieder neue Eindrücke, und so geht das Zusammenweben ins Unendliche. Die Kraft, welche Leib und Seele vereinigt, entwickelt sich, und in ihrem Fortstreben legen sich von allen Seiten ununterbrochen einzelne Thätigkeiten des Leibes und der Seele gleichsam an sie an, diese sind auch schon, wenigstens zum Theil, zusammengesetzte Thätigkeiten, und da sich diese immer mit neuem Zuwachs unter einander verweben, so muß jene Kraft in steigendem Verhältnisse zunehmen, und es müssen unendlich vielfache Combinationen entstehen. Das sind die Elemente, woraus alles Geistige in dem Menschen

erwächst; aus diesen Associationen keimen alle unsre Gefühle, Gedanken, Gewohnheiten, bemerkte und unbemerkte Thätigkeiten hervor. Sie wirken mit einem verborgenen Zauber unser ganzes Leben hindurch. Denn wer kennt alle die Wallungen des Blutes, alle die besonderen Beschaffenheiten aller und jeder Organe in dem Innersten ihrer Faser, alle die Bewegungen der feineren Flüssigkeiten, alle die geheim wirkenden Empfindnisse, alles, was in der Seele vorgeht, alle die äußeren Eindrücke, welche in das alles hineinwirken! Wie muß sich da immer etwas Neues in uns erzeugen, und wer zählt die Veränderungen, welche so allaugenblicklich in uns wechseln, indem sie immer wieder neue Eindrücke und Stimmungen hinterlassen! Wer verfolgt dieses nie ruhende Gewebe in seine ersten Fäden und in alle seine Verflechtungen! Was uns nun diese Nachforschung am Ende ganz mißlich macht, ist das unerklärbare Band zwischen Geist und Körper, und die Zurückwirkung unsers Geistes auf das alles, wodurch alles, was in uns vorgeht, anders und anders bestimmt wird, — das Wunder der Freyheit in unserer Natur. Kämen wir nur weit genug in unsern Forschungen, so würden sich uns alle Fähigkeiten und nachmalige Fertigkeiten eines Kindes in seinen Associationen erklären, und wir würden sagen können, wie es zu allem, was in ihm ist, gekommen sey. Wir erhalten indessen nicht selten auf diesem Wege den Schlüssel zu irgend einem Gemüths-

zustand, worin wir uns jetzt befinden. Es ist Dir z. B. auf einmal so besonders wohl zu Muthe; Du suchest nach, um die Ursache zu finden, und Du entdeckest, daß Du in einem Worte, das Dir so eben vorgekommen, Dich in eine Welt hineinempfunden hast, welche Dir noch lieblich aus Deiner Kindheit herdämmert, oder der Zauber schöner Hoffnungen hat Dich bey diesem Worte getroffen; denn ehemals verband sich mit ihm ein freundlicher Blick Deines Vaters, oder Du warst in einer seligen Gesellschaft, als Du es vernahmst, oder Deine Phantasieen bewegten sich schön vor Deiner Seele, oder wie es sonst war. So giebt es tausend geheime Züge, welche die Saiten unsers Gemüths in den tiefen Klang der Wehmuth oder in den helleren der Freude stimmen, und was in der Gegenwart damit verschmilzt, legt sich wieder zu neuen Empfindungen für die Zukunft an. Lies einmal jetzt einen Lieblingsdichter, den Du ehedem lasest, er wird Dir eine Welt Deiner Gefühle von ehemals her zu einem Totaleindruck zurückrufen, wie wenn die Lüfte in der Harfe spielen, und wir durch die Töne eine überirdische Welt zu vernehmen glauben. Lies ihn dann wieder nach mehreren Jahren, lies ihn in verschiedenen Stimmungen: und mehr und mehr wirst Du durch die sinnvollen Stellen Dein Gemüth angeregt fühlen. Schon dadurch wird uns eine Schönheit des Gedichts oder auch eines andern Kunstwerks etwas Unendliches, wenn bey dem ersten Auffassen unser Sinn durch

innere und äußere Anschauungen dazu geweiht war; und umgekehrt weihet die Lektüre der Dichter unsern Sinn zum schöneren Empfinden der Natur. Es ist Dir bekannt, daß die Wohlgerüche ganz besonders den Zauber haben, uns insgeheim in die Blumenwelt der Kindheit zurückzuführen. — Eine Menge praktischer Bemerkungen, welche wir unmittelbar für die Erziehung hieraus nehmen können, will ich Dir zu machen selbst überlassen, und sie indessen unter die Regel begreifen: Umgieb Dein Kind mit Freundlichkeit in Scherz und Ernst. Jedes Wort, jeder Blick, jede Bewegung ist in ihm von bedeutenden Folgen, die ins Unendliche fortwirken; Dein Geist, der in dem Worte, in dem Blicke, in der Bewegung hervordrang, geht so im Ganzen auf das Kind über.

Und wirkt nicht selbst in uns, was jetzt unsre Seele bewegt, in die unabsehbare Zukunft fort? War Dein jetziger Gedanke ein andrer, so war Dein folgender ein andrer, so waren alle Eindrücke in Dir anders, so schwebte Dein Geist in einer ganz andern Gestalt in die Zukunft hin, als in der Reihe geschieht, in die er nun einmal eingetreten ist. So geht unser Leben herauf, so fließet es fort als ein ununterbrochenes vorwärts und rückwärts Anknüpfen, und so übergiebt es sich der Ewigkeit. Das Kind tritt nach einer bestimmten Ordnung der Natur auf diese Welt, es entwickelt sich zu einem reifen Menschen, der Mensch ist

wirksamer geworden, allmählich löset sich das Band, woran er ins Leben geführet wurde, von dem Irdischen entfesselt steigt er zur höheren Stufe: aber hier bleiben immer noch seine Wirkungen zurück, und von keinem Menschen, wenn er auch schon lange von der Erde abgetreten ist, verschwindet gänzlich die Spur.

Ja, meine Freundin, auch wir Menschen sind als Naturwesen hereingetreten, und so sind auch wir den Naturgesetzen des Entstehens und Vergehens auf der Erde unterworfen. In dem Strome der Zeit, welcher die werdenden Wesen herbeyführt, blitzte ein heller Funke auf, im Irdischen erhob sich lichter und lichter der himmlische Urstoff, und nun sagtest Du: Ich bin es! — Und ein Wesen, welches zum Leben des Selbstbewußtseyns erwacht ist, und zu dem Gedanken der Gottähnlichkeit sich hinaufgeschwungen hat, bey der ewigen Weisheit! das steigt über die Erde empor, nie kann es, nie wieder im Strome der Vergänglichkeit sich verlieren.

Vierter Brief.

Dein Blick, liebe Theano, sucht gern in dem äußeren Menschen den inneren auf, und ist geübt, schnell in das Charakteristische einzudringen. Hierbey liegt ebenfalls ein Naturgesetz zum Grunde, das wir uns jetzt zu deutlichem Bewußtseyn bringen müssen: Jeder Mensch hat seine eigene Natur, so wie jedes Wesen, welches in der Ordnung der Natur entsteht. Jeder einzelne Mensch kommt aus ihren Händen als ein eigen bestimmtes, auch von seines Gleichen verschiedenes Wesen, und nie sind sich zwey Menschen völlig gleich, weder in ihrer Ausbildung noch in ihren Anlagen.

Gieb es zu, daß ich hier etwas weiter aushole, und Dich erst in die leblose Natur führe. Schon in der todten Masse findest Du nicht zwey völlig gleiche Körper. Wären sie es auch an Gestalt, — und doch gilt das nur, so weit sie in unsre Augen fällt, — so sind sie es doch sicher nicht am Inneren. Es seyen so zwey Thon = oder Bleykugeln vor uns, oder ein ausgesuchtes Paar Perlen oder Diamanten, völlig gleich an Größe, Gestalt, Feuer und Wasser: die innerste Mischung der Grundstoffe dieser Körper ist sicher verschieden; denn sie wurden

an verschiedenen Orten unter verschiedenen Umständen und Einflüssen hervorgebracht; diese verschiedenen Ursachen mußten aber nothwendig die Wirkungen verschieden machen; wir dürfen nur daran denken, daß eins auf ganz andere Art, wie das andere, von der Luft, von dem Lichte, oder von wer weiß welcher noch feineren Materie berührt, und daß sie vielleicht auch in weit von einander entlegenen Zonen gefunden worden, bis sie neben einander als ein gleichgehaltenes Paar glänzten. Nimm auch zwey Blätter aus Einem Zweige vor Dich. Sie sollen vor Deinem Auge völlig gleich erscheinen: doch weißt Du sicher, daß sie in ihrem Inneren und für das bewaffnete Auge selbst in ihrem Aeußeren nicht so durchaus gleich sind. Das Verstandesgesetz der Ursache und Wirkung nöthigt Dich insgeheim zu dieser Voraussetzung. Denn die Knospe, woraus sich das eine entfaltete, war schon eine andere als die, welche jenes in sich schloß: oder war es dieselbe? — nun so hatten doch diese verschwisterten Blätter zwey verschiedene Orte, woran sie herauswuchsen, vielleicht kam auch das eine früher, das andere später, wenigstens war Licht, Luft, Witterung — alles Aeußere, das auf sie in ihrer ersten Anlage und in dem Hervortreiben derselben wirkte, bey dem einen anders angebracht als bey dem andern. Verschiedene Hindernisse, Begünstigungen, Umgebungen, Einflüsse mußten auch Verschiedenheiten in den Wirkungen, d. i. in der inneren Beschaffenheit der

Blättchen hervorbringen. Der Regentropfen, welcher auf das eine während oder nach seinem Herauswachsen fiel, war nicht derselbe, welcher dem andern Kraft einflößte, und anders brach sich der Sonnenstrahl, der seine Fasern reitzte, in diesem als in jenem; in dem andern wirkte mehr die Morgen- oder Mittagssonne, in einem mehr die Abendsonne; nach dem einen bewegten sich Theilchen in der Atmosphäre, welche vor dem andern vorüberzogen; vielleicht fand sich auch auf dem einen ein Insekt ein, das, wenn es sich auch auf dem andern eingefunden hätte, doch hier andere Spuren hinterließ. Und wer mag alle die Dinge aufzählen, welche sich vereinigten, um die Bestandtheile des einen Blattes anders zu mischen und chemisch zu verwandeln, als die des andern, es sey nun durch Hinzuführung andrer Stoffe oder durch verschiedenes Verhältniß der hinzugeführten. Waren aber die Kräfte, wovon sie bereitet wurden, in dem einen anders als in dem andern, so wurde auch ihr Stoff verschieden, dieses bewirkte nothwendig einen Unterschied in allen Theilen seines Organismus, und dieser innere Unterschied muß sich auch in einem äußeren für den genugsam feinen Sinn darlegen. — So siehest Du, daß kein organisches Wesen ganz genau so wie seines Gleichen organisirt seyn kann.

Noch auffallender ergiebt sich das, wenn wir es auf lebendige Wesen anwenden, wo die Thätig-

keiten um so vielfacher sind. Kämen uns auch zwey Eyer völlig gleich vor, so müßte doch der angelegte belebte Stoff, woraus das Hühnchen wird, vermöge der angeführten Gründe verschieden seyn; durch den schon unterschiedenen Nahrungsstoff werden die beiden immer verschiedener, und bis sie aus den Eyern geschlüpft sind, muß schon der Unterschied merklich erkennbar seyn, und immer stärker charakterisirt werden. Unter den vielen zusammenwirkenden anders gestalteten Ursachen spielt nun das Thierische in der Lebenskraft, und dann in der Willkühr eine Hauptrolle.

Das zusammengreifende Ganze, welches die eine Wirkung bestimmt, ist nämlich in dem großen Reiche der Wesen immer eine andere Ursache: darum muß auch die Wirkung eine andere seyn. Und dieser metaphysische Satz wird Dir noch anschaulicher werden, wenn Deine Phantasie Dir das Ganze der Natur vorführt, wie es ist, als ein rastloses Rühren, Anregen und Durcheinandergreifen der Kräfte, welche kein Theilchen des Stoffes der Ruhe überlassen. Oder willst Du Dir es noch bildlich vorstellen? Du weißt, daß man eine eigene Rechnungsaufgabe hat, um die möglichen Versetzungen der 24 Buchstaben aufzuzählen, und daß da eine ungeheure Zahl herauskommt. Denke Dir nun statt dieser Elemente die Menge der so weit zusammengesetzten Stoffe, als sie unsern Sinnen vorkommen; und nun noch dazu die viel-

fachen Verhältnisse ihrer Masse, und die immer dadurch wieder veränderte Wirksamkeit: so wird die Menge der möglichen Combinationen ins Unendliche gehen, und durch die immer neuen Zusammenwirkungen der Kräfte wird auch immer etwas anders producirt werden; hieran wird Dir ein Bild von der unendlichen Menge der Verschiedenheiten in den vorhandenen Wesen hervorgehen.

Dieses nun auf den Menschen angewandt, folgt unwidersprechlich, daß jeder Mensch schon mit einer eigenen, von jedem andern verschieden charakterisirten Anlage auf die Welt komme. Denn unendlich vielfach vereinigt sich das Gesammte der Ursachen, unter welchen die Kinder in die Wirklichkeit treten; und die Kraft, welche sich als Geist entwickelt, muß schon in ihrem ersten Beginnen, wo sie sich in und mit jenem wundersamen Organismus entwickelt, eine Mannigfaltigkeit der tiefsten Verflechtungen verstatten, worin es sich in jedem, so wie nur die Umstände im mindesten verschieden sind, anders verschlingt, so daß immer ein anderes, von jedem stark unterschiedenes Gebilde in dem werdenden Kinde sich erzeugt. Schon die Eltern sind andere Menschen als die Eltern des andern: aber sind es auch dieselben, so müssen dennoch selbst Zwillingsgeschwister ihre unterscheidenden Eigenheiten mitbringen. Organisation, Lebenskraft, und die sich entwickelnde Seele — alles in dem Menschen erhält schon in seinem begin-

nenden Daseyn seine Eigenthümlichkeit aus den Händen der Natur. Wir drücken das nun mit Einem Worte aus: die Natur gab jedem seine Individualität.

Du wirst sagen, liebe Theano: „Wofür diese Umschweife? Das versteht sich ja alles von selbst! Wer meint denn das anders?“ — Und doch meinen es viele, selbst die von Erziehung sprechen, anders; und um der Einwürfe willen, die Dir einmal gegen diese Ueberzeugung gemacht werden könnten, mußte ich es als Naturwahrheit aufstellen, daß jeder Mensch seine Individualität habe. Manche machen sich wunderliche Begriffe von einer gewissen allgemeinen Gleichheit, womit die Menschen in die Welt träten; da wäre denn einer, gerade so wie der andere, ein leeres Ding, das ich nicht nennen kann, eine unbeschriebene Tafel, eine allgemeine Form, — und darein ließe sich nun, was man wollte, hineinfüllen, hineinschreiben, hineindrücken, und alle diese Wunder thue die Erziehung. Die Erziehung mache eigentlich die Menschen; sie könne aus dem Kinde machen, was man nur verlange, folglich aus einem dasselbe, was aus dem andern, wenn sie nur recht die Hand anlege; und so wie alle ursprünglich gleich auf die Welt kämen, so müsse sie auch alle nach gleichen Formen, die man Menschheit, Vernunft, Sittlichkeit, Religion nennt, so bilden, daß einer sey wie der andere, und wenn dann die junge Generation so fertig sey, gleich einer Menge Gypsabdrücke

oder Medaillen aus Einer Form, so stehe die beste Welt ganz und fertig da. Lache nicht, Freundin; Du weißt ja, daß im Ernste Männer und Weiber behauptet haben, man solle sogar die Mädchen zu Männern bilden, und haben laute Klage erhoben über die Ungerechtigkeit, daß man Euch Weiber davon noch absichtlich zurückhalte, Männer zu seyn — ich könnte Dir sogleich ein neues Buch zum Zeugniß hier beylegen. Ihr armen Weiber! Und Du sagst: „Ihr armen Männer, die Ihr die Weiblichkeit so schlecht zu schätzen wisset!" — Wenigstens seyd Ihr Frauen nicht so Pedanten, wie es die gelehrten Männer sind, welche ihre abstracten Begriffe mit der Wirklichkeit verwechseln. Aus Abstracten besteht diese nicht. Was lebt, ist etwas durchweg Bestimmtes, es ist individualisirt. Du würdest den seynwollenden Philosophen von Erzieher, welcher meinte, in dem Knaben oder Mädchen einen Vernunftmenschen herauszuzwängen, nicht lange an Deinen Kindern zwängen, pfuschen, verderben lassen. Denn alles Zwängen der Natur bringt Verderben. Du hast so viel Respect für die Natur, daß Du es nicht einmal leiden magst, wenn man den freyen schönen Wuchs der Bäumchen unter der Scheere hält, oder wenn man das Obst vor der Zeit in dem Treibhause hervortreibt: wie viel heiliger ist Dir die Natur Deines Kindes! Es giebt schlechterdings nicht Eine Form für alle, und wenn man's meint, mehrere nach Einer abgeformt zu haben, so ist es doch am Ende nur

Gleißnerey und eitel Betrug. Jedes Kind wächst in seiner eignen Kraft und Gestalt, und darum sey uns die Individualität eines jeden Kindes heilig.

Zwar hat jedes auch etwas, das allen gemein ist, und dadurch ist es ein Wesen seiner Art; — daß es ein organisirtes lebendiges Geschöpf, ein Geist in der Menschengestalt ist, Vernunft, sittliche Bestimmung hat — das ist die Menschheit: allein in einem jeden eigen dargestellt, bestimmt, individualisirt. Und die Freyheit — erscheint sie nicht auch in jedem in einer eignen Weise? entwickelt sie sich nicht in der Natur? und muß der Mensch nicht erst gleichsam durch die Natur durchgehen, ehe er zur Freyheit gelangt? behält er nicht auch dann noch sein Individuelles in allem seinen freyen Handeln? Ist nicht die Freyheit am Ende auch ein Abstractum, das nicht an sich vorhanden ist, sondern in des Menschen Natur zum Vorschein kommt? — Freyheit und Natur vereinigt in uns! Wer löset uns dieß Räthsel? Diese Vereinigung, sie wird dem Sterblichen ein Wunder bleiben. Wir müssen indessen die Freyheit nur für die innere Ansicht unserer Natur halten; sie ist das Bewußtseyn der Menschheit: indem die äußere Ansicht uns mannigfaltige Naturen in der Menschenwelt vorzeigt, und diese ist es nur, wornach wir erziehen können. Genug, daß wir die Freyheit auch schon in dem Kinde respectiren, indem wir zu ihrer Entwickelung behülflich sind. — Doch einem Gemüthe,

worin sich die äußere und innere Welt harmonisch vereinigt, ist das genugsam bekannt.

Die Aufgabe der Erziehung ist daher: daß das Allgemeine der Menschheit sich in der Natur des einzelnen Menschen aufs vollkommenste individualisire. Selbst die Form der Sittlichkeit soll in einem jeden als edle Natur in einer eigenen Schönheit erscheinen. Und so wie überhaupt die Erscheinung des Göttlichen in einer gefälligen Gestalt Schönheit ist, so soll Gottes Welt unter den Menschen durch unzählige einzelne Naturen, worin die Menschheit mit der Individualität zusammenfließt, verherrlicht werden. Thöricht und zerstörend ist ohnehin ein Beginnen, welches gegen die Natur angeht, und scheint sie auch bezwungen, so tritt auf einmal wieder stärker ihre Gewalt hervor, und wirkt nun feindlich. So brachte der Religionszwang Religionsspott, der Aberglaube Unglauben herauf, und was gezwungene Erziehung stiftet, siehet man tagtäglich in mancherley innerlich verrenkten Gestalten, die gemachte Menschen sind. Aber, meine Theano, Du denkst wohl von selbst daran, wie in jener allgemeinen Aufgabe der Weg der Erziehung bezeichnet ist, daß diese nämlich dem nachgeht, was die Natur anschlägt, und daß sie also von der Individualität, die doch einmal schon angelegt ist, ausgeht, darin das Edle der Menschheit ergreift, und zu dem Höheren aufsteigt. Durch ein dunkles

Gefühl hiervon ist man wohl auf jene verkehrte Richtung abgeirrt. — Wir wollen in der Folge oft hieran denken.

Alle diese allgemeinen Lehren waren schon längst in Deinen Blicken, womit Du die Physiognomieen betrachtetest. Denn diese sind ja lebendige Offenbarungen des inneren Menschen in dem äußeren. Und Du wußtest schon in Zwillingen an ihrem ersten Tage den Unterschied zu erkennen — in dem Umrisse des Profils, in der Formung der Nase, in dem Lippenwurfe, in der Stirne, in den Augen, in dem ganzen Körperbau u. s. w. Könnten wir in den innerlichen Körperbau sehen, so würden wir eben so viele Verschiedenheiten finden, welche diesen äußeren Gestaltungen entsprechen, und noch mehrere; denn es ist fast kein Theil, welcher nicht variirt, und in der Zergliederung finden sich bey jedem Menschen auffallende Eigenheiten, welche er mit auf die Welt gebracht haben muß, und ich möchte dieses selbst auf die Mischungen der Säfte ausdehnen. Besonders gewährt der Knochenbau ein eigenes Studium, da er fast in allen Theilen bey dem einen diese, bey dem andern jene Abweichung zeigt. Am wichtigsten an dem Schädel. Wir sehen jetzt den viel versprechenden Forschungen des Anatomikers Gall begierig entgegen, welcher aus der äußeren Oberfläche des Kopfes auf inwendige Vertiefungen u. dergl. und daraus auf die Seelenkräfte des Menschen schließen will. Da nämlich in der Natur Alles zusammen-

hängt, so muß auch die Gestalt des Körpers auf seinen inneren Bau, dieser auf das Individuelle seiner Organisation, dieses auf die Verbindung mit der Seele hindeuten, und so müssen mit den Eigenheiten der Physiognomie Eigenheiten des ganzen Menschen genau von der Natur angegeben seyn, so wie Du manchmal bemerkst, daß in einem Gedanken der ganze Geist, der ihn flüchtig aussprach, leibhaftig erscheinet. Auch der gröbere Sinn findet dieses an Thieren, an auffallend thierischen Menschenphysiognomieen, oder an dem Aussehen der Verrückten unläugbar, und er wird zwischen der Stirne eines Affen und eines Apollo einen himmelweiten Unterschied finden; er wird wohl fühlen, wo ein Tempel der Weisheit sich wölbet. Aber der feinere Sinn unterscheidet noch in den unzähligen Formen, welche zwischen solchen Extremitäten, oder auch zwischen einem Baschkiren-, Neger-, Europäer-Angesicht, zwischen der Gestalt eines Feuerländers, Eskimos, Samojeden, Morgenländers, — oder wie die Nationen sich von einander auszeichnen mögen — in mannigfaltigen Nüancirungen fortlaufen. Die Natur liebt die Mannigfaltigkeit der Formen bey der höchsten Einfalt, welche ein jedes ihrer Producte zu einem Ganzen macht. Daß das Aeußere ein Anderes sey, und das Innere ein Anderes, ist Unnatur; — darum eben mißfällt Dir, Naturfreundin, die Gebildetheit unsrer Welt. „Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, sie aber suchen viele

Künste;" ist indessen eine der ältesten Klagen, die aus der Urwelt herübertönt. Durch diese vielen Künste, welche den Menschen mit sich selbst entzweyen, ist denn auch das, was sonst Naturgefühl seyn würde, das Verstehen der Gestalt eines Menschen, selbst zu einer Kunst geworden, und zwar zu einer mißlichen, oft durch ein mühsames Studium erworbenen, und doch trüglichen. Da steht denn der Andere als eine Chiffre mit seinem ganzen Aussehen vor uns, und wir rathen und buchstabiren, um sein Inneres zu enträthseln, und am Ende scheuen wir uns doch ein Urtheil auszusprechen. Dieses ist besonders das Schicksal der Männer. Wir sind überhaupt gewohnt, erst durch Begriffe hindurchzusehen, und dieses hindert die Reinheit des physiognomischen Blickes. Schon im Entstehen unsrer Urtheile fragen wir: „warum urtheile ich denn so? worauf stütze ich mich? welchen Beweis habe ich zur Hand, um es gültig hinzustellen, daß mir es andere Männer wohl müssen stehen lassen?" Dagegen seyd Ihr Weiber geborne Physiognomisten, und Ihr bringt es sicherlich weit, wenn Ihr durch Kenntnisse Euern reinen Blick schärfet. Gewöhnlich dringt Euer erster Blick schon tief durch die Oberfläche hindurch auf den rechten Fleck. Allgemein ist der erste Blick auf die Physioguomie entscheidend, weil er ziemlich unbefangen ist: aber wenn erst unser Gemüth dazu gebildet seyn wird, so wird das genauere Anschauen den Menschen endlich durchschauen. Nur fürchte

ich, daß unsere Generation dazu verdorben ist, weil wir noch von zu vielen Vorurtheilen befangen sind. Vielleicht kommen schon unsere Kindeskinder, welche hoffentlich die Vortheile einer Bildung, die endlich einmal den rechten Weg einschlägt, und von dem Inneren auf das Aeußere geht, genießen werden, dahin, daß sie in dem Aeußeren überall das Innere erblicken. Dann giebt es auch erst ein Erziehen. Damit indessen jetzt etwas geschehe, und daß denn auch unsere Enkel dahin gelangen, wünschte ich, das Studium der Physiognomik werde von Euch Frauen recht mit Liebe betrieben; doch nicht mit Vorliebe gegen Eure Kinder, Ihr Mütter, sondern mit der ächten und schönen Liebe, welche Euch Eure Kleinen zeigt, wie sie sind, denn so dürft Ihr am ersten hoffen, sie zu Eurer Freude groß zu ziehen. Unparteyisch und scharf sehende Mütter würden dadurch unglaublich viel leisten.

Als man dieses Studium verleiden wollte, hätte man die Sache besser fassen, und es nur den ungeweihten Gemüthern verleiden sollen; auch war nur die Anmaßung, wie sie das aufgeklärte Jahrhundert mit sich brachte, die Physiognomik ganz auf reine Begriffe und Regeln zu bringen, als eine Pedanterie des Spottes werth. Aber sie mußte sich schon bey der Bemerkung verlieren, daß bey weitem das Meiste in dem Aussehen eines Menschen uns lebendig anspricht, und sich nicht in einen todten Buchstaben fassen läßt. So würde die

Besorgniß vor dem Mißbrauche nicht geängstigt haben. — Uebrigens fürchtest Du auch nicht, gute Theano, durch eine solche höhere Naturforschung der Menschenwürde zu nahe zu treten. Nichts Schlechtes kommt aus der Hand der Natur; alles, was Gott gemacht hat, siehe hin, es ist alles sehr gut! Jenes Studium soll ja nicht die Schlechtigkeiten der Menschen lehren, die eigentlich Menschenwerk, Verirrung von der Natur sind; die Kunde von der Aeußerung dessen, was der Mensch geworden ist, die Pathognomik, ist ein weiterer Schritt. Vorerst gilt es uns darum, die Mannigfaltigkeit der Menschennaturen in ihrer Reinheit aufzufassen. In diesen haben wir eine herrliche Flora vor uns.

Monstrositäten sind überall in der Natur Seltenheiten. Auch unter den Menschen ist ein gewisser gemeiner Schlag, gleichsam ein Mittelbild, welches die meisten mit weniger merkbarer Abweichung an sich tragen. Man findet vorerst die Aehnlichkeit unter Geschwistern am merklichsten, dann unter der Familie, weiter unter Nationen, und endlich das Allgemeinste unter Menschen überhaupt. Gemeiniglich läßt sich der Familienschlag dadurch erst erkennen, wenn man die Sprößlinge desselben Stammes zusammenstellt: man siehet dann, wenn sie auch, einzeln betrachtet, ganz fremdartig schienen, etwas, das ihnen gemein ist, und das man doch nicht ganz bestimmt bezeichnen kann. —

Dieses deutet darauf hin, daß jede Nation und jede Familie etwas Charakteristisches in ihrem ganzen Naturell habe, welches aber wieder mit dem Individuellen jedes Einzelnen bestehet. Ist etwas in dem Physischen, worin sonst im Allgemeinen die Menschen gleich sind, von der Regel abweichend, so nennt man dieses eine Idiosynkrasie, welcher allerdings auch etwas Abweichendes in der Seele entsprechen muß, z. B. der wunderliche Abscheu mancher Menschen etwa vor Mäusen, der mit einer eigenen Beschaffenheit der Organisation verbunden ist. Allein es fragt sich noch, ob das wirklich Naturanlage und nicht vielmehr etwas Angewöhntes, eine Folge dunkler Associationen sey. So viel ist gewiß, daß so manches, was man gern für Naturfehler ansehen mag, z. B. mancher schwer zu erklärende Eigensinn, oder die Kälte, Bosheit, Dummheit manches Kindes, das Werk der Willkühr, wahre Unart ist, und so auch die meisten, ich dächte — alle, Widrigkeiten der Physiognomie wahre Carricaturen sind, d. i. Verbildungen durch des Menschen Schuld. Ich weiß wenigstens nicht, wie ein reines Auge so was in der Natur finden will: sie hat es überall auf etwas Herrliches angelegt. Die Aehnlichkeiten mit vierfüßigen Thieren, worauf schon der Grieche Aristoteles führte, fällt gewiß dem Stande der Schuld zur Last. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß wir unsre irdische Verwandtschaft immer doch etwas verrathen, und daß sich überhaupt in dem Menschen die Strahlen

des mannigfaltigen Lebens, welche uns in den Gestalten der Erde einzeln entgegen kommen, zu einem Lichtpunkte so zusammen brechen, daß in der Individualität eines jeden bald dieses bald jenes Einzelne stärker herausgehoben ist; denn die hohe Idealgestalt, worin die volle Harmonie der Natur erscheinet, wird sich so leicht nicht finden lassen — was müßte sich dazu nicht schon in den Eltern vereinen! Warum sollten wir hierbey nicht dankbar an den Mann gedenken — Du hast Dich schon von selbst während dieses Lesens an ihn erinnert — den der große Plan, in den Carricaturen die Abirrungen der Menschheit aufzustellen und in allen Physiognomieen das Edle zu suchen, um zu dem herrlichen Ideale der vollendeten Gestalt zu gelangen, welches ein sichtbares Bild für den Gottmenschen wäre, und ein Spiegel für die Guten alle, in ein tiefes Studium der Physiognomik führte, und den sein Zeitalter nur nicht genug verstand — an den seelenvollen unvergeßlichen Lavater!

Das Antlitz des Menschen, seine ganze Gestalt, kündigt den Geist an, der hier auf der Erde wandelt, zum Bürger des Himmels berufen. In jedem einzelnen Menschen spricht uns dieses Herrliche auf eigene Art an. Mächtiger in den Edlen: sie folgten dem Zuge der freundlichen hehren Mutter Natur, welche sie aufwärts gerichtet hat. Wer aber blieb ihr nicht etwas an kindlicher Folgsamkeit schuldig? Darum ist in späteren Jahren das

Dessein, welches sie in jedem angelegt hat, und wozu ihr die Erziehung die Hand leihen soll, so schwer noch zu schauen. Leichter sieht man es noch in dem Kinde, das uns eben darum in seiner Unschuld gefällt, und wie ein Engel aussieht. Aber auch hierzu wird ein geweihtes und geübtes Auge erfordert, und das ist eben das edle Ziel der Physiognomik, daß sie uns den Plan zur Verklärung des Menschen entdecke. Alle Unarten und Bösartigkeiten sind darüber hingeführte Nebel. Und das ist dann die wahre Erziehung, welche jenen edlen Keim auffaßt, um ihn zu schützen und zu pflegen: dann blüht zuverlässig in jeder Individualität etwas Schönes auf. Darum siehest Du, beste Theano, daß Dich ein heiliges Gesetz der Natur geheißen hat, die Menschen besser zu nehmen als sie sind, indem Du einen bessernden Einfluß auf sie haben willst; es ist keine Täuschung, sie sind wirklich von Natur, d. h. insgeheim, besser, als sie sich in dem Nebellande sehen lassen. Ist das nicht der wahre Künstler in dem Portraitiren, welcher in dem Menschen, den er mahlt, d. h. künstlerisch darstellt, dessen besseres Selbst, das er wohl seyn könnte, mit seiner begeisterten Phantasie erfaßt und hinzeichnet? Er veredelt. Ist es nicht auch dem, welcher sein andres Selbst, das ihm werth seyn soll, hier abgespiegelt sieht, ein seelenerhebender Anblick? Soll ich Dir nun noch sagen, Freundin, welche Gabe der Genius der Erziehung seinen Lieblingen verleiht?

Fünfter Brief.

Du führest mich an dem Faden ernster Betrachtung weiter, theuerste Theano, indem Du mir folgst. Du bist Dir Deiner Individualität — oder, laß mich in gemeiner Sprache reden, Deiner selbst bewußt geworden, so oft Du nur wolltest und auf Dich reflectirtest. Da wirst Du Dir immer eines Gefühls inne, worin Du Dich selbst in der tiefsten Wurzel hast, — Deiner Persönlichkeit; dessen, worin Du von allen andern unterschieden bist. Du kennest etwas Bleibendes in Dir. Es ist das, woran sich alles, was Dir vorkommt, anknüpft, und wodurch es das Deine wird; dieses Bleibende ist es, was Du damit aussprichst, wenn du sagst: Ich. Nicht etwa ein Allgemeinbegriff, wie Mensch, Welt: es ist der einzelnste unter allen Deinen Begriffen, denn es ist nur Eins, was ihm entspricht — Du selbst; es ist zugleich die bestimmteste, helleste Anschauung, wesentlich von der Anschauung andrer Menschen und der ganzen Welt geschieden — Du selbst hast Dich darin, und nur Du bist es. Du findest in Deinem Ich etwas, worin Du von einem Moment zum andern Dich selbst wieder findest, Dein Daseyn fest hältst, und mit allem, dessen Du Dich von dem ersten Punkte

des Erwachens zum Selbstbewußtseyn an erinnerst, für die Ewigkeit fest halten wirst; und worin, wer Dich liebt, Dich immer fest halten will. Dieses ist das Bleibende in Dir, Deine wahre Individualität. Es ist nur Dir unter allen Menschen allein auf eine Art bekannt, wie keinem andern, durch das unmittelbare Selbstbewußtseyn, aber Deine Freunde schauen doch auch hinein, als ob sich ihr Selbst darin spiegelte — und zwar verschönert. — So ist es mit allen Menschen. Wer nur ein Ich hat, trägt es mit sich über Berg und Thal, und kann sich in Ewigkeit nicht von ihm trennen; oder vielmehr: er ist immer und ewig dieses Ich, gerade dieses; er hat darin etwas, das seine Eigenheit ausmachte, das ihm ursprünglich eigen war, und allezeit bleiben wird, wie es sich auch mit ihm und in ihm ändere. Die Naturwahrheit: Jeder hat seine Individualität, d. i. er ist es Selbst, heißt mit andern Worten: Jeder ist derselbe; jeder bleibt, der er ist. Denke Dir nur den Namen einer Person, sogleich steht die ganze Anschauung dieses Menschen vor Dir, wodurch er sich von allen andern unterscheidet. Aber in uns selbst wird das Bewußtseyn unserer Individualität durch die Nennung des Namens ganz besonders erweckt; woher es auch kommt, daß der Traumwandler gemeiniglich dadurch erwacht. Der Name ist die Repräsentation unsers Ichs, woran sich unsere wichtigsten Verhältnisse mit der Außenwelt anknüpfen. Ich kann hier einige pädagogische

Bemerkungen nicht zurückhalten. Es hängt in der Erziehung von dem Namen mehr ab, als man gewöhnlich glaubt; daher sollte man den Kindern immer einen schönen, passenden, und — lächle nur, — jedem ganz eigenen Namen geben, womit kein anderes Ich benannt wird; auch sollte man ihn nicht verändern, denn er zieht mit einem magischen Zuge die holde Kindheit bis zum Alter herauf, und verschlingt uns inniger mit dem ganzen Leben. Ferner sollte man Kinder nicht nöthigen, ihren Namen auszusprechen, wenn eine gewisse Scham sie davon zurückhält: es ist eine edle Scham, dieselbe, welche sie ihre Person nicht Preis geben läßt; fehlt sie, so scheint es zum mindesten auf Egoismus und Coketterie hinzudeuten, vielleicht auf Mangel heiliger Achtung überhaupt.

Doch laß mich nicht abschweifen. Es giebt kein allgemeines Ich. Ueberall sind es Selbste — Du siehst, daß es nicht einmal gut thut, dieses Wort in der mehreren Zahl zu gebrauchen, also nochmals: jeder Mensch ist er selbst. So gewiß es nun ist, daß jeder mit etwas Eigenem und Bleibendem, worin sich das Allgemeine der Menschheit in ihm verwirklichet, und welches bey allem Wechsel sein Selbst ausmacht, auf die Welt kommt: so gewiß ist es auch, daß er immer derselbe Mensch bleibe, daß er etwas an sich habe, woran man ihn überall und noch in der Ewigkeit erkennt, daß irgend etwas Unwandelbares die tiefste Wurzel seines Daseyns ausmache. Denn muß nicht eine

bestimmte Ursache eine bestimmte Wirkung haben? Muß also nicht die bestimmte Anlage des werdenden Menschen, die wir als die Individualität eines jeden erkannten, durch sein ganzes Leben hindurch fortlaufen, als eine Ursache, die sich bey keinem andern findet, diesen Menschen bestimmend, wie kein andrer bestimmt ist? — Du wirst ernst, liebe Theano. „Wie? So bleibt jeder immer und ewig, „der er ist? Keine Besserung! keine Erziehung! keine „Freyheit! Welche schreckliche Sklavenkette der Na„tur zog uns in das Daseyn! Und davon keine Erlö„sung! — Diese glaubten wir noch immer im Stil„len: aber ach, nur von der tröstenden Täuschung „macht man uns los!" — Sind diese Klagen Dein Ernst, meine Gute? — Doch nur auf einen Augenblick? Du fühlst wohl, daß noch vieles dabey zu sagen ist; Dein Herz sagt Dir's, daß diese Lehre doch so beunruhigend nicht seyn kann. Laß uns nur keine voreiligen schlimmen Folgerungen machen, und erhalte mir Deine Geduld, bis ich mich ganz erklärt habe. — Wollte Jemand schlechterdings zum voraus verdrießlich folgern, er könnte hier allenfalls auch jenen harten Lehrsatz Augustins, Luthers und Calvins in einer andern Gestalt wieder finden. Allein ich kann nicht helfen, es heißt mich ein Naturgesetz behaupten, daß jeder Mensch, da er einmal in die Natur hereingetreten ist, als ein bestimmtes Wesen hereinkam und derselbe bleibt.

„Wie hat sich der Mensch verändert!" — sagst Du manchmal mit Befremdung, wenn Du

ihn nach mehreren Jahren wiedersiehest. Woher dieses Befremden? woher anders, als weil Du ein gewisses Bleiben nach einer festen Einrichtung der Natur erwartest? Du siehest ihn nun näher an, beobachtest ihn länger, erinnerst Dich: allmählich kommen wieder die bekannten Züge zum Vorschein, Du erkennest denselben Menschen wieder, und nun giebst Du Dich zufrieden; es ist alles in der Ordnung. Ach, mögest Du nie die Erfahrung machen, beste Theano, daß ein geliebter Mensch ein andrer geworden sey! So die Freunde verlieren, ist das wahre Verlieren; ein seelenzerreissender Schmerz. Und was ist es, mit Ruhe betrachtet? Nichts mehr und nichts weniger, als Du hattest Dich an dem Menschen betrogen; Du hättest ihn früher recht kennen sollen. Eigentlich ist er ja jetzt nichts anders geworden, es sind nur Situationen gekommen, worin er sich dargelegt hat, wie er ist; und daß er sich so lange in falschem Scheine gab, und gerade erst unter diesen Umständen anders hervortrat, auch das gehört zu seinem Charakter, zu dem Bleibenden in ihm. Und wolltest Du Deine Lieben nicht auf ewig besitzen? Du willst es nicht nur, Du weißt es auch, daß Du sie besitzest; es ist etwas in Dir, das Dich, ich möchte sagen, davon gewiß macht. Dieses ist nicht etwa ein einzelner Zug von ihnen, sondern die ganze Anschauung von ihrem Selbst; Du hast etwas, das Du nicht angeben kannst, in ihnen gefunden, woran Du sie fest hältst, fest an Deinem

Selbst.

Selbst. Dieses ist eben das Bleibende in ihnen, ihre Individualität, und es ist Dir so gewiß wie Dein Ich. Vielleicht hast Du an Deinem Kinde schon gewisse äußerliche Merkmahle, woran Du es nach langen Jahren unter Millionen Menschen herauskennen würdest; vielleicht eine Narbe oder so etwas, oder wenigstens die Bildung der Gestalt, das Ganze der körperlichen Haltung ꝛc. Davon will ich jetzt aber nicht reden. In seinem ganzen Thun und Wesen kommt etwas vor, das dem Kinde eigen ist, und noch dem Greise eigen seyn wird, in seinem Denken, Empfinden, Handeln, in der Weise, wie das alles in ihm vorgeht, in seinen Manieren, in dem Ganzen seiner Aeußerungen, so sehr sich diese auch verändern, siehet immer etwas hindurch, was ehedem war, was noch ist, und woran Du jederzeit dieses Kind erkennen wirst. Schon in dem Säugling saheſt Du etwas Holdes, ein unnennbares Etwas, worin Du es einst als das Deinige auf dem seligen Hügel des Wiedersehens finden wirst. Du saheſt dieses Charakteristische in seinen ersten kindischen Aeußerungen, es kommt in allen Perioden seiner Bildung, in seinen Unarten und Verbesserungen zum Vorschein. Stelle Dir einmal vor, es sey anders. Es träumt Dir, Dein Sohn sey in seinem Knabenalter von Dir genommen, und in ferne Gegenden verschlagen worden. Jetzt stellt man Dir einen jungen Mann vor, herrlich ausgebildet, durchaus liebenswürdig, und diesen giebt man Dir als

Deinen Sohn zurück. Du bist erstaunt, Du betrachtest ihn genauer, und Du findest keinen Zug an ihm von Deinem Sohne; weder sein äußeres noch sein inneres Wesen verräth eine Spur von dem, woran Du ehedem ihn kanntest. Er gefällt Dir, aber er ist Dein Sohn nicht. Man will Dir ihn aufdringen: Deine Natur erträgt das nicht, Du kannst kein untergeschobenes, kein vertauschtes Kind für das Deine nehmen. Die Sehnsucht nach Deinem rechten Sohne wird nur noch stärker. Aefft Dich der Traum nun noch länger so, so wird er endlich gräßlich, wie wenn man sich ermorden sieht. Nicht einmal in einem gesunden Traume kann uns eine solche gänzliche Entartung vorkommen. — Denke Dir dagegen eine Mutter, die nach mehreren Jahren ihren Sohn in der Welt wieder findet, aber als einen lasterhaften Menschen und elend. Es ist doch ihr Sohn. Und wenn ihr statt seiner ein andrer trefflicher junger Mann zum Sohne sollte gegeben werden, ihr Herz würde sich gegen den Betrug empören, und die Natur sich nicht betrügen lassen: sie wendet sich von ihm weg, und zu ihrem Sohne. Ja, wäre er auch im Elend des Lasters gestorben, sie hätte dennoch ein liebes Bild von ihm, das ihr einigen Hoffnungsschimmer in die Ewigkeit würfe, und sie würde doch immer noch keinen andern Menschen für ihren Sohn erkennen mögen, sie hätte doch auf gewisse Art ihr Kind noch. Was wäre die Welt, wenn ein Ich an die Stelle des andern träte! — wenn von dem

ersten Selbst Alles aufhörte, und dafür ein anderes dastände! Da gingen wir alle unter; niemand bliebe sich und dem Andern. Das wäre die eigentliche Vernichtung. Entsetzen faßt uns bey dem Gedanken. Aber wir können getrost seyn, denn wir leben in einer Welt der Natur, wo die Gesetze der ewigen Weisheit walten. Es giebt nirgends eigentliche Verwandlungen. Und selbst in den Mythen der Alten, welche Menschen in Thiere, Pflanzen oder Steine umwandeln ließen, konnte man sich von dem Bleibenden nicht ganz trennen: Narcissus, der eitle in sich selbst verliebte Jüngling, wird zur Blume dieses Namens, um darin seinen Charakter beyzubehalten. — Jeder Mensch bleibt er selbst bis in Ewigkeit. Jetzt ist Dein Blick bey dieser Wahrheit schon heiterer geworden. Wie könnte es auch ein gutes Wesen, das an das Gute in allen Menschen glaubt, anders wollen?

Du siehest auch, liebe Theano, daß wir gar nichts anders mit allem dem behauptet haben, als was der gesunde Menschenverstand im Stillen überall annimmt. Nach und nach wird Dir auch dabey die Menschenwelt wieder in ihrem freundlichen Lichte erscheinen. Denn es bestehen mit diesem Beharrlichen in Jedem alle die mannigfaltigen äußeren und inneren Veränderungen, worin die Erziehung, Veredlung und Freyheit des Menschen sich darlegt. Denke hier wieder

an die Associationen. Sie legen sich in einem Jeden nach Beschaffenheit seines Naturells auf eigene Art an. In dem einen Kinde ist mehr innere Thätigkeit, das andere ist träger: hierin sind unendlich viele Grade. Eben so ist in dem einen das Streben mehr so, in dem andern mehr so bestimmt: diese Verschiedenartigkeit der ursprünglichen Tendenz, die man nun auch noch nach jenen Graden unterscheiden muß, geht ebenfalls ins Unendliche. Dadurch kommt es schon ursprünglich, daß ein Kind regeren Sinn für dieses, ein anderes für jenes hat, und daß sich bey jedem Eigenheiten des Denkens, Fühlens, Handelns offenbaren. Es ist bey jedem ursprünglich genau bestimmt, wie es etwas in sich aufnehmen und verarbeiten wird; seine eigenthümliche Kraft dringt in ihrem Strahle heraus, und was sich auch daran legt, und diesen Strahl voller macht, oder hierhin und dorthin beugt, so bleibt im Ganzen eine gewisse Richtung und Stärke, oder vielmehr, ein fortwirkendes Prinzip derselben, das nichts anders ist als die Individualität des Geistes. Nun kommt dabey allerdings auf die äußere Einwirkung ungemein viel an, ob dieser Geist ganz oder nur zum Theil entwickelt werde; ob man das Bessere darin ganz erwecke, und in den besten Associationen fortleite zur vollkommenen Ausbildung, oder ob man es schlummern lasse, und bösartigen Verbindungen, die vielleicht zum unabsehbaren Unheil zusammen verschmelzen, Raum gestatte. Hier ist das eigent-

liche Feld der Erziehung. Daher muß ich auch alle Unarten des Kindes mehr oder weniger als Verwahrlosungen ansehen; so ist z. B. eine Festigkeit in der Anlage Eigensinn geworden, der als die liebevollste Charakterstärke hätte erscheinen können — verstände man es nur genug, in die ersten Verflechtungen der Eindrücke einzugreifen! Die innere Ansicht unsrer Natur im Selbstbewußtseyn, die Freyheit, verträgt sich allerdings mit einer bestimmten Form und Weise, womit sie in dem vorhandenen Wesen vorhanden ist. Hier stehen wir wieder vor der Tiefe in uns, die wir nie begreifen werden; indessen muß uns doch das Durchdenken der Erziehungslehre alles klärer machen. — So ist es, Theano, und nicht anders: das ganze Leben des Menschen ist das Wort, worin sich der Geist ausspricht; daß er sich fest, hell und schön ausspreche, das ist die Bemühung seiner Erzieher.

Freylich hätten wir das Alles durch einen Blick auf das Bleibende in den Physiognomieen näher haben können, wenn Du mir nicht erlauben müßtest, diese Grundsätze meiner Erziehungslehre von allen Seiten männlich gegen einseitige Philosopheme zu befestigen. Unter allen Veränderungen von dem Kindes- bis zum Greisen-Alter bleibt ein gewisses Etwas in dem körperlichen Ausdruck; ja, es ist bekannt, daß auch hierin das letztere Alter das erstere wieder berührt. In den Gesichtszügen, in der Gestalt, in Allem, worin das Innere heraus

tritt, offenbart sich Etwas, welches bleibt. Selbst Gang, Blick, Ton, Sprache, Schrift u. dergl. zeigt denselben Menschen sein ganzes Leben hindurch, wenigstens dem schärfer sehenden Auge, das durch die sich anders und anders gestaltende Oberfläche hindurch das, was zum Grunde liegt, fest hält. Man bemerkt es ja genug, daß dem Menschen die Mundart seiner Provinz, und ich möchte sagen seines Hauses, immerfort anhängt, er mag durch die vielseitigste Sprachbildung hindurch gegangen seyn; ein feines Ohr wenigstens bemerkt es, so wie ein gutes französisches Ohr den in Orleans oder Paris erzogenen Teutschen noch als einen gebornen Teutschen hört; ähnlich dem scharfen Geruch des nordamerikanischen Wilden, welcher die Nation und den Stamm, auch wohl den einzelnen Bekannten aus der Spur anzugeben vermag.

Das Schwerste ist nur, dieses Bleibende recht zu fassen, und dann daraus zu physiognomisiren, worin noch so gut als nichts geschehen ist. Das weiß man, daß der körperliche Wachsthum gewisse Perioden hat, wo etwas wichtiges in demselben vollendet ist, fast wie man es an den Knoten der Pflanzen, oder noch besser, an dem Jahrtriebe mancher Bäume erkennt. Aber man sollte weiter forschen, um das deutlich zu wissen, was man höchstens nur dunkel bemerkt. Denn mit diesen äußeren Veränderungen muß zuverlässig etwas Inneres, in der Seele, sich entwickeln, das genau

diesen Perioden entspricht, da Eine Kraft alles in ihm zu Einem Menschen vereinigt. Welche bedeutende Veränderungen allein in dem Knochenbau! Das Ausbrechen der Zähne, der neue Gebrauch der Stimme, das durch die Zähnereihen verlängerte Oval des Gesichts, und das nun anders unterstützte erhabnere Haupt — muß das nicht das Kind auch in seinem Inneren mehr aus der Kindheit erheben? Und wenn es zum erstenmale steht, so erwacht sicher ein neues Selbstgefühl in ihm, und mit seinen ersten Schritten entscheidet sich viel für seine ganze Selbstständigkeit. So wie die Knochen nach und nach fester werden, und das zuerst Knorpelartige in harte Knochenmasse übergeht, welches bis etwa gegen das 25ste Jahr geschehen ist, doch so, daß immer noch an dem Gerippe bis vielleicht gegen das 50ste Jahr hin gebildet wird: so muß sich auch in dem ganzen Menschen bis in die Tiefe seiner Seele Alles fester bestimmen. Gewiß ist es bey dem etwa 18jährigen Jüngling ganz anders, wenn er nun auf der vollen Knochenkraft seines Kniees steht. Und wie wichtig ist die Entscheidung des ganzen Menschen mit dem Mannbarwerden! — Doch dieses nur vorläufige Beyspiele, um auf die Perioden aufmerksam zu machen. Zwar ist hier nichts plötzlich; Alles geschieht nach und nach, durch Vorbereitungen; der ganze Mensch ist ein allmähliges Werden. Aber es sind doch wahrnehmbare Punkte des Wachsthums, wo etwas sein Höchstes erreicht, wie z. B. der Zahn, der freylich

schon vorher in der Kinnlade erzeugt worden; und während der Zeit bis zur Vollendung muß auch etwas im Inneren vorgehen, das mit jenem dahin kommt, wo es nun als etwas, das sich bestimmt hat, erscheinet, und also durch die Physiognomie hindurch spricht. Das müßte man nun vorerst aufsinden. Und dann muß man es auf die Verschiedenheit unter den Menschen anwenden. Denn schon im Knochenbau sind nicht nur beide Geschlechter, — da er z. B. bey dem männlichen stärker, schwerer, und früher vollendet ist, — nicht nur Nationen, — z. B. Kalmuken, Afrikaner, Europäer, und hier die Nationen wieder unter einander, — beträchtlich verschieden, sondern auch jeder einzelne Mensch behauptet hierin sein Individuelles. So sind bey dem einen die Knochen größer als bey dem andern, bey dem einen von einer gröberen Masse, bey dem andern von einer feineren, hier breiter, dort länger, und vollends in der Gestaltung an sich und in dem ganzen Gerippe von unendlicher Varietät. Man bedenke, was dieses in dem Menschen alles zum Gefolge haben muß! Und bey einer vollständigen Bildungslehre muß dieses von dem ganzen Körper erforscht und in Verbindung mit der Geistesentwicklung ausgeführt werden.

Nun hängen diese Veränderungen von vorhergehenden, diese wieder von vorhergehenden, und am Ende also von den ersten Anlagen ab. So wie hier die Individualität Anfangs bestimmt ist,

so entwickelt sie sich in den Perioden bey Jedem auf eigene Weise. Daß bey einem Kinde das Zahnen, das Sprechen, das Laufen ꝛc. bey einem Menschen die körperliche Vollendung früher als bey dem andern erfolgt, davon ist ohne allen Widerspruch der Grund, wenigstens zum Theil, in seinem Naturell zu suchen. Eben so: der junge Mann steht jetzt mit aller Stärke aufrecht, da sich sein Knochenbau befestiget hat; und daß er sich grade dann und grade so befestigte, das lag in der vorausgehenden Formung einzelner Theile, und diese, z. B. die Formung des Rückgrades zu einer schönen Wellenlinie, daß sie grade mit diesen individuellen Bestimmungen erfolgte, wurde früher schon angeordnet. Und alles dieses wäre schon in dem Kinde frühzeitig vorauszusehen gewesen, wie man bey andern Dingen in der Natur etwas prognosticiren kann, wenn man nur nach dem Studium, das erst jetzt diese Richtung zu nehmen scheint, lange genug beobachtet hätte, um das Bleibende von dem Zufälligen in den Veränderungen zu unterscheiden, und zu wissen, wie die Veränderungen aus den vorhergehenden Ursachen entstehen. Könnten wir an unsern Kindern in der Wiege schon ihre künftige Physiognomie in ihrer jetzigen lesen, so sähen wir auch bald in den Gang ihrer inneren Entwickelung hindurch, und könnten nun zu dem Ziele gelangen, zu wissen, was die Erziehung hierin zu thun vermöge oder nicht. Schon in der körperlichen Bildung kann und soll die Erziehung

glücklich eingreifen; wir wissen z. B., was sie zu dem Laufenlernen des Kindes, zur schönen graden Richtung und schlanken Gestalt thun oder vernachlässigen kann. Aber ihr Geschäft geht wahrlich weiter: wir würden erstaunen, wenn es uns jetzt in einer Offenbarung gezeigt würde, wie weit man einst es darin bringen wird, — dann, wann es auch ein andres Heilen oder Verhüten der Krankheiten geben wird, das wir jetzt anfangen zu ahnden. — Wenn mein Schüler seine Classiker gut übersetzen, und ich ihn weiter führen soll, so werden seine Fortschritte nur halb seyn, wenn ich die vorauszusetzenden Sach- und Sprachkenntnisse noch mit ihm nachhohlen muß, — wenn es an der Grammatik, wenn es an dem richtigen Lesen, wenn es endlich an dem Syllabiren fehlt; da ist dann immer ein Zurechtweisen nöthig, das vorjetzt nun auf das ganze Gemüth einen fatalen Eindruck macht. Hätte er zu rechter Zeit Syllabiren gelernt, so würde er jetzt seinen Dichter im Takte und Rhythmus der Empfindung lesen: ließ man ihn die Elemente der Sprache zur Zeit und Stunde tüchtig erlernen, so schauete er jetzt mit Geisteserhöhung in den hohen Geist Homers oder Virgils. Dieses, liebe Theano, hier nur gleichniß- oder beyspielsweise, wie Du willst. Du siehest, das Feld breitet sich immer größer vor uns aus. O, wie viel ist zu denken, und wie viel zu thun! Ziehe nur in Betracht, wie viel ein Wörtchen vermag, das Du dem Kinde zusprichst, welches sich jetzt zum erstenmal auf seine Füßchen

erhebt — ein Wörtchen, wozu Dich die frohe Ahndung, die sich im Blicke des Kindes zeigt, aufruft.

Ich muß mich hier mit Gewalt von einer Gedankenreihe losreißen, um nicht vorzugreifen. Darum können wir uns auch nicht jetzt schon auf bedenkliche Folgerungen einlassen. „Wie? können wir dem Verdorbenen die Bekehrung absprechen?" — Hierauf nur dieß: einige bekannte Anekdoten. Ein junger Mann hatte eben eine Schlechtigkeit begangen, als ihm jener Vers aus Gellerts Fabel: „Erzittre vor dem ersten Schritte u. s. w." wie ein warnender Genius erschien. „Ha! — dachte er — so sind denn damit schon mehrere Schritte gethan, und mein Fall ist beschlossen!" — und so gerieth er durch den Ausgang dieses Verses in tiefere Muthlosigkeit und Schlechtigkeit. Aber warum warf ihn denn das so nieder, was einen andern zur schnellen Ermannung würde aufgerufen haben, wenn nicht die Schwäche in ihm lag? Jene heilige Warnung machte ihn doch wahrlich nicht feige und niederträchtig: mit ihr war nur der Punkt erschienen, wo es sichtbar herauskam, was tief in seinem Charakter war. — Ein lüderlicher Bursche kehrt von seinen nächtlichen Schwärmereyen nach Hause. Auf einmal erschallt neben seinem Ohre das schauerliche Horn des Nachtwächters, und nun aus dem alten kräftigen Liede der Vers: „Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf!" ꝛc. Das dringt ihm durch Mark und Bein. Jetzt kommt grade

sein guter Camerad hinzu mit der Frage: „Bruder, hast Du's gehört, was der Wächter sang?“ — Da blitzte der Entschluß der Besserung hell in seiner Seele auf: der bessere Mensch, welcher bisher tief unter dem Verderben geschlummert hatte, und nur geschlummert, trat jetzt aus der Betäubung hervor. Schon längst haben die Theologen die Möglichkeit einer späten Bekehrung so vorgestellt, daß sie das Erwachen des guten Vorsatzes sey, dem bisher nur, gleich einem edlen Keime, nichts als diese äußere Veranlassung, diese Seelenerschütterung fehlte. Hier wird es uns zugleich klärer, wie es eine Erziehung des Menschen sein ganzes Leben hindurch giebt. — Nein! bey keinem ist der edle Keim ganz erstorben: wie und wann er ergriffen werde, daß das Göttliche in dem versunkenen Menschen sich aufrichte, wer will uns dieses Geheimniß je ganz auflösen? Aber es ist uns vieles darin zu lösen verstattet. Genug, wir wollen keinen Menschen aufgeben, am wenigsten einen jungen noch wachsenden Menschen. In jedem liegt ein Juwel, das Kleinod und Document seiner himmlischen Bestimmung; daß dieser unbewölkt den Menschen durchstrahle, und wo er bewölkt worden, wieder rein hervorbreche, dazu soll die erziehende Hand in die Tiefe hinabwirken. Glauben wir daran nicht mehr, so ist alles Erziehen thörichtes Beginnen.

So wie man von dem Erwachsenen auf seine Kindheit zurückschließet, so wie z. B. der Mahler

aus dem Christusideale zurücksehend den holden Knaben darstellt, welcher so seyn mußte, daß jenes Ideal aus ihm werden konnte: eben so muß man umgekehrt in dem Kinde schon den Erhabenen selbst sehen, wie er sich in der Verklärung zum Himmel erhebt, man muß aus der Kindheit auf das Alter schließen können. Wenn Du das Kind in seinem widerlichen Eigensinne siehest, so kannst Du Dir genau einen mürrischen Greis denken, der so aussieht, als ob er dieses Kind gewesen wäre. Siehest Du etwas Liebliches in dem Kinde, so bilde Dir dieses durch alle seine Lebensperioden hindurch aus bis zu einem heiteren Greisenalter, und — bis zur höheren Stufe der verklärten Menschheit. Ein herrlicher Seherblick: das freundliche Kind, wie sich das Gute in ihm durch den Bildungsgang hindurch bewegt, und nun steht der Engel da! — Diese Blicke, meine Beste, sollte uns die Menschenliebe an allen Menschen um uns her eröffnen! Bey den Kindern wäre es so schwer nicht; und schon dieses ist ein Grund, warum nur dann ein guter Erziehungsplan angelegt werden kann, wenn man das Kind frühe darnach behandelt. — Oft ist uns bey unsern Kindern ein solcher Seherblick, aber schwach und kurz, vergönnet. So sehe ich manchmal mein sinniges Mädchen schon bey seiner Confirmation vor dem Altare, stehen mit dem andachtsvollen thränenden Auge — dann sehe ich weiter die häuslich betriebsame Jungfrau, und schon glaube ich auch ihre Umge-

bungen zu erblicken, schon will ich ihr Schicksal weissagen — auf einmal tritt alles wieder tiefer in den Nebel zurück, und nur ein Dunkel der Gestalt, ohne bestimmte Umrisse, schwebt mir vor; im folgenden Moment steht das 7jährige Mädchen nur in der hellen Gegenwart vor mir, und ich denke: wer weiß, ob es ja nur die nächste Periode erlebt! Aber jener dunkle Eindruck hat doch einen unmerklichen und heilsamen Einfluß auf die Behandlung meines Kindes. Ein ähnlicher Eindruck leitete mich mehrmals sicher, wenn ich meinen Rath zur Lebensbestimmung eines Jünglings gab, der meiner Erziehung anvertraut war. Freylich ist bey diesem Urtheile immer eine gewisse Schüchternheit, so lange wir uns keiner bestimmten Regeln dabey bewußt sind; dahin muß nun unser Studium gehen.

„Er hat einen guten Kopf; — er hat eine lebhafte Phantasie; — er hat ein gutes Herz;" dergleichen Urtheile sind meist viel zu oberflächlich. Hat man doch schon die Beobachtung gemacht, daß dumme Kinder nachher sehr verständig geworden sind; und daß überhaupt in den Kindern, worin vieles liegt, mehr Unbestimmtheit in den frühern Jahren herrscht. Hier sind noch viel Beobachtungen zu machen. Dein Kind hat Innigkeit, es hat Liebe und Vertrauen gegen seine Eltern: es wird sicher religiös, — es wird's nicht, es ist's schon; unter Deiner Leitung wird sein

Gefühl nur auf die heiligen Wahrheiten geführt. Wehe auch dann, wenn es nicht jetzt schon in dem Kinde wäre! denn religiös machen könntest Du es nimmermehr. Was ist's überhaupt mit allem Machen der Erziehung! Mag auch die zierliche Dame und der gemachte Mann prächtig in der Gesellschaft auftreten — der Glanz wird zerrinnen, wenn es nicht Entwicklung des edlen Inneren war, wie der angefrorne Duft, worin der Wald um Weihnachten blühet. Da ist nichts als Armseligkeit, Heucheley, Aftererziehung, wo solches Machwerk ist. Soll es aber anders seyn, so laßt uns die Natur des Kindes erforschen, ihren Entwicklungsgang studieren, und darnach den Bildungsplan anlegen. Das Himmlische in dem Naturell des Menschen schauen, was für die Erde und den Himmel heraus geführt werden soll, das sey die Uebung eines jeden, der gern mit liebevollem Blick in das Innere dringt, und dem der Genius der Erziehung hold ist. Liebe Theano, übe Dich darin.

Sechster Brief.

Die Naturkörper und ihre Kräfte, Organisation, Leben, Seele — beschäftigen Dein Nachdenken oft, liebe Serena; ich wende mich darum gern insbesondere an Dich, da der Gang unsrer Betrachtung jetzt darauf führt. Denn die Natur wird uns in ihrem Höchsten, in der Menschheit, bekannter werden, wenn wir von ihren niederen Stufen aufsteigen. Du betrachtetest in dieser Absicht manchmal die Körper, und fragtest: „Was ist es eigentlich, das jeden zu einem Ganzen macht?" — Du findest nämlich den Zusammenhang verschieden, anders bey dem Steine, anders in dem Blatt, anders in dem Thiere; auch weißt Du, daß durch Trennung der Theile wieder neue Ganze werden. Schlagen wir den Stein in Stükken, oder werfen wir ihn in die Glut einer Esse, so wird der Zusammenhang aufgehoben, in jenem Falle der mechanische, in diesem der chemische, und in beiden ist doch in den jetzigen Körpern wieder irgend ein Zusammenhalten. In dem letzteren Falle wird aber etwas ganz neues, z. B. das Metall; und das geschieht, indem die Theile in ihrer innersten Verbindung aufgelöset werden, so daß sie aus einander fließen, und sich das Gleichartige

son-

sondert. Auf diesem chemischen Wege werden neue Zusammensetzungen gemacht, z. B. Glas, Salz, eine Menge anderer Fabricate, und in unserm Hauswesen ist dergleichen Machen ein tägliches Geschäft; das Kochen z. B. ist nichts anders als ein chemischer Prozeß.

Die Naturforscher suchten auf diesem Wege die Grundstoffe auf — denn Stoff oder Materie heißt alles, was den Raum erfüllt — und man fand bis jetzt vier derselben: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff. Diese kommen in mancherley Verbindungen in den Körpern vor, z. B. in dem menschlichen Leibe alle zusammen; in manchen ist mehr der eine Stoff vorherrschend, in manchen mehr der andere, in andern wird nur einer oder der andere dieser Stoffe ausschließend gefunden. Man könnte hiernach die Naturkörper auf der Erde classificiren.

Dasjenige, was in den Stoffen wirksam ist, und was einen Naturkörper zu einem Ganzen macht, nennen wir Kraft — ein Begriff, wozu wir die Anschauung aus unserm eigenen Inneren nehmen. Denn durch unsere Sinne empfinden wir nur das Materielle, und die zum Grunde liegenden Kräfte denken wir uns hinzu als das Innere der Dinge, nach der Aehnlichkeit, wie wir es in uns gewahr werden. Die Sinnenwelt um uns her ist in ihren Stoffen, welche wir immer feiner empfinden, je weiter wir sie zerlegen, der

Schauplatz von der Wirksamkeit unsichtbarer Kräfte, und jedes der Ganzen, welche sie enthält, ist nichts anders, als die Wirksamkeit Einer Kraft, welche in allen Veränderungen dieses Ganzen erscheinet. Wo das so ist, erkennen wir einen Naturkörper, in seiner Thätigkeit eine Naturkraft. In dem Steine findest Du sie nur als zusammenhaltende Kraft, als etwas Ruhendes, aber in dem Gewächse, in dem Thiere, in dem Menschen zeigt sie sich in stärkerer und stärkerer Thätigkeit.

Du fragst nun nach den Grundkräften?

Ein alter Weiser, Sirach, spricht: „Das Leben ist wider den Tod; also schaue alle Werke des Höchsten: so sind immer zwey wider zwey und eins wider das andere geordnet.“ — Und dasselbe erfährest Du, liebe Serena, aus der neuesten Physik. Die Alten ahndeten doch den Schlüssel zum Heiligthume der Natur, und wie weit sind nun schon unsere Zeiten eingedrungen! Freylich ist jene Inschrift auf dem alten Tempel der ägyptischen Isis (— der personificirten Natur —) für alle Zeitalter geltend: „Ich bin alles, was ist, was war, was seyn wird, und meinen Schleyer hat kein Sterblicher aufgedeckt.“ — Wie könnte sich auch die Natur vor sich selbst enthüllen? und wir ja auch sind ihr zugehörig! Nur wer über ihr stehet, vermag sie zu durchschauen; aber hierzu sind wir in so weit bestimmt, als wir höher steigen. Wird also auch nie die Natur von uns ganz bis in ihre

heiligste Werkstätte geschaut, so wird doch unser Geschlecht immer tiefer eindringen.

Bis auf das Gegeneinanderwirken der Kräfte sind wir gekommen; wir finden, daß grade dadurch — man nennt es Antagonismus — Alles besteht. Unter andern ist auch in unserm Herzschlage diese feindselige und doch höchst freundliche Gegenwirkung bemerkbar. Athmen, Leben, geistiges Wirken — alles, was die materielle und geistige Natur enthält, besteht durch dieses Gegeneinanderschlagen getrennter Kräfte, ja, dadurch wird eben die eigenthümliche Grundkraft eines jeden Naturwesens erzeugt. So die Lebenskraft. Zwey führen immer auf ein Drittes hin, und das wieder auf dreyfache Weise: in der Gegenwart — ihre Vereinigung ist jetzt ein Ganzes; in der Zeitfolge — sie bringen ein Neues hervor; auf die Vergangenheit hindeutend — sie sind von einer Ursache zusammengeführt worden. Ein großer Text der Natur!

In dem Augenblicke, als der Antagonismus aufhört, tritt die Zerstörung ein, und nun ist ein feindseliges Wirken. Das Leben ist entflohen. Der Tod besteht also in der völligen Auflösung des Naturganzen. Erfolgt er durch das allmähliche Aufreiben der Kräfte in ihrem natürlichen Gegeneinanderschlagen selbst, so ist es der natürliche Tod; unterbricht eine sich eindrängende Ursache das Gleichgewicht, so entsteht Krankheit, und

wird dadurch der Antagonismus ganz aufgehoben, so erfolgt ein widernatürlicher Tod.

Denn wie es bey lebendigen Wesen ist, so ist es in jedem Naturkörper, und in der ganzen Sinnenwelt. Es ist überall so, Ein Naturgesetz im Großen wie im Kleinen, und selbst in der Geisterwelt. Zwar in dieser nicht Gesetz des Todes — denn Sterben ist nur Auflösung dessen, was uns hier als irdisch erscheinet, und in dem Geiste steht die Natur höher: aber auch hier bleibt sie ihrem Grundgesetze getreu, indem der Geist durch ein Heraus- und Hereinwirken auf sich selbst fortdauert, und so in seinem geistigen Leben — und in dem Vertrauen auf den Herrn der ganzen Natur — seine ewige Fortdauer gesichert ist. Und findest Du nicht auch in der Anstalt, welche die Natur zur Erziehung des Menschen getroffen hat, dasselbe Gesetz? Durch zweyerley Kräfte — Vater und Mutter — will die Natur das Kind bilden; und sollte sie in unsern künstlichen Erziehungsinstituten nicht auch in der Hinsicht nachzuahmen seyn, daß wir das Kind nie Einem erziehenden Menschen allein übergäben?

Wie die anziehende und abstoßende Kraft in ihrem Conflict die Erfüllung der Räume möglich machen, indem sie sich außer einander und doch zugleich zu einander halten, wie sie so die materielle Grundlage der Welt zuerst hergeben, und dann wie sie zur Formung der großen Ganzen, der

Weltkörper, beytragen, und wie sie endlich diesen ihre ewigen Gesetze anweisen, daß z. B. die Planeten, ohne zu zerstieben, um ihre Sonnen fliegen — zu diesen erhabenen Betrachtungen führt uns jetzt nicht unser Zweck, so interessant sie Dir auch seyn mögen. Aber Du eilest auch selbst mit Deinem Nachdenken wieder zu den Naturwesen unsers Erdkörpers, denn der Mensch ist Dir das Interessanteste. — Laß uns bey den untersten anfangen.

Wir finden zuerst Vereinigungen, welche ein Mittleres von bestimmter Form bilden, z. B. Laugensalz und eine gewisse eigene Säure machen zusammen unser Kochsalz, indem die Mischung in einen vierkantigen Körper von einer eigenen Gestalt anschießt. Dergleichen Bildungen nennt man Crystallisationen. Unerachtet sie willkührlich durch Zusammenführung der Bestandtheile können gemacht werden, so zeigt sich doch hier schon eine eigene Thätigkeit der Grundkräfte: es ist nämlich, als ob sie sich selbst suchten, ihre Vereinigung ist etwas, das dem Leben ähnelt, es wird etwas erzeugt, als ob es aus dieser Vereinigung hervorwüchse; — ein Schattenbild der lebendigen Welt. Freylich ist die an dem Fenster gefrorene Blume von der Blume in dem Topfe ein sehr verschiedenes Wesen, wie die äußerlich angenommene Gebildetheit der feinen Sitte von dem lebendigen Ausdruck der inneren Sittlichkeit nur ein Wiederschein ist: aber auch das Crystallisiren scheint doch

schon auf ein tieferes, gemeinsames Bildungsgesetz der Natur hinzudeuten.

Weit höher stehen aber jene Individuen, welche wir als für sich bestehende, in sich selbst gebildete Ganze erkennen, die wir nicht wie jene zu machen vermögen, und die, wenn sie einmal aufgelöset sind, nicht wieder können hergestellt werden. Die ihnen einwohnende Naturkraft ist nämlich alsdann gänzlich vertilgt, d. h. aus dem Reiche des Wahrnehmbaren weggeschafft, wenn gleich die Kräfte ihrer Bestandtheile noch fortdauern. Ein solches Individuum hat seine eigne Naturkraft, welche nur dem Ganzen, nur dieser Vereinigung der Theile eigen ist, und dem Theile nur in so fern, als dieser sie von der ganzen Vereinigung empfängt. Diese Kraft ist auch im Ganzen nicht etwa stückweise vertheilet, sondern sie ist darin verbreitet, so daß sie in jedem Theile ganz wirkt; sie ist ein Untrennbares, ein Einfaches, das Resultat der Vereinigung aller Bestandtheile, und zugleich der Grund dieser Vereinigung. Durch sie wird das Ganze mit allen seinen Erscheinungen und Thätigkeiten dieses Ganze, ein sich selbst bildendes Ganzes. Diese seine Kraft durchgreift dasselbe durchaus, wirkt in jedem, auch dem kleinsten Theile für das Ganze; und in diesem, d. i. in dem Zusammenwirken aller Theile, wirkt die Kraft für jeden einzelnen, welcher eben dadurch ein mitwirkender Theil ist — ein Organ. Solchergestalt

erscheint diese einfache unzertrennbare Naturkraft in denjenigen Naturwesen, worin wir sehen, daß das Ganze um eines jeden Theils willen, und jeder Theil um des Ganzen willen besteht; und gerade solche Ganze finden wir da, wo eine solche Kraft in einem Körper so vorhanden ist, daß sie mit dem Voneinandertrennen oder Auflösen seiner Theile aufhört. Das sind denn die Organisationen. Was in andern Körpern mechanischer und chemischer Zusammenhang ist, das ist in den organischen, so lange die Naturkraft darin wirkt, von dieser so durchdrungen, daß hier alles einen andern Charakter annimmt. In dem Organismus nähert sich alles schon dem Lebendigen: durch eignen Trieb hervorgebrachtes Vereinigen der Kräfte, welches unsre Willkühr nicht erzwingen kann, durch das innigste Zusammenwirken der vereinten Kräfte in Eins — Hervorwachsen und Hervorbringen. So ist das Gewächsreich ein Abbild der höheren Welt; seine Individuen behaupten schon eine gewisse Selbstständigkeit gegen unsere Willkühr; ein muthwilliges Zerstören desselben wird von dem zarten Gemüthe als eine Verletzung empfunden, und eine indische Sakontala eilt, mit dem frischen Wasser die armen lechzenden Bäumchen zu erquicken.

Um noch etwas deutlicher die Idee des Organismus zu fassen, schlage ich Dir folgendes Gleichniß vor. In einem Zimmer seyen oben, unten auf dem Fußboden, und rund umher zahllose Spie-

gel angebracht, einer dicht an dem andern, und alle so gegen einander geneigt, daß, wenn jemand in der Mitte säße, er in jedem sich genau erblickte. Setze Dich nun in diese Mitte. Du siehest Dich vorerst in jedem Spiegel — es ist, als ob Du ganz darin gegenwärtig wärest; aber das nicht allein, Du siehst auch in jedem Spiegel, worein Du blickest, die andern Spiegel mit Deinem Bilde abgespiegelt; ferner — diese vervielfachte Abspiegelung geht wieder auf jede andere Spiegelfläche zurück, und in dieser aufs neue vervielfacht, wieder auf jede andere, von dieser wieder neu vervielfacht, immer wieder auf die andern, und so ins Unendliche, so daß Dir's schon bey der Vorstellung schwindelt. Wolltest Du das ins Unendliche gegenseitig vermittelte Abspiegeln Deiner Gestalt zu zählen anfangen, so würde die Schärfe Deines Auges bald darunter ermatten. In allen ist es aber Deine Gestalt, und bist Du weggegangen, so ist nichts mehr in den Spiegeln: trittst Du wieder hin, so ist die Leere wieder erfüllt, und es ist, als ob eine Thätigkeit in die gegliederte Spiegelumgebung ausgegangen sey, und jeden Spiegel beschäftige. Dieses alles ist nur ein schwaches Bild von dem Organismus. Unter dem Anschauen Deiner Gestalt denke Dir das Wirken der organischen Kraft, welche in jedem Organe sich gleichsam ganz spiegelt, aber in vollendeter Wirksamkeit, und immer wieder einfach und vielfach vermittelt in sich selbst zurückgeht. Hiernach laß uns nun die Idee einer

vollkommnen Organisation versuchen. Alles ist darin vollendet zur größtmöglichen Wirksamkeit der in dem Ganzen existirenden Naturkraft. Kein Theilchen ist überflüssig, und keins fehlt, keins stärker, als es diese im Ganzen verbreitete vollkommenste Wirksamkeit erfordert, und keins schwächer. Auch ist keins bloß für ein anderes Mitorgan da, sondern Jedes für Alle und Alle für Jedes. So z. B. sitzt der Zahn in der Kinnlade zum Kauen, mithin für den Magen zur Vorbereitung des Verdauungsgeschäftes; zur Formung der Stimme, mithin zur Beyhülfe für die übrigen Stimmorgane; zur Unterstützung des Schedels u. s. w.; aber durch den Magen, durch das Knochengebäude und durch alle diese Theile hilft er den andern Theilen, und am Ende durch jeden derselben dem ganzen Körper und sich selbst. — Schon hieraus wird es begreiflich, warum bey seinem Hervorbrechen das ganze Kind angegriffen wird. — Erkenneten wir nur erst den unmittelbaren Zusammenhang jedes Organs mit jedem andern! Wüßten wir nur erst, wie die gereitzte organische Faser auf alle andere unmittelbar wirkt! Dann erst könnten wir das vermittelte allgemeine Durcheinanderwirken hoffen zu begreifen. Wie viel ist noch hier z. B. allein an dem Zahne, an der Kniescheibe, und überhaupt an den Knochen, welche uns doch minder organisch als die andern Theile scheinen, zu bedenken! und wie viel mehr nun an den Theilen, wie Nerven, Gehirn, Herz!

In dem vollkommensten Organismus ist auch das kleinste Theilchen nicht unorganische Masse: Alles ist von der Kraft des Ganzen durchdrungen und gebildet; die feinste Faser ist Organ. Und nicht bloß die Faser, auch jede verhärtete Materie, wie Holz, Knochen, Nägel, und jede in der Pflanze oder in dem thierischen Körper verarbeitete und mitarbeitende Flüssigkeit. Durch jedes dieser Theilchen wird die ganze organische Kraft nicht bloß Einmal, sondern unzählige Male ins Unendliche vermittelt. Sobald dieser Theil nicht mehr so wirkt, ist er nicht mehr Organ, gehört dem Ganzen nicht mehr zu, und verdient ausgestoßen zu werden; geschieht das nicht, so macht er nur Irrung, und von dem Augenblicke an, als ein solcher Theil da ist, wirkt nicht mehr der vollkommenste Organismus.

Du siehest, daß wir nicht im Stande sind, uns diese Idee ganz deutlich vorzulegen. Wie wäre es auch möglich, da wir ja alles nur stückweise und nach einander zu denken vermögen, und es doch in der Natur eine gleichzeitige Gesammtthätigkeit ist!

Ob es überhaupt auf der Erde eine vollkommene Organisation, wovon unsrer Vernunft die Idee vorschwebt, wirklich gebe? Ob nicht die Mängel der organischen Wesen auf den Zusammenhang mit einem größeren organischen Ganzen hindeuten? Doch diese Fragen würden uns hier zu weit führen. Die reinsten Organisationen

erscheinen uns in dem schönen Gewächsreiche; doch schon das Wurzeln hält diese Wesen in einer äußeren festen Abhängigkeit, und fesselt die Freyheit ihrer inneren bildenden Kraft. — In dem Thierreiche thut die Willkühr so manchen zerstörenden Eintrag in das gute organische Treiben; aber es erscheint doch hier immer noch geordneter, als in dem Menschen, wo das Reich der Freyheit oft feindselig mit dem Reiche der Natur ringt. Ob nicht endlich hier ein herrlicher Friede erfolge? Ob nicht das Göttliche in dem Menschen bestimmt sey, endlich seinen Organismus und die ganze Natur umher zu veredeln? Einige Stellen aus einem Gedichte, worin ein Genius durch den naturforschenden Dichter uns einen Blick in das Wesen jener wunderbaren Kraft eröffnet, muß ich Dir hier mittheilen.

„Aus dem Samen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reitze des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zartesten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach schlief in dem Samen die Kraft, ein beginnendes Vorbild
Lag verschlossen, in sich unter die Hülle gebeugt.
— — — — —
— — Du siehst immer das folgende Blatt
Ausgedehnter, ausgekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachsen vorher ruhten im unteren Blatt.

— — — — —

Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
An, und leitet sie sanft in das Vollkommnere hin.

— — — — —

Um die Achse bildet sich so der bergende Kelch aus,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.

— — — — —

Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkünd'gung,
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zusammen zieht es sich schnell, die zärtesten Formen
Wickeln sich zwiefach hervor, sich zu vereinen bestimmt.

— — — — —

Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschooß schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an.

— — — — —

Jede Pflanze winket Dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit Dir.
Aber entzifferst Du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall siehst Du sie dann auch in verändertem Zug."

Ich will dieses nicht weiter auslegen, — nur die Aufmerksamkeit will ich auf einiges lenken. Die organischen Grundkräfte bilden vorerst den erzeugenden Stoff, welcher sich als ein Körperchen, woraus nun das Gewächs allmählich hervorwächst, d. i. als Keim darlegt — ein wunderbares Gewebe, das uns auf das Unbegreifliche der göttlichen Weisheit hindeutet. In dem Keime erscheint

also zuerst die eigenthümliche organische Kraft des Ganzen, und zwar als beginnend, als etwas Treibendes; wir nennen sie in dieser Hinsicht Trieb. Er ist in dem Keime durchaus verbreitet; der Keim ist schon etwas Organisirtes; in ihm ist das künftige Vollendete vorgebildet; die Kraft, welche es vorgebildet hat, ist und bleibt dieselbe, die sich selbst zur Herausbildung treibende Kraft: ihr Trieb ist daher ein Bildungstrieb. Da wir uns diesen, als das Unsichtbare, ohne den Keim, das Sichtbare, nicht vorstellen können, so wird beides in der Anschauung Eins — der organische Stoff, und die sich mit, in, und durch denselben bewegende Kraft; und wir müssen uns den Anfang dieses organischen Wesens, nämlich des Keimes, als das Anheben eines Körperchens denken, d. i. als ein Uebergehen der unsichtbaren Kraft in etwas sinnlich Wahrnehmbares — als ein Verkörpertwerden des Geistigen.

Freylich Unbegreiflichkeiten! Aber dauern diese nicht fort in dem ganzen Ausspinnen des begonnenen Organismus? In der ersten Anlage des Keimes ist zugleich alles angelegt, was zu seinem Zwecke, d. i. zu seiner Ausbildung dient. Er ist in sich selbst bestimmt, ein größerer Körper zu werden; die einwohnende Kraft strebt sich in allen angelegten Theilen aufs vollkommenste heraus zu legen. In dieser Tendenz macht sie, daß der Keim sich nach mehreren Richtungen mehr und mehr ausdehnt: die Wurzel steigt hinab, die Krone hinauf;

sie treibt zugleich zur Aufnahme und Verarbeitung des fremdartigen von außen zugeführten Stoffes, gleichsam um mehr Gewalt in dem Irdischen zu gewinnen: und so erhalten die Theile im Ausgedehntwerden zugleich Fülle; sie macht dieses Hinzugeführte zu dem Ihrigen: und so organisirt sie alle Theilchen durch und durch. In diesem Wirken bereitet sich diese ursprüngliche Kraft immer größere Wirksamkeit: sie stärkt sich selbst. Alles dieses geschieht organisch, d. i. gleichzeitig und wechselseitig, wie wir vorhin sahen. Auf diese Art wird der organische Körper zu gleicher Zeit theils größer, theils stärker. Das Größerwerden ist wiederum zwiefach: nämlich in weiteren Raum ausgedehnt, und zugleich innerlich voller an Stoff (consistenter, dichter, fester —); eben so ist das Stärkerwerden zwiefach: ein Annehmen des inneren Grades der Stärke, (wozu auch das Aeußern der Kraft zu mehreren Fähigkeiten gehört), und dabey ein vermögenderes Wirken (Widerstehen ꝛc.) nach außen. Dieses Treiben der Kraft in dem Größer- und Stärkerwerden heißt das Wachsen.

Der Wachsthum ist die Wirkung der organischen Kraft, welche mit dem Keimen beginnt, und mit der Vollendung der möglichsten Größe und Stärke dieses Ganzen endigt. Haben die Theile ihre möglichste Ausdehnung und Fülle erhalten, und hat sich die innere Kraft zu einem Grade der Stärke gehoben, wodurch sie in sich selbst vollen-

det ist, so steht es in seiner Blüthe, und da ist es, wo sich ein neuer Ring in der fortlaufenden Kette der Wesen anschließet: es bringt neue organische Keime hervor.

Du hast eine zwiefache Ansicht von dem Wachsen. Die eine von außen, von der Seite des Keimes: hier ist es eine Entwickelung dessen, was die Hülle in dem Dunkel der Anlage barg; die andere von innen, d. i. indem Du Dich gleichsam in die bildende Kraft hinein versetzest, (wie es im Geistigen wirklich bey uns ist), und ihr Streben bemerkest, womit sie herausdringt, und sich immer Mehreres aneignet: von dieser Seite angesehen, ist der Wachsthum Ausbildung. Die kleinen im Keime vorgebildeten Organe verwandeln den fremdartigen Stoff durch jene webende Kraft in ihre Natur, d. i. sie machen ihn gleichartig, und sich zu eigen, (assimiliren ihn), und so wird das Gewächs größer, und, indem die Kraft nun auch mehr Spielraum bekommt, zugleich stärker. So kommen denn auch nach und nach neue Organe und neue Kräfte (besser: neue Erscheinungen oder Richtungen der Einen Kraft) zum Vorschein. Es entwickelt sich, indem es Neues sich anbildet; und indem es sich Neues anbildet, entwickelt es sich, und bildet sich aus. — Die Sache ist immer eine und dieselbe; mau sieht sie nur bald von dieser, bald von jener Seite an.

Hieraus sehen wir, wie die Erziehung bey den Gewächsen schon etwas thun kann. Man gebe

dem keimenden Gewächse, es sey nun Samenkorn, oder Sprößling, den gehörigen Boden, man setze es günstiger Witterung aus, führe ihm nährende Stoffe zu, schütze es vor äußeren Beschädigungen: so wird es, was es werden kann. Man kann es auch z. B. durch Wärme und Nahrungsstoff übertreiben, aber dann leidet es auf die eine oder die andere Art an Vollkommenheit der Kraft, gemeiniglich gewinnt es an Ausdehnung, und verliert an Fülle, oder es bildet sich selbst schöner, und verliert an erzeugender Kraft, oder wird zärtlicher, wie z. B. die gefüllten Blumen. Hier ist indessen noch viel zu erforschen. Widernatürlich ist es auf jeden Fall, wenn die organische Kraft so auf einen Punkt hingezwungen wird, daß es in dem Ganzen ein Mißverhältniß giebt. Da nun bey der Pflanze alles mehr Eins ist, und weniger vielfache Thätigkeiten wahrzunehmen sind, so ist auch eine einseitige Erziehung hier weniger möglich, und sie kann überhaupt in den Gewächsen weniger Widernatürliches bewirken, außer dem Uebertreiben und Verstümmeln.

Die organischen Wesen des Gewächsreichs sind, wie wir vorhin schon bemerkten, sehr gebunden. Aber auch hier ist ein Unterschied. Manche sind von einem andern Ganzen zugleich als dessen Theile abhängig. So sind die Knospen und Zweige eigene Organisationen, (weßhalb sie auch im Oculiren, Propfen ꝛc. verpflanzt werden können), und doch zugleich dem Baume zugehörig, der also eine viel-

vielfältig vermehrte Familie, ein Staat ist. Manche Gewächse scheinen durch die Wurzelschößlinge in einer Art von Wanderung begriffen zu seyn u. s. w. Weit mehr als eigene organische Ganze erscheinen die Geschöpfe, worin sich die Lebenskraft bewegt, die Thiere. Hier ist nicht bloß organische Kraft; diese ist vielmehr von einer andern, die wir Lebenskraft nennen, ganz durchdrungen und eigen bestimmt. Nicht als ob neben dieser noch die organische Kraft in dem Thiere bestände, vielmehr ist die organische hier zur thierischen geworden. In dem Thiere ist nichts bloß mechanisch, nichts bloß chemisch, nichts bloß organisch, Alles lebet in ihm. Das Fliegen des Vogels z. B. ist nicht bloß mechanisch zu erklären, da auch hieran die Lebenskraft ihren Antheil hat. — Das Entstehen des Thieres denken wir uns zwar ähnlich der Entstehung des Gewächses, als die Erscheinung einer bestimmten Kraft in einem Keime, in dessen Entwickelung sie sich heraus bilden wird, worin also alle Fähigkeiten und Richtungen des vollendeten Thierwesens vorgebildet sind. Aber Leben bewegt sich im Keime und im Wachsen, und darin hat das Thier die ihm durch seine Natur bestimmte Vollendung erreicht, wenn sich in seinem ganzen Wesen das Leben mit der möglichsten Stärke regt.

Bey allem dem ist es immer noch die gewöhnliche Vorstellung, daß man dem Thiere zwey neben einander bestehende Kräfte beylegt; die organische

theilt man dann dem Leibe zu, die belebende der Seele. Natürlicher wäre es nur an Eine Kraft zu denken, welche von innen angesehen — Seele, in ihrer äußeren Erscheinung — Leib heißt. In der Seele wirkt sie zwiefach, nämlich in dem Empfinden und in der Willkühr, welches beides denn nach der Aehnlichkeit mit unsrer Seele als Vorstellungskraft gedacht wird. Dieses erscheint in dem Leibe, als ihrem sichtbaren Aeußeren, auch zwiefach: 1) für das Empfinden, und zwar theils überhaupt im ganzen Leibe (durch die Nerven) — theils insbesondere zur verschiedenartigen Wahrnehmung der Welt (durch die Sinnorgane, — wir kennen deren fünfe —); 2) für die willkührliche Thätigkeit; und hierzu muß der Leib im Ganzen beweglich, (durch Muskeln und Gelenke) mithin gegliedert seyn, und zwar durch eigens eingerichtete Gliedmaßen für die besondern Arten seines willkührlichen Wirkens auf die Welt. — Diese Einheit, diese völlig ungestörte Wirksamkeit der Lebenskraft in allen Theilen des Leibes, d. i. die Gesundheit, ist das erste Stück der Vollkommenheit des Thieres. Ist es gesund, so wirken alle Organe bis in die kleinste Faser und durch alle Säfte hindurch wechselseitig zur Erhaltung des Ganzen, und völlig naturgemäß. Ferner gehört zu seiner vollendeten Ausbildung die möglichste Lebhaftigkeit in dem Empfinden, die möglichste Gewandtheit in dem Bewegen, und die möglichste Stärke theils zum Wirken nach außen,

(Vertheidigung — Laufen — Fliegen ꝛc.) theils zum Wirken im Inneren, d. i. zur Ausdauer in den Thätigkeiten und im Leben selbst.

War das Getriebe des bloßen Organismus unbegreiflich, so ist es das des thierischen, welcher durch die Empfindung und Willkühr verändert wird, noch viel mehr. Wollen wir unser Gleichniß von dem Spiegelzimmer auch hier gebrauchen, so denke Dir, daß Du, wenn Du Dich in der Mitte befindest, beständig Deine Geberden veränderst, und daß Du zugleich durch einen künstlichen Zug die Spiegelflächen selbst anders richtest, und daß diese bald vergrößern, bald verkleinern, u. s. w. Doch bleibt es noch ein schwaches Bild des thierischen Organismus. Die Thätigkeiten des Thieres sind vielfacher und verwickelter, als die der Pflanze. Daher unterscheidet es sich durch mehrfache Anlagen (Fähigkeiten) und Richtungen; dieses gilt von dem Thierreiche überhaupt, und von jedem einzelnen; denn jedes Thier hat in seiner Individualität ein Bestimmtes von Kraft.

Das Lebendigmachen des Thieres übersteigt weit unsre Macht über die Natur. Dagegen vermögen wir mehr zu seiner Erziehung zu thun; hier hat die Willkühr schon weit mehr Spielraum als in dem Gewächsreich. Wir können zur Vervollkommnung des Thieres beytragen, oder es verderben. Insofern man nämlich die Kraft des Thieres dahin zu bringen sucht, daß die Idee einer vollkommnen

Organisation, so weit es seine Art und Individualität mit sich bringt, in ihm realisirt sey, ist sie naturgemäße Thiererziehung. Hiernach müßte also Gesundheit und Lebensfülle, Gewandtheit und Stärke, wozu ihre proportionirte Vertheilung in alle Organe gehört, in möglichstem Grade hervor gebracht werden, wie es etwa auf der Reitschule mit den Pferden zu geschehen pflegt — ein Zurichten des Thieres. Allein gewöhnlich geschieht es nicht so naturgemäß, und darum, weil das Thier durch Künsteley und Verbildung eine einseitige Richtung erhält, verdient diese Behandlung den Namen Abrichten oder Dressiren. Denn eigentlich wird da die thierische Kraft nach einer einzelnen Naturanlage hingetrieben, wodurch die andern Anlagen zurückgesetzt oder gar verdrängt werden, und im Ganzen ein unnatürliches Verhältniß entsteht; so ist es mit dem Dressiren des Jagdhundes, des Falken ꝛc. Ja manchmal ist es sogar ein Verkehren und Entstellen seiner Natur, durch ein naturwidriges Zwängen bewirkt; daher ist Euch guten Menschen von Geschmack und reinem Natursinne dergleichen, z. B. das Tanzen der Hunde, so widrig. Merkwürdig ist es, daß wir selbst die Thiere, welche sich so etwas gefallen lassen, verachten, und daß wir gegen die Hausthiere, welche von der Natur zu dem Menschen hingewiesen sind, wegen der Bereitwilligkeit, sich abrichten zu lassen, nicht den Respect fühlen, wie gegen die andern, die ihre Freyheit behaupten; nur das

edle Roß ausgenommen, welches, wenn es gut gezogen ist, in seinem Dienste einen gewissen Adel, (fast so auch der Elephant und das Kameel), etwas Menschenähnliches behauptet.

Die Bestimmung, welche das Thier von der Natur erhalten hat an und für sich, erreicht es auch durch die Natur, ohne Zuthun der menschlichen Kunst. So wird das Thier in seinem freyen Naturstande, was es werden kann, z. B. der Löwe, die Nachtigall, der Schmetterling. Dadurch aber, daß das Thier in der Ansicht des Menschen noch eine Bestimmung außer sich für andere, und am Ende für den Menschen hat, wird die Bedeutung des Naturgemäßen etwas verwirrt. — Weil der Trieb in dem Thiere durch Vorstellungen thätig ist, so ist es begreiflich, wie er mehrerley Richtungen nehmen kann. Es entstehen nämlich bald diese, bald jene Empfindnisse und Begehrungen, und nun kommt es darauf an, welche in ihm mehr oder weniger erzeugt und unterhalten werden: in diese zieht sich die Kraft hauptsächlich hin, in diesen gewinnt sie an Wirksamkeit und Ausbildung, in diesen erscheint folglich ihre Thätigkeit mächtiger und öfter als anderswo. Auf solche Weise wird dem Grundtriebe des Thieres eine bestimmte Richtung gegeben, d. h. es wird gewöhnt; die Gewöhnung geschieht also durch Uebung, und ihr Erfolg ist eine Fertigkeit.

Die Uebung macht gewöhnlich einseitig, da die Kraft von der gleichen Vertheilung ab und mehr auf Eins hin gezogen wird. Daher sind auch Fertigkeiten mehr oder weniger mit Mängeln, die auf der andern Seite entstehn, verbunden, und nur dann, wenn alles, was die Natur angelegt hat, in richtigem Verhältnisse, daher auch in der natürlichen Zeitfolge seiner Entwikkelung geübt wird, nur dann ist die Ausbildung der Natur gemäß, und das Thier erlangt seine Vollkommenheit.

Nun sind aber auch die Thiere wieder durch ihre Natur selbst gebunden, und wenn sie gleich nicht an einer Stelle fest gewurzelt stehen, wie die Gewächse, so sind sie doch nach der Erde hingeworfen. Die thierische Kraft hat eine bestimmte Hauptrichtung in jedem Thiere, in deren Dienste seine Willkühr steht, und worüber es gar nicht hinausstrebt: diese ist der Instinct. In jeder Thierart hat es so die Natur auf eine Richtung angelegt, worauf sich Alles in dem Thiere bezieht, und das so entschieden und bestimmt, daß, wenn menschliche Künsteley die Natur glaubt mit Gewalt ausgetrieben zu haben, diese oft plötzlich wiederkehrt. Auch vollendet die Natur von selbst die Ausbildung des Thieres, wodurch denn jedes ein Vollkommenes seiner Art wird, so daß es uns schwer fällt, das Einzelne nach seiner Individualität, die es doch gewiß auch hat, zu unterscheiden. Indem wir nun so in

den Thieren einzelne Zweige der Vorstellungskraft (Seelenkraft — oder wie wollen wir sie nennen?) ausgebildet sehen, so stellt jedes eine gewisse Vollkommenheit derselben, zugleich aber eine dem höher strebenden Herrn der Erde widrige Einseitigkeit, Beschränktheit, Niedrigkeit dar. Und dieses druckt sich in der Physiognomie der Thiergattungen aus. Wer sich von dem humanen Sinn nicht durch geschmackwidrige Thierliebhaberey verirrt hat, wird den Hundeartigen, Katzenartigen, Affenartigen ꝛc. es genug ansehen; und so wird das ganze Thierreich als ein sonderbarer Spiegel, worin sich die Strahlen der menschlichen Vorstellungskraft einzeln brechen, um den Menschen herstehen, und in diesen einzelnen Richtungen das Niedrige des Menschen, welcher eben eine solche Richtung nimmt, verabscheuungswürdig darstellen. Dagegen erhebt sich die tiefere Pflanzenwelt wieder vor uns als ein Spiegel des Himmels, da in ihren vollendeten schönen Bildungen die Reitze einzelner Tugenden widerscheinen. Sollte also nicht die sittliche Menschheit der Schlüssel zu einer tieferen Naturbeschreibung seyn? Außer jener allgemeinen Gebundenheit der Thiere, sind es auch einzelne Arten mehr oder weniger durch ihre Abhängigkeit, theils von ihrem Wohnorte (Wasser, Fäulniß, Gewächse, andere Thiere ꝛc.), theils von ihres Gleichen (wie die in Gesellschaft lebenden, auch die Jungen) und von Thieren andrer Art. Aber etwas weit Höheres kündiget uns die Menschengestalt an.

Du schaueſt in eines Menſchen Auge; in eine unergründliche Tiefe zieht es Dich hinab, wie in eine eigene Welt. Ein Geiſt ſteht vor Dir. Hier iſt aus dem thieriſchen Leben etwas Herrlicheres geworden. Alle Strahlen der Schöpfung umher auf der Erde brechen ſich in dem Menſchen, wie in einem Brennpunkt, zu einem helleren Lichte zuſammen. Und hier gilt es recht im eigentlichen Sinne um die Erziehung. Aber hier erweitert ſich auch unabſehbar das Feld unſers Forſchens. Ein großes Studium wird uns vorerſt die Natur der Menſchenkraft. Der ſchönſte Organismus des weiblichen Geiſtes leidet nichts fremdartig Erlerntes, das nicht als Eigenthum von ihm geiſtig verarbeitet werden könnte, und mag die Gelahrtheit nicht, welche mit fremden Ideen wirthſchaftet: aber dieſes Studium iſt ſeiner Natur angemeſſen, denn der Menſch intereſſirt Euch Frauen vorzüglich, Ihr habt den erſten Beruf zu ſeiner Bildung, und in dem Nachdenken darüber gewinnt Ihr Eure eigene.

Siebenter Brief.

Jetzt, meine Freundinnen, haben wir von der Natur des Menschen zu reden, und von jetzt an werde ich ununterbrochen meine Briefe an Euch insgesammt richten. Denn vorher richtete ich vorläufige Betrachtungen an Einige von Euch einzeln, weil sie nicht gerade für Euch Alle Interesse hatten; indessen wünsche ich, daß diejenigen, welche sich jetzt noch nicht diese Briefe mittheilen ließen, sie in der Folge mit dem dafür erweckten Interesse lesen möchten.

Nun aber tritt eine Verlegenheit für mich ein: ich werde in Gefahr kommen, das Gemeinfaßliche mit dem Gemeinen, das man Euch nicht mehr sagen darf, zu vermischen. Hier soll mich aber die stete Erinnerung schützen, daß ich zu verständigen Frauen rede, die gern in den Einsichten der Mutter- und Erziehungspflichten fortschreiten, und sich dabey auch nach dem Gange des männlichen Geistes fügen.

Von dem Menschen läßt sich gar viel Gemeines sagen, und wer Lust hat, kann bald lernen davon recht gelehrt zu sprechen. Einen Theil dieser Kunde nennt man in der gelehrten Sprache Physiologie — die Lehre von dem menschlichen

Körper in seinem Leben; den andern Theil, Psychologie, worin die Seele nach ihren verschiedenen Vermögen aus einander gelegt, und nach Befinden wieder zusammengesetzt wird. Ich erkenne diese beiden Wissenschaften gar nicht an, außer die erstere in medicinischer Hinsicht, und dann die letztere als ein Buchstabiren, um nur die Worte zu verstehen, wenn von der menschlichen Seele gesprochen wird. Denn es giebt unter uns keine Seele ohne Leib; beide sind zusammen Eins, in diesem Leben schlechterdings Eins — der Mensch. Alle einzelne Kräfte und Vermögen und Wirkungsarten sind die Aeußerungen von einer und derselben Menschenkraft. So laßt uns denn, nur um die Worte zu verstehen, vorerst nach der gewöhnlichen Weise davon reden. Sind es gleich Euch vielleicht wohlbekannte Sachen, so ist hier doch diese Uebersicht für das nachherige Zusammenfassen nützlich.

Man unterscheidet Leib und Geist. Also zuerst von dem Leibe. Der menschliche Körper besteht in seinem Organismus: erstens aus einem Knochengebäude, welches aus dem weicheren Zustand des Knorpels nach und nach in den harten des Knochens übergeht; zweytens aus dem Gefäßesystem, worin sich Flüssigkeiten, wie z. B. Blut, nährende Lymphe, Milch u. s. w. bewegen, bilden, ausscheiden; drittens aus dem Nervensystem, das aus dem Gehirn und Rückenmark entspringt, und alle Theile des Körpers in mannig-

faltigen Verastungen und Verschlingungen begleitet; viertens aus den Muskeln, welche an den Knochen oder sonst anliegen, aus Fasern von mancherley Richtungen bestehen, und das eigentlich sind, was man sonst das Fleisch nennt; fünftens aus den Eingeweiden, d. i. den Organen, welche in dem Rumpfe liegen, Lungen, Herz, Magen ꝛc.; sechstens aus den Bändern, meist dicht an den Knochen und Gewerben; siebentens aus den Sehnen, d. h. manchen häutigen Fortsetzungen der Muskeln; achtens aus den mancherley Häuten, innerlich und äußerlich; neuntens aus dem Zellgewebe, d. h. allen den zusammenhängenden festen und weichen Theilen, die alle leere Zwischenräume zwischen den angeführten Theilen einnehmen, so daß alles nach allen Seiten ein zusammengewachsenes Ganzes ist; — dieses zusammen sind die festen Theile; hierzu kommen nun zehntens die mancherley flüssigen, wie Blut, Gelenksaft ꝛc.

Von den Gliedmaßen, Sinnenwerkzeugen u. dergl. brauche ich hier nicht zu reden. Die angeführten Theile kommen in mancherley Zusammensetzungen vor.

Im Verhältniß zu der Seele stehen zunächst die Nerven und die Muskeln: die ersteren als Werkzeuge des Empfindens und des Wirkens überhaupt; die letzteren als Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, aber doch immer mittelst der Nerven. Diese sind also das Band zwischen Seele

und Körper, und da ihr vereinigender Ursprung Gehirn und Rückenmark, und von beiden wieder das kleine Gehirn im Hinterhaupte die Vereinigung ist: so ist hier gleichsam der Sitz der Seele; ich sage gleichsam, weil eigentlich die Seele in dem Körper allgegenwärtig ist, und man überhaupt von keinem Sitze eines Geistes reden kann, denn die Vereinigung von Geist und Materie ist schlechthin unbegreiflich. Man nimmt daher wohl auch noch ein besonderes Seelenorgan an, welches, als das feinere, noch nach dem Auflösen des gröberen, d. i. nach dem Tode, die Seele umkleidet: — wer dergleichen Versinnlichungen bedarf, dem kann man sie nicht abstreiten, — und warum sieht der nicht lieber die Seele in den Augen? — indessen begreiflicher wird es dadurch eben nicht; und am Ende giebt es vielleicht eine natürlichere Ansicht von dem allen. Wir bleiben jetzt noch absichtlich bey dieser gewöhnlicheren.

Der geheime gegenseitige Einfluß zwischen Seele und Leib, z. B. in der Verdauung, Ausdünstung und andern unwillkührlichen Lebensverrichtungen ist nicht minder unbegreiflich. Man kann nicht einmal sagen, wo der Wille seine Gränzen hat, und es ist anzunehmen, daß er immer noch stärker auf den Körper wirken könnte. Wir sehen es augenscheinlich an dem Gewöhnen der Kinder, daß sie nicht Stube und Bett verunreinigen; und wie weit kann man es hier in der Selbstbeherrschung bringen! Es ist daher ein Zeichen von einer guten

Willenskraft in dem Kinde, wenn es sich bald an die gehörige Ordnung gewöhnt. Dagegen ist es jederzeit zugleich an dem Willen gelegen, wenn das Kind Unarten darin beybehält, z. B. Benetzen des Bettes noch in spätereu Jahren; es mag da Würmerreitz, oder welche noch stärkere Veranlassung sonst im Spiele seyn, wie es nur sey: es ist sicher auch Trägheit, d. i. Mangel an Anstrengung, folglich an ernstlichem Willen bey dem Kinde, und man muß es auch von dieser Seite zu heilen suchen. Hier darf man keine Unmacht des Willens, also gänzliche Lossprechung von Verschuldung statuiren, sonst macht man sich selbst der herrschenden Trägheitsmaxime schuldig; und wer diese anscheinende Milde hat, mache sich darauf gefaßt, von seiner Erziehung keinen sonderlichen Erfolg zu sehen. Wir werden in der Folge der Sache tiefer auf den Grund sehen. Fast eben so verhält es sich mit dem beliebten Krampfwesen Euers Geschlechtes, das vor einiger Zeit stark in die Mode kam. Verzeiht, edle Frauen, wenn ich da so in das Allgemeine hinrede: aber wahr ist's, daß viele Krämpfe nicht ausbrechen würden, wenn ein stärkerer Geist den Körper durchherrschte. Der Mensch kann viel thun, mehr als er glaubt, wenn er — ernstlich will:

„Was ist so groß und schwer, das Du nicht kannst
bewirken —
Du, des Allmächt'gen Ebenbild!" —

Was würde Manches, das der Schwäche des Organismus unterliegt, ausrichten können, wenn die Noth da wäre, — wenn der Scharfrichter mit dem Schwerte drohete, wofern man sich nicht aufrecht erhielte! Was vermagst selbst Du, schwache Mutter, wenn es gilt, Dein Kind dem Tode zu entreißen! Man hat Beyspiele gesehen, daß Menschen in solchen Fällen Löwenstärke, ich möchte sagen, in ihrem Inneren übermenschliche Kraft hatten. Was ich an mir selbst in einem kleinen Beyspiele erfuhr, daß ich mitten in einer entkräftenden Nervenkrankheit eine hohe Mauer, um die Meinigen im Kriegsgetümmel zu retten, überkletterte, die ich jetzt in ruhiger Gesundheit nicht überklettern könnte, das zeigt sich in größeren Beyspielen zur Erhebung der Menschheit noch auffallender; wer nur darauf merken mag. Die natürliche Trägheit mag es nicht, und daher kommt es, daß wir viel davon zu reden wissen, was der Körper über die Seele vermag, dagegen eigentlich noch gar keinen Begriff davon haben, wie viel ein ernstlicher Wille auf den Körper wirken kann, und wenn es uns jetzt jemand sagen könnte, so würden wir es für Schwärmerey zu halten geneigt seyn. Aber den künftigen Geschlechtern wird vieles Große noch natürlich werden. — Wir mußten, meine Freundin, bey dieser Gelegenheit uns zu der Einsicht führen, daß man in vielem noch gar nicht weiß, was man nicht kann. Man sagt da leichthin: „Das kann aber

das Kind nicht." Ihr werdet fragen: „Woher weißt Du das?" — Man wird Erfahrungen anführen. Ihr werdet erwiedern: „Diese Erfah-„rungen beweisen nur, daß man keine Erfah-„rungen von einem stärkeren Willen hat; aber „die Erfahrung haben wir oft gemacht, daß das „Wort, „ich kann nicht," so viel heißt, als, „ich will nicht." — Das könnte nun freylich wieder gar sehr mißverstanden werden, und zu unmenschlicher Härte gegen Kinder Veranlassung geben, d. h. ein wildes Gemüth, das die Seinigen mißhandelt, und dann mit Entschuldigungen sein Gewissen und Andere chicanirt, könnte sich auf einen solchen Grundsatz berufen. Mit einem sanften, weiblichen Gemüthe hat es keine Noth; da mag man immer noch etwas zur Strenge auffordern.

Wir kommen nun auf die Seele, im Gegensatze mit dem Körper, oder für sich allein betrachtet, zu sprechen. Sie soll gleichsam in ihre verschiedenen Vermögen zerlegt werden. Vermögen heißt, daß man irgend etwas vermag. Was vermag nun die Seele? Es ist vielerley, und um nichts zu vergessen, macht man Eintheilungen der Vermögen, die aber auf verschiedene Art beliebt werden.

Die erste Art. Obere und untere Seelenvermögen. Trennt man das in der Seele, was wir mit den Thieren gemein haben, von demjenigen, was der Mensch voraus hat, so giebt das

erstere die unteren Seelenvermögen. Ihr werdet sagen, daß doch auch diese, wie alles in dem Menschen, wie z. B. seine aufrechte Gestalt, anders als bey den Thieren, daß alles menschlich sey. Gut; ich habe nichts dagegen: wir müssen nur jetzt einmal diesem Gange folgen.

Was nun zu den unteren Seelenvermögen gehört? — Wir sehen, hören, fühlen u. s. w., und erhalten hierdurch Vorstellungen von Gegenständen außer uns, in dem Raume: dieses Vermögen heißt der äußere Sinn. Wir haben auch Vorstellungen von Schmerz, Behaglichkeit, von Lust und Unlust, von andern Veränderungen in uns — durch den inneren Sinn. — Nicht bloß, wenn die Gegenstände uns vorschweben, auch entfernte, auch vergangene Eindrücke vermögen wir uns vorzustellen — durch die Einbildungskraft. Dieses Vermögen wiederholt Sinnenvorstellungen, trennt sie, setzt neue zusammen, und bildet also neue Gestalten, neue Welten. Sein Zauber waltet besonders in der Welt der Träume und Reverieen. Aber z. B. der Blinde kann von nichts träumen, was er nicht gesehen hat; alles muß erst durch die Sinne empfunden seyn, obgleich nicht gerade in derselben Gestalt und Verbindung. Du träumst von einer Stadt und darin von einer Gesellschaft, welche Du nie so gesehen oder gehöret hast: allein Du hast Bilder von Häusern oder ihren einzelnen Theilen, und von Menschen oder

ihren

ihren einzelnen Beschaffenheiten, dieses reihet sich nun in neue Ganze zusammen, wie unter der Hand des Mahlers Striche und Farben. So giebt es oft Phantasiebilder, worin wir gar keine ehemalige Vorstellung erkennen, weil die zu kleinen einzelnen Bestandtheile unserm Bewußtseyn entschwunden sind. Die Phantasie — so nennt man nämlich die Einbildungskraft, in wie fern sie solche Bilder schafft — geht daher viel weiter als die wirkliche Welt der Sinnenanschauungen, sie geht ins Unendliche. Sie, sammt dem zuerst bemerkten äußeren und inneren Sinne (für die wirkliche Welt), denkt man sich als vereinigtes Vermögen, das Sinnlichkeit heißt, aber hier besonders in Rücksicht auf Empfindung und Wahrnehmung.

Das Kind reicht nach der Magd, wenn sie ausgehen will: es ist ihm angenehm, herum- und hinausgetragen zu werden; diese Vorstellung der Lust, vermittelst der Einbildungskraft, erregt in ihm diese Begierde. Es sträubt sich gegen das kalte Waschen, das man ihm nicht frühe genug zum Naturbedürfniß gemacht hat; oder es schreyt, da der Hund knurrt: die Einbildungskraft wiederholt ihm in dem ersten Falle den bekannten unangenehmen Eindruck, in dem zweyten setzt sie die Vorstellungen von Beißen des Hundes und Schmerzgefühl, oder von des Hundes Stärke und dagegen das Gefühl eigner Schwäche zusammen; und in beiden Fällen wird das erregt, was

wir bald Abscheu, bald Furcht nennen. Ihr sehet hier gelegentlich, daß Kinder von lebhafter Einbildungskraft zu heftigeren Begierden gereitzt werden, und von Natur furchtsamer sind. — So verhält es sich auch bey uns Erwachsenen mit dem Begehren und Verabscheuen. Damit verbindet sich aber schon bey dem Thiere die Möglichkeit selbst zu wählen, von diesem abzulassen, nach jenem sich hinzuwenden, mit Einem Worte thierische Willkühr. Dieses nun faßt man zusammen unter dem Namen unteres oder sinnliches Begehrungsvermögen.

Das obere Seelenvermögen theilt man ab in das Erkenntniß-, Gefühl- und obere Begehrungsvermögen.

Das Erkenntnißvermögen schließt in sich erstens, daß wir die vorgestellten Gegenstände auffassen, und in Eins fassen, d. h. begreifen, denken können — den Verstand; zweytens, daß wir einem Dinge etwas beylegen oder absprechen können — die Urtheilskraft; drittens, daß wir aus dem Allgemeinen das Besondere ableiten, aus einem Begriff den andern entwickeln und bilden, und umgekehrt, aus dem Besondern allgemeine Begriffe zusammen setzen können — die Vernunft. Ihr Geschäft ist: theils ein Hinsehen auf Dieses und dabey ein Zurücksehen auf Jenes, z. B. auf die Sache, die man thut, und auf den Zweck, oder auch auf die Gesinnung, die man dabey hat, mit

andern Worten ein Vergleichen der Begriffe, d. i. Reflectiren; theils dieses verdoppelte Denken so, daß man etwas Weiteres daraus abnimmt, d. i. Schlüsse machen, z. B. die aufrechte Gestalt zeigt eine besondere Beziehung auf die Sonne an; nun ist diese Richtung bey der Pflanze — bey dem Menschen: also muß die Pflanze — muß der Mensch in einer besondern Beziehung (anders als das Thier) zur Sonne stehen; eben so kann man schließen, wenn einmal jener Vordersatz angenommen ist, daß Pflanze und Mensch einander ähnliche Verhältnisse zum Licht haben müssen; und aus einem andern Vordersatze: daß beide etwas auch im Inneren mit einander gemein haben müssen, das bey dem Thiere anders ist. In wie fern die Vernunft durch Hin- und Herreflectiren das Rechte zu finden sucht, heißt es ein Ueberlegen — z. B. das, was wir jetzt in Absicht der Erziehung thun, indem wir auf die Natur und Bestimmung des Menschen reflectiren.

Das Gefühlvermögen enthält die Anlage zu Gefühlen, die in einem von der thierischen Empfindung verschiedenen Zustande bestehen. Hiervon vorläufig nur, daß das sittliche Gefühl, das religiöse, und der Sinn für das Schöne und Erhabene hierher gehören.

Das obere Begehrungsvermögen, d. i. die freye Willkühr, der Wille, besteht darin, daß man sich selbst bestimmen kann, welches Vermögen

die Freyheit ist; ferner, daß man nach gedachten Vorstellungen, welche in dieser Hinsicht Zwecke heißen, sich bestimmen kann, und daß man ein Willensgesetz (Sittengesetz) erkennt, welches man über alles achten soll, wodurch man sich also verbunden fühlt, und woraus man seine Pflichten einsieht, und daß man diesem Gesetze gemäß oder zuwider — recht oder unrecht, gut oder böse — handeln kann. Ist das sittliche Gefühl mit der Beurtheilung unsrer Handlungen hiernach verbunden, so nennt man es Gewissen.

Hier, meine Freundinnen, habe ich Euch nun eine Art von Wörterbuch gegeben, und es wäre mir in der That nicht lieb, wenn Ihr es für etwas mehr ansähet. Denn wer dieses für Erkenntniß des Menschen selbst in seiner lebendigen, untheilbaren Natur nimmt, der ist schon in dem Betracht übel berathen, da die angeführten Worte von Andern anders erklärt werden; da müßte man also erst fragen: Bey wem ist denn der rechte Mensch zu finden? Diese Verschiedenheit des Sprachgebrauchs kommt eben daher, daß man trennt, was in der Natur vereint ist, weßhalb es auch noch eine andere Eintheilung der Seelenverrichtungen giebt. Man faßt sie nämlich unter jene drey Vermögen zusammen, doch so, daß man sie nicht in die oberen und unteren theilt. Hierdurch entsteht der Vortheil, daß z. B. die Einbildungskraft, welche wieder unter dem oberen vorkommt, im Gan-

zen gedacht werden kann. Denn da zeigt sich dann, wie sie zum Zusammenreihen der Eindrücke als ein Theil des Verstandes thätig ist, wie überhaupt die Phantasie so recht die Schwungkraft des Denkens ist, wie sie in ihrem freyen Fluge Dichtungsvermögen, wie sie, mit Reflectiren verbunden, ein Erinnerungsvermögen wird, und wie dieses, auf bestimmte Gedanken bezogen, Gedächtniß ist. Auch bey andern Seelenthätigkeiten läßt jenes Zerstückeln sich in der letzteren Eintheilung vermeiden. Doch bleibt es noch immer ein Stückwerk, worin der Mensch nicht in seiner lebendigen Natur aufgefaßt wird, wie es doch geschehen kann. Schon ein beträchtlicher Nachtheil entsteht in unserm Sprechen, das nach diesen todten Begriffen gewöhnt ist. Gebt einmal genau Acht, wenn Ihr hört oder denkt: die Vernunft lehrt — gebietet — will u. s. w., ob Ihr nicht im Grunde der Seele ein Bild von einer Vernunft habt, die eine Art von Person ist, ob nicht eine Zwey dunkel vorgestellt wird: hier Ich, und dort droben die Vernunft, die so manches will — das Ich nicht will. Eigentlich bin Ich es doch; die Vernunft ist nichts: ich bin das Vernünftige. Eben so dichterisch ist unsere Vorstellung bey dem Worte Verstand; der ist gleichsam so ein eignes ernstes Wesen in uns, und man ist so an diese wunderliche Absonderung gewöhnt, daß ich z. B. wenn es heißt: der Verstand dieser Frau ist vortrefflich, eine Art von Zwang fühle, als wenn ich genöthigt würde, mich

vor dem Verstande in ihr zu verbeugen; und wenn man dagegen gesagt hätte: diese einsichtsvolle Frau trifft immer das Rechte, daß ich dann einen Zug empfände, sie selbst zu verehren. — Urtheilet nun, gute Frauen, von denen ich nur auf die letztere Art denke, welche unnatürliche Vorstellungsweise von unsrer Seele sich in uns erzeugt hat, da man uns von Kindheit auf durch jene Worte von einer Menge Wesen gesagt hat, die in uns sich neben einander Platz machen, und wovon, der Himmel weiß wie, bald dieses, bald jenes sich vordrängt. Ich preise darum Euch noch glücklich, da man Euch als Mädchen doch vielleicht keine sogenannte Seelenlehre aufnöthigte. Es beruhigt mich dabey, daß ich sie Euch hier keinesweges gegeben habe, sondern durch die Erklärung jener einmal üblichen Worte von einer falschen Ansicht abführen konnte.

Dabey aber werden Euch einige unmittelbare Folgerungen für die Erziehung nicht entgehen. Unter andern: Es ist höchst unvernünftig, dem Kinde von der Vernunft zu sprechen. Wenn ein Kind dabey die Frage thäte: „Was ist denn die Vernunft für ein Ding?" so würde ich mir selbst sagen: das Kind ist vernünftiger als ich; und wenn dergleichen nicht überhaupt für dasselbe unverständlich wäre, ihm kurz antworten: „Deine Frage ist so ein Ding." — Außerordentlich viel für die Wahrheit des Menschen und die Energie in dem Denken und Handeln würde gewonnen seyn, wenn

wir unsern Kindern diese abstracten Begriffe von Seelenvermögen ganz vorenthalten könnten, und sie gewöhnten, in der Sprache die einzelnen Aeußerungen des menschlichen Inneren als solche zu bezeichnen.

Und dann: Ihr werdet sehen, warum es dem natürlichen Gefühle zuwider war, wenn man Euch zumuthen wollte, dem Kinde zuerst eine Periode der Sinnlichkeit, nach einigen Jahren eine Periode des Verstandes, und zuletzt eine im Jünglingsalter erst kommende Periode der Vernunft anzuweisen. Als wenn nicht in dem Kinde schon dieselbe Kraft wäre, welche man in einer gewissen Beziehung Verstand, in einer andern Vernunft nennt, und als ob die Seele nach einander in drey verschiedene Farben oder gar Gestalten sich umwandelte! Nein, so bald das Kind nur Sprache hat, zeigt sich auch in ihm die Vernunft; ich möchte sagen, noch früher. Jene Vermögen sind alle schon in dem Kinde vereint und innigst verschmolzen: die ganze Menschenkraft, worin sie schlechthin Eins sind, entwickelt und bildet sich zwar stufenweise, oder vielmehr in fließendem Zunehmen, aber in jeder Entwicklungsperiode erscheint eben diese ganze Kraft mit allen den bloß in unsern Begriffen abgetrennten Vermögen, und die wahre Bildung verbreitet sich in jeder Periode auf alle diese Vermögen, denn sie bildet den Menschen im Innersten seiner Kraft.

Der verderbliche Mißgriff, welcher aus dieser naturwidrigen Abgrenzung entstand, war das Zurückhalten des früheren Alters von der Religion. Man sagte: die Religion ist Sache der Vernunft, und zwar der reifen Vernunft, welche die großen Ideen, Gott, Unsterblichkeit, zu fassen vermag. Es giebt also nur Vorurtheil, Aberglauben, d. h. Hindernisse der Religion, wenn sie vor der Periode der reifen Vernunft gelehrt wird. Man muß sie daher erst in spätern Jünglingsalter anfangen. Ich setze hinzu: man muß sie lieber nie anfangen; denn welcher Mensch ist doch zur völligen Reife der Vernunft gelangt? — zu der Reife, daß er Gott, daß er nur sich selbst vollkommen begreife? — Und daß man hier die Religion als bloße Sache des Lehrens und Begreifens ansah, auch das war die Folge von der Ausscheidung einer reinen Vernunft in dem Menschen, der so als ein Wesen von übel gerathener Mischung dastand.

Auch hier erkennet Ihr, meine Freundinnen, wie wichtig es ist, daß man durchaus in der Erziehung an der Hand der Natur gehe. Wir müssen daher auch jetzt den Menschen in seiner geistigen Natur, und auch darin als Naturwesen betrachten.

Achter Brief.

Es gilt Euch, liebe Frauen, um eine lebendige oder anschauliche Erkenntniß des Inneren in dem Menschen, welches wir Geist nennen. Diese können wir nur durch unser Selbstbewußtseyn erhalten; denn wie wollten wir wissen, was in dem Menschen ist, wenn es nicht in jedem der Geist selbst sich sagte? Daher sind auch alle Erklärungen der Seelenthätigkeiten, welche wir von etwas außer uns hernehmen, nur uneigentlich und keine Erklärungen. So läßt sich wohl das Herabfließen des Wassers durch die den Flüssigkeiten gemeine Eigenschaften und andere Naturkräfte, welche auch in dem Wasser wirken, erklären. Allein die das Wasser in ihrer Vereinigung darstellenden Grundstoffe, Sauerstoff und Wasserstoff, lassen sich weiter nicht aus andern erklären, weil wir hier am Ende sind; man kann sie nur wahrnehmen. Oder wollte man sich noch denken, wie so ein Grundstoff durch das Zusammenwirken zweyer Grundkräfte erzeugt würde, so muß man doch endlich bey diesen stehen bleiben. Und was nun so eine Kraft in ihrem Inneren ist, das kann man nur sagen, wenn man selbst diese Kraft ist, und darum weiß. Daher weiß man nur von dem

Inneren der Menschenkraft zu sagen, indem der Geist von sich selbst weiß. Aber wie wollte man doch sagen können: der Geist besteht aus Schwerkraft oder Lichtkraft; da dieses alles Kräfte außer uns sind. „Ich — so mag jeder Mensch denken — bin eine Kraft ganz eigner Art.“ Ja, wenn wir von Kräften anderer Dinge reden, würden wir leere Worte reden, wenn wir nicht aus uns selbst das Bewußtseyn eines Inneren und einer Kraft nähmen; und daher denken wir der Natur nach alles uns ähnlich, als geistige Wesen. Spricht Dein Mädchen bey seinen Blumen so ganz von Herzen: „Wie seht ihr Blumen da so schön heraus! — Wie freut ihr euch, daß die Sonne scheint! — Wie wird euch der Regen wohl thun!“ — dann freue Dich über den schönen Natursinn dieses Kindes, und siehe darin zugleich ein Zeichen, daß es ein lebendiges volles Innere hat, woraus eine ganze Blumenwelt aufgehen kann.

Indem wir nun jetzt weiter reden, wird jede von Euch auf ihr eigenes Innere hinschauen, und daraus die Begriffe, womit wir es jetzt unserm Verstande vorhalten, selbst bilden. — Ich erkenne mich — erlaubet mir, daß ich so im Namen einer jeden es ausspreche, was Ihr findet — ich erkenne mich immer in einzelnen Vorstellungen und Thätigkeiten. Ich sehe das Fenster, ich höre die Glocke, ich fühle eine Sehnsucht, ich denke an dieses und jenes — in allem diesem ist ein Thätig-

seyn, und in diesem bald so, bald so sich äußernden Thätigseyn offenbart sich eine innere Beweglichkeit, welche nie ruhet, welche von Moment zu Moment forteilt. Aber zugleich finde ich mich immer in diesem Thätigseyn, ich bin es selbst, und halte mich gleichsam in allem inneren Fortbewegen doch fest, und indem ich selbst so immer selbst bleibe und bestehe, kann ich auch jede Vorstellung, so wie ich will, festhalten. Dieses, das ich als etwas Bestehendes in mir denke, nenne ich den Geist: allein es ist eigentlich nichts von der Art, wie das körperlich Bestehende, es ist nichts Ruhendes, es ist ein beständiges Anders- und Anderssein und Selbstbestimmen — es ist ein inneres Handeln. So offenbart diese Kraft sich selbst.

In dieser inneren Thätigkeit, welche in Allem, in dem Denken und Fühlen vorkommt, fühle ich etwas Treibendes: wir wollen es daher Trieb nennen; ich bin mir darin, da ich selbst die treibende Kraft bin, eines Strebens bewußt. Es treibt mich immer nach etwas hin, bald zum Denken und Wahrnehmen, bald zum Fühlen und Begehren.

Ich wills versuchen, mich in den Zustand der ersten Kindheit zurück zu versetzen. Das Licht erschien mir: da ging eine Thätigkeit aus mir heraus, welche mein Auge hinwandte und einen Moment fest hielt. Dieses Festhalten wurde wiederholt, und nach und nach so mit allen Sinnen: so bekam ich Vorstellungen von den Gegenständen,

welche ich mir erfaßte, und bey Gelegenheit wiederholte und befestigte; — ich dachte und behielt die Begriffe mittelst der Namen, womit man mir sie bezeichnete, im Gedächtniß, Tisch, Hund, Baum. Anfangs war diese Thätigkeit mir unbewußt, es war nur erst ein Vorbild des Denkens, wie der Keim in der Eichel ein Vorbild des Baumes enthält: aber nach und nach erwuchs es zum Bewußtseyn. Ich äußerte dieses, erst durch Geberden, dann durch Worte: man nannte das in mir Verstand. Es trieb mich immer weiter. Ich suchte neue Gegenstände meiner Sinne, und fragte: was ist das? oder vielmehr ich fragte nach dem Worte, womit ich diese Vorstellung in mir fest hielt; ich dachte dieses, ich dachte jenes, ich bildete mir daraus neue Vorstellungen; ich behielt immer mehr Vorstellungen, das Streben in mir verbreitete mehr und mehr Thätigkeit in diesem anwachsenden Vorrathe: ich ward verständiger und gewann mehr Kenntnisse. Dabey ging das Streben in der Denkkraft immer weiter, und ich werde darin nie fertig.

Es drang die Luft in mich und auf meine Oberfläche ein: ich empfand Reitze, welche meine Thätigkeit aufforderten. Diese trat mit dem ersten Athemstoße hervor, und mit dem ersten Schrey. Darin dämmerte ein Bewußtseyn meines Zustandes, das ich nachmals Gefühl nennen hörte, hervor, und zugleich ein Begehren oder Verabscheuen, welches in äußere Thätigkeiten überging. Ich

empfand die Befriedigung des Hungers; es verband sich mit dem Anblick der Nahrungsmittel die Vorstellung der Lust, welche jene Befriedigung gewährt: ich sah begierig dahin, ich neigte mich darnach, ich streckte meine Arme darnach aus. Allmählich unterschied ich mehrere Nahrungsmittel, eines schmeckte mir besser als das andere: ich sehnte mich nach dem wohlschmeckenderen, und die Versagung desselben machte mich verdrüßlich. Es gab viele andere Dinge, welche mir angenehm oder unangenehm waren, z. B. das Herumgetragenwerden, das Spielen, das Bewegen meiner Glieder, das Sprechen, das Hören, Sehen, Denken u. s. w., und so bildeten sich in mir Begierden, wovon manche immer wieder kamen, und also herrschend, d. h. Neigungen wurden. Auch hier offenbarte sich das rastlose Streben: ich bin nicht zur Ruhe in meinem Fühlen und Sehnen und Wirken gekommen.

Der Trieb wirkte auf diese Weise in mir, daß Anfangs alles noch dunkel und unbestimmt in mir lag. Wer in des Kindes Seele sehen könnte, würde nicht sagen können: das ist ein Empfinden, oder: das ist ein Begehren, oder: das ist ein Denken; es ist von allem dem die Grundlage, worin noch nichts in bestimmtem Umriß hervorgetreten ist; wir haben kein Wort für diesen Zustand eines innern Chaos. Nur von der Zeit des Bewußtseyns an haben wir Worte, weil wir da ein-

zelne Aeußerungen jenes Triebes auffassen können, bald als ein Fühlen, bald als ein Denken, bald als ein Begehren: aber immer ist im Grunde dieses zusammen vereinigt, nur daß es uns mehr von dieser oder von jener Seite zum Bewußtseyn kommt; oft werden wir uns auch wirklich eines gemischten Zustandes bewußt, z. B. in der frohen Unterhaltung mit Freunden. — Das Hervorkommen der Sprache unsrer Kinder kann dieses erläutern, da es etwas Aehnliches und nahe damit verwandt ist. Im Anfang ist sie ein Schreyen, worin kein bestimmter Ton ist, und bey allem, was das Kind damit ausdrückt, wird noch kein Unterschied vernommen. Allmählich bemerkt man ein stärkeres und schwächeres Schreyen, auch eine verschiedene Beschaffenheit der Stimme, ob sie ruhig oder bebend ist, u. dergl., woraus man bald abnehmen lernt, ob das Kind Schmerz oder bloß Unbehaglichkeit, d. i. ein Sehnen empfinde. Bald wird ihm auch der Gebrauch seiner Stimme zum Spiele, und es fängt an, wenn es ihm wohl zu Muthe ist, d. i. wenn alle Naturbedürfnisse in ihm schweigen, zu lallen und seine Stimme zu üben. Nun kommt aus diesem verwirrten Getöne nach und nach mehr hervor, das man unterscheiden und verstehen kann. Endlich nimmt das wilde Schreyen ab, und es bleibt bey dem Schmerz noch ein Weinen, und da aus dem unbestimmten Sehnen ein Begehren geworden ist, so drückt es sich jetzt durch Geberden, Hinreichen u. dergl. aus: dagegen

nimmt das Ueben der Stimme als ein Spielen zu; in seinem behaglichen Zustande freut sich das Kind allerley Töne zu bilden, und da hierbey die äußeren Eindrücke und die Worte, welche es hört, mit einwirken, so bezeichnet es einzelne Gegenstände, und bildet seine Sprache, worin es nun immer zu bilden hat. Jetzt kommt nur noch selten ein Schrey bey Eindrücken, welche in die erste Bewußtlosigkeit zurück werfen; und bey dem ausgebildeten Menschen darf man auch diesen Schrey nicht mehr hören. In dem Ausdruck des schmerzlichen Gefühles fließen noch Thränen, aber in dem vollkommneren Menschen hören wir dabey keinen Ton; es bleibt uns nur ein stilles Weinen, und, außer den Geberden, die Aeußerung durch Worte. — So ist die Sprache nun unser Organ geworden, um unsre Begehrungen, Gefühle, Gedanken in unendlich vielfachen Formen zu bezeichnen, das ausgebildeteste Organ der Seelenthätigkeit.

Wir sehen bey dieser Gelegenheit, daß die Sprache eigentlich aus der ruhigen Betrachtung hervor geht, aus demselben inneren Zustande, von welchem die Schönheit entsteigt. Sehr wichtig! In der Folge müssen wir dieses umständlicher ausführen. Ein Kind also, welches frühzeitig und viel mit Tönen spielt, verräth eine Anlage zur vorzüglichen Sprachbildung — ich möchte also sagen, zur vorzüglichen Geistesbildung — und zugleich offenbart es jetzt in der Wiege schon Stille und

Harmonie der Seele, die ihr bleiben wird, und Schönheitssinn, und die Grazien umschweben es frühe. Lernt dagegen das Kind sein Sprechen nur durch Noth und zur Befriedigung seines Naturbedürfnisses, spricht es seine Worte mit Schreyen aus, nur im gereitzten Zustande, oder um zu essen, oder sonst etwas zu haben: dann wird es ihm an der Harmonie der Sprachbildung auch in der Folge fehlen, seine Sprache wird einseitig, ungewandt, arm, heftig seyn, Geschmacklosigkeit wird sich in Allem ausdrücken, mit Einem Worte: es wird der rohere Mensch werden, wie wir es gewöhnlich an unsern Bauern sehen. Spricht das Kind nach, Andern zu gefallen, macht es Töne und Worte, um bewundert zu werden, dann zeigt es treffliche Anlagen, einst als ein Glied der verbildeten Welt aufzutreten, wo sich die Worte geltend machen ohne den inneren Gehalt; wer Lust und Liebe hat, es recht frühzeitig hierzu zu hofmeistern, der spreche sogleich französisch mit ihm. O Ihr Mütter, der Spieltrieb und der Frohsinn Eurer Kinder sey Euch ein gesegnetes Zeichen! Auch hier sey Euch heilig die Natur!

Ich muß mir Gewalt anthun, um von dieser Abschweifung zurück zu kehren, da uns der Gang unserer Lehre weiter ruft. Laßt uns die bisherigen Bemerkungen von dem Geiste zusammen fassen. Wir sehen, daß er sich in einem Fühlen, Begehren, Denken äußert, abwechselnd bald in

dem

dem einen mehr, bald in dem andern. Diese Thätigkeiten müssen wir uns vorerst deutlicher machen.

Wenn ich etwas fühle, so bin ich mir keines Gegenstandes bewußt, ich denke nicht, daß hier das oder das ist, sondern ich habe mit mir selbst zu thun, ich weiß, wie es mir zu Muthe ist, ich werde eines Zustandes in meinem Gemüthe unmittelbar inne. Aber Ich bin es doch, der dessen inne wird: es ist also auch hier Thätigseyn des Geistes. In jedem Gefühle vereinigt sich demnach ein Bestimmtseyn mit einem Selbstbestimmen; es dringt etwas auf mich ein, und diesem tritt meine innere Thätigkeit entgegen. Die Gesellschaft gewährt mir Lust: ich nehme diesen Eindruck in mir auf, und hege ihn; es ekelt mich etwas an: ich nehme auch diesen Eindruck in mir auf, aber ich setze mich ihm entgegen, um ihn zu verdrängen. Die schöne Landschaft liegt vor mir: mein Gemüth bestimmt sich zu dem stillen Wohlgefallen daran. Ich höre, daß eine Mutter ihre Vergnügungen aufgiebt, um ihrem Kinde die nöthige Pflege zu gewähren: dieses macht einen Eindruck auf mich, den ich gern aufnehme. Ich höre von dem Vater, der sich unter die Blutmenschen stürzt, um ihnen seinen Sohn zu entreissen; ich höre von Orestes und Pylades, von Leonidas u. s. w.; ich sehe in Sturm und Ungewitter hinaus: in allem diesem werde ich gern des Eindrucks inne, der die Erhebung des Geistes über das Sinnliche aufreizt. Ich bete:

ich fühle mich selig in der Gegenwart Gottes. — Reitz, Schönheit, Anmuth, das Erhabene, das Rührende — sind Worte, welche die verschiedene Art bezeichnen, wie unser Gefühl angeregt wird. Wir sehen zugleich, wie unmittelbar mit dem Fühlen ein Begehren oder Verabscheuen verbunden ist, schon in demselben Momente, wo der Eindruck auf unser Gefühl eindringt. Denn hier können wir unsre Vorstellung entweder davon abziehen, d. h. die Lust oder Unlust bekämpfen, oder uns diesen hingeben, d. h. das Gefühl hegen. Aus dieser inneren allerersten Regung der Begierde oder des Abscheues folgt dann die äußere, verstärkte. Immer ist es die von uns selbst ausgehende Thätigkeit, es ist Selbstbestimmung.

Durch den Eindruck werden wir aufgefordert zur inneren Thätigkeit. Diese kann in einer Aufmerksamkeit bestehen, womit wir nun etwas festhalten, und uns von unserm Gefühle gleichsam wegwenden. Wir fassen dann einen Gegenstand auf, d. h. wir denken. Also ist in dem Gefühle auch beständige Anregung des Denkens, welches nun mehr oder weniger erfolgt, je nachdem Naturanlage oder Uebung dem Geiste diese Richtung seines Strebens (Tendenz) zu eigen gemacht haben.

Die Anlage zum Denken nennen wir Kopf, die Anlage zum Fühlen und Begehren in seinem innigsten Verfließen in einander — Herz. Hiernach giebt es denn Verschiedenheiten unter den

Menschen: hier mehr Kopf, dort mehr Herz; und dann wieder in Absicht der Mischung im letzteren, und des Verhältnisses dabey zum ersteren; ferner in dem Grade der Stärke des einen und des andern. Geht die Tendenz des Geistes mehr nach dem Herzen, so wendet sie sich hier wieder entweder mehr zum Fühlen oder zum Begehren. Geht sie mehr nach dem Kopfe, so geschieht dieses entweder mehr in Verbindung mit dem Fühlen oder mehr mit dem Begehren. In dem letzteren Falle geht entweder das Begehren mehr durch das Denken hindurch, oder es folgt mehr daraus; jedesmal ist es hier ein Wollen, und so sehen wir, wie in dem einen Menschen mehr Willensfähigkeit, in dem andern mehr dunkles Bestimmen der Willkühr seyn kann. Da wir an gehörigem Orte noch die menschlichen Charaktere mustern müssen, so dürfen wir uns hier nicht mit Beyspielen zur Erläuterung aufhalten. Es versteht sich übrigens von selbst, daß jene Verschiedenheit unter den Geistern nicht so scharf darf genommen werden, als ob bey dem einen bloß Kopf, bey dem andern bloß Herz sey; vielleicht ließe es sich strenge erweisen, daß es so keinen unter Gottes Geschöpfen geben kann. Die Tendenz macht den Unterschied. Daß da, wo Gefühl ist, auch das Begehren erregt wird, und umgekehrt, fällt in die Augen; minder, daß auch Denken jedesmal mit dem Fühlen oder mit der dunklen Begierde verknüpft ist, denn dazu scheint schon eine Erhöhung der Menschenkraft zu

gehören. Allein auch in den dunkelsten Herzensregungen ist, wenn ich es so nennen darf, doch ein Ansatz zu dem Denken enthalten, wie in dem Sonnenstrahle eine Tendenz zum Erwecken der Keime; und gelangte die Geisteskraft auch nur zur Thätigkeit der Phantasie im Zusammenreihen der Anschauungen, und nicht zum deutlichen Begriffe, immer ist doch ein Zusammenfassen, d. h. Verstand dabey. Ein Zustand ohne alles Denken ist die völlige Betäubung und der tiefe, traumlose Schlaf.

Der vollkommene Mensch hat Kopf und Herz am rechten Ort, in beidem die möglichste Stärke und die vollendeteste Harmonie. Gefühl, Verstand, Willen, und dunkles Begehren oder Verabscheuen regen sich beständig wechselsweise auf, mit lebhafter, gleich thätiger Geisteskraft in Allem.

Was in einem Kinde vorherrschend seyn werde, läßt sich frühzeitig erkennen. Wir haben vorhin schon einige Kennzeichen bey Gelegenheit der Sprachbildung bemerkt. Wendet sich das Kind z. B. immer wieder nach der Nahrung, oder nach sonst etwas hin, und wird es da gern heftig: so sehet Ihr, auf welche Seite Ihr ein Gegengewicht legen müsset. Seine Aufmerksamkeit muß hier mit Spielen, Sprechen mit ihm und dergleichen Vorübungen zur Denkkraft beschäftiget werden. Ist es empfindlich, unterliegt es leicht dem Schmerze, ist es dann wieder ausgelassen lustig,

so werdet Ihr es ebenfalls durch Vorhaltung von andern Gegenständen zerstreuen, und immer zu einer Thätigkeit hinziehen müssen. Ist es gern ernst für sich, so könnt Ihr es nicht freundlich genug zu Spielen und zur liebevollen Unterhaltung mit Euch aufmuntern. Auf ähnliche Art ist die Heilung in späteren Jahren, wenn durch das Uebergewicht von einer der drey Geistesäußerungen eine Ungesundheit entstanden ist, zu bewerkstelligen, wenn anders da noch geheilt werden kann. — Doch wir dürfen unsern künftigen Untersuchungen über die Entwickelung des Menschen nicht vorgreifen.

In allen Geisteswirkungen werdet Ihr etwas bemerkt haben, worauf ich bitte besonders zu achten, denn es führt uns tiefer in unsere innere Natur: es ist das Festhalten, oder vielmehr das Ansichhalten. Wir wollen uns noch von einer andern Seite zu dieser innern Anschauung hinführen.

Was würde geschehen, wenn den Eindrücken auf unsre Sinne nichts entgegen käme, das sie in die Seele aufnähme? — Sie würden ohne Zweifel auf der Oberfläche der Seele abgleiten, und wir würden so wenig z. B. sehen, als die Pflanze sieht. Durch dieses Entgegengehen einer Kraft in uns, womit wir die Eindrücke anffassen, erhalten wir erst Vorstellungen.

Wie aber, wenn diese Eindrücke so ungehindert in uns eindrängen, daß wir ihnen gar nichts

entgegen setzten? Sie würden uns überwältigen, zerwühlen, zerreissen. Jedes schmerzhafte, jedes angenehme Gefühl würde uns gleichsam durchdringen und durcharbeiten, es würde uns hinreissen und zu Grunde richten. Sollen wir Vorstellungen haben, sollen es unsere Gefühle seyn, so muß also eine Kraft in uns den Eindrücken sich entgegen setzen, sie muß diese zu dem Unsrigen verarbeiten.

Nehmet diese Kraft hinweg, welche erstens dem Eindrucke entgegen geht, zweytens ihn in sich aufnimmt, drittens ihn in sich verarbeitet: so würde uns die Außenwelt entweder alsobald aufreiben, wie das Metall von der Säure angegriffen und zerfressen wird; oder sie würde gar nicht für uns da seyn, so wie das Wasser über das Gold hingleitet. Nun muß schon in der Pflanze ein solches Entgegenwirken gegen das Einwirken der Außendinge Statt finden; hier kann sich aber diese Kraft noch nicht zur Vorstellungsbildung erheben. In dem Thiere ist sie schon auf diese Stufe gestiegen; da bemerken wir schon eine Thätigkeit, womit es sich bey den Eindrücken, wie in einer eindringenden Fluth, selbst erhält, und sich hierdurch in den Stand setzt, sich auch selbst eine willkührliche Richtung zu geben. In ihrer höchsten Stufe wirkt aber diese Kraft in dem Geiste. In allem Empfinden, Fühlen, Denken, Begehren erhalte ich mich aufrecht, finde ich mich selbst, habe ich mich selbst, und je mehr ich mich so habe und

erhalte, um desto mehr Mensch (Geist) bin ich. Ich werde darin ein Anmichhalten gewahr, indem ich meine Aufmerksamkeit hierin dorthin wenden, mich von einer Vorstellung abziehen, zu einer andern hinneigen, meinen Entschluß aufschieben, das Denken mehr oder weniger unterhalten, mit dem Gegenstand mich länger oder kürzer beschäftigen kann. In diesem Ansichhalten erkennt Ihr das eigentliche Wesen der Freyheit des Geistes. Es besteht darin, daß wir in der Besinnung unsrer selbst leben. Je mehr das Kind oder der Erwachsene von Eindrücken hingerissen wird, desto mehr Schwäche des Geistes, desto weniger Menschheit, desto näher dem Thiere. Je mehr Besonnenheit, auch in gewaltigen Angriffen, desto kräftigere Menschheit, desto mehr Würde.

Wir können sogar, meine Freundinnen, das Kind mit dem Erwachsenen messen. Das Kind, welches kaum noch lallet, offenbaret manchmal mehr Geisteskraft, als der bejahrte Mensch; nur jedes nach seiner Art. Die Eindrücke, welche auf das Kind eindringen, sind insgesammt der Kindesseele angemessen; es empfindet sie nur gerade so stark, als seine innere Kraft es fassen kann. Und so stark, als diese es fassen kann, ist sie auch der Verarbeitung der Eindrücke gewachsen. Du wirst es wohl unterscheiden, ob das Kind sich in allem gern unthätig verhält, z. B. sich füttern, einschläfern läßt, ohne sich zu regen —

ein solches „frommes" Kind wird schwerlich ein sonderlich frommer Mensch. Arbeitet es aber z. B. bey dem Essen mit Händen und Füßen, ohne doch heftig das Essen zu begehren, lallt es vergnügt mitunter, macht es helle auf, ist es bey dem Schweigen der Naturbedürfnisse doch regsam, und bey ihrer Befriedigung doch ruhig, und etwa mit andern Dingen zugleich beschäftigt, verliert es sich nicht in einen Genuß, d. h. behält es dabey noch Sinn für andre Dinge umher ꝛc.: dann kannst Du unter Deiner guten Pflege einen herrlichen Geist in ihm aufblühen sehen. Man will sogar die Erfahrung haben, daß man an dem schnellen losreissen vom Schlafe, und dem schnellen Springen aus dem Bette, in dem Knaben den künftigen großen Mann erkenne.

Ohne weiteres Erinnern sehet Ihr, meine lieben Leserinnen, daß wir hier an die Quelle gekommen sind, woraus sich alle Thätigkeiten des Menschen ableiten. Wir haben in der Natur unsers innersten Triebes zugleich das Heiligthum entdeckt, woraus Sittlichkeit und Religion hervor geht, die Würde der menschlichen Natur. Aber ehe wir dieses alles weiter verfolgen, müssen wir uns erinnern, daß wir von dem Menschen reden, nicht von einem reinen Geiste. Es wird Euerm umherschauenden Blicke nicht entgangen seyn, daß in allem dem, was wir bisher von der Geistesthätigkeit betrachteten, der Organismus unsers Leibes

einen bedeutenden Einfluß hat, und Ihr werdet mich selbst daran erinnern, was ich behauptet habe, daß der Mensch im Erdenleben — Geist und Leib Eins sey. Wir werden also, ehe wir weiter gehen, erst uns etwas mehr von dieser Vereinigung, mithin von der ganzen Natur des Menschen unterhalten müssen; und indem ich an Leserinnen schreibe, wo Kopf und Herz in schöner Harmonie ist, doch so, daß immer das Herz den Ausschlag giebt: so kann ich erwarten, daß Ihr auch bey dem Anblicke der körperlichen Natur des Menschen alles nach dem Edeln hindeuten, mit der Betrachtung physischer Wahrheiten das Gefühl Eurer Würde verbinden, und alles auf unsern höchsten Zweck beziehen werdet. Ich habe also keinen Anstoß zu besorgen.

Neunter Brief.

Wir sind, wie Ihr wisset, in Verbindung mit der Außenwelt; wir sind Theile des großen Ganzen: und dieses sind wir dadurch, daß wir einen Leib haben; oder warum sollen wir nicht sagen, in wie fern wir Leib sind? Wir müssen also auch den Gesetzen der bildenden Natur in den lebenden Wesen nachgehen, um unsre physische Natur kennen zu lernen.

Alles, was wir Körper nennen, auch das kleinste Theilchen, entsteht durch die Wirksamkeit von Kräften, welche gegen einander streben, und sich so in einem Puncte fest halten. Man nimmt hier drey Stufen an: in der ersten sind es bloß zwey entgegengesetzte Richtungen aus jenem Puncte, wodurch die Linie oder vielmehr das Festhalten der Theile an einander der Länge nach gemacht wird, wie es uns bey dem Magnetismus sichtbar ist; in der zweyten bildet sich die Fläche, wovon man die Electricität als das Sichtbare anführt; in der dritten erzeugt sich eigentlich der Körper, indem die beiden Grundkräfte, die anziehende und abstoßende, nach allen Seiten wirken, und somit den Raum erfüllen. Nicht als ob es eine bloße Linie oder Fläche in der Wirklichkeit geben könne, vielmehr

ist beides nur an dem Körper; dieser hat jederzeit Höhe, Breite und Dicke, und wäre auch das eine oder das andere kaum dem bewaffneten Auge erkennbar: aber es läßt sich denken, daß in jedem Körper Linienkraft und Flächenkraft in stärkerem oder schwächerem Grade vorkomme. Man wendet dieses nun auch auf die organischen Körper an. Es ist zu hoffen, daß wir auf diesem Wege bald zu wichtigen Aufklärungen darüber, folglich auch über Gesundheit und Krankheit gelangen werden. — Vielleicht hilft uns jetzt schon diese Ansicht etwas zu unserm Zwecke; darum konnte ich sie nicht vorbeygehen.

Auch in der organischen Welt erscheint ein Dreyfaches, das wohl jenes Dreyfache in einer erhöhten Vollkommenheit seyn könnte; nur daß bey der einen Klasse mehr das eine, bey der andern mehr das andere das Herrschende ist. Hiernach wird es vielleicht bald eine bessere Eintheilung in der Naturbeschreibung geben, und dann werden wir für die organischen Producte drey Reiche haben. In dem Reiche der Gewächse herrscht der bloße Bildungstrieb; in allem, was wir Pflanze nennen, sehen wir eine Kraft wirken, welche nur hervortreibt und bildet. Indessen erinnert Euch, meine Freundinnen, an jenes Gewächs in dem Treibhause (Mimosa sensitiva), dessen zarte Blättchen sich zusammenfalten und niedersinken, so wie man nur den Finger mit dem vordersten in leise Berührung bringt. Auch werdet

Ihr von andern Pflanzen, z. B. der Fliegenfalle (Dionaea muscipula), wissen, welche so etwas verrathen, das wir für Empfindung halten möchten. Auch habt Ihr vielleicht schon manchmal über den Schlaf der Blumen Eure Gedanken gehabt, und über das Leben, das gleichsam in ihren Staubfäden webet, wenn sie sich dem Sonnenlichte eröffnen. Ihr könnet den allgemeinen Schlaf der Gewächse (bis auf wenige Nachtpflanzen) an jedem Sommerabende beobachten, z. B. die Blätter der Bäume zeigen da so etwas Zusammenschrumpfendes; sehet es z. B. an dem Blatte der Acacie, welches gleichsam das vergrößerte Blatt jener Mimose ist, und sich, wie diese bey der Berührung, so des Abends in die Ruhe zusammensenket. Offenbar wird also in den Gewächsen durch das Licht eine Thätigkeit erweckt, welche Ruhe nach sich zieht; und dieses ist von den Erscheinungen des Gereitztwerdens begleitet. Es scheint also in der Pflanze Empfindungsfähigkeit (Sensibilität), und Reitzbarkeit (Irritabilität), wie im Schatten hinter dem Bildungstriebe zu liegen. Ja, vielleicht ist dieser hier in einem Kampfe mit der Sensibilität und Irritabilität begriffen, da die Natur überall im Kampfe zweyer Kräfte bestehet; worin die letztere aber überwältigt ist, so daß die Pflanze vor lauter Treiben und Wachsen nicht zum Leben und Empfinden kommen kann, und daß vielleicht nur die Richtung des Wachsthums, der Sonne zu, von

der Sensibilität, die doch nicht ganz vertilgt ist, und von der Irritabilität die Befruchtung, das Gereitztwerden von dem Lichte ꝛc. im Geheimen geleitet wird. „Es ist, als ob eine geheime Sympathie uns dieses sage; — als ob wir Mitleid mit dem armen Gewächse hätten, daß es nicht ins Leben des Empfindens kommen kann" — so höre ich eine Freundin sagen; eine andere: „Unsere Vorliebe für die Pflanzen rührt vielleicht aus einer geheimen Verwandtschaft mit ihnen her, welche sich durch die gemeinschaftliche Liebe und Richtung zum Lichte ankündigt." — „Und — setzt nun eine dritte hinzu, als ob ihr plötzlich ein Seherblick aufgegangen wäre — vielleicht eine stille Erinnerung, was wir selbst einst waren, ehe in unsrer Kraft die Empfindung siegte, und die Stufe der Menschenkraft errang." — „Ey — fragt die vierte, in leichten Scherz übergehend — welche Blumen waren wir denn da wohl? So will ich denn von nun an nicht mehr bloß die Menschen nach den Blumen und Bäumen mustern, sondern auch in den Blumen und Bäumen die künftigen Menschenkinder sehen!"

Nun nimmt dann wieder der ernste Lehrer das Wort. Da hätten wir also auf einmal eine ganz artige Seelenwanderung, und Ihr pythagoräischen Frauen bedürftet einen Pythagoras zum Lehrer. So viel ist gewiß, daß wir mit der Natur umher in Verwandtschaften stehen, welche wir hier und

da manchmal ahnden mögen, aber wohl mit der Zeit auch erfahren.

Unbemerkt wollen wir doch nicht lassen, daß Menschen, welche ein Pflanzenleben führen, eben darum körperlich gut zu gedeihen pflegen; der Bildungstrieb ist im Physischen vorherrschend. Das sind eben diejenigen, welchen wir in der gemeinen Art zu reden ein phlegmatisches Temperament beylegen. Sie können wohl eine gewisse Tiefe der Empfindung haben, wenigstens wird man viel Wahrheit der Empfindung bey ihnen erkennen: allein es kommt doch nicht zum Vorschein, weil es an der Energie fehlt, welche mehr Reitzbarkeit und Leben bewirkt haben würde, indem zugleich diese Energie des Geistes den Bildungstrieb, wie wir bald sehen wollen, in das Denkgeschäft hinaufhebet. Sie sind daher auch gemeiniglich dumm, wenigstens träge zum Denken. Sollte unser Unwille, den wir gegen solche Menschen phlegmatischer Art, wo wir in der Körpermasse den Geist erliegen sehen, empfinden, nicht aus der geheimen Ueberzeugung, welche wir aus unserm Gefühl nehmen, kommen, daß Verschuldungen dabey zum Grunde liegen? Oder sollte es eine ursprüngliche Anlage einer stiefmütterlichen Natur seyn? — So viel wollen wir nur jetzt daraus abnehmen, daß wir um so regsamer auf die beste Erweckung des Kindes müssen bedacht seyn, je mehr wir es sehen in Phlegma hinsinken. Aber diese Regel bedarf in der Anwendung vieler Vorsicht, worauf uns unsre

weitere Forschung hinführen wird. Denn z. B. beym Mädchen kann eine Pflanzennatur seyn, da es durch sein Geschlecht zu einer eignen Art des Bildens bestimmt ist, wobey es von tiefen Gefühlen in seinem Inneren durchwühlt werden kann, ohne daß es sich zu äußern vermag. Hier mag es denn leicht seyn, daß durch ungeschickte Aufregungen die Reitzbarkeit widernatürlich ausbricht, wovon die Krämpfe ein Beyspiel sind, oder daß es frühzeitig aufgerieben wird. Genug, man hat da auf vieles Rücksicht zu nehmen.

In einem andern Reiche der Organisationen wird die Reitzbarkeit (Irritabilität) herrschend seyn, wie wir bey den Säugethieren und mit einiger Verschiedenheit bey den Vögeln sehen. Wollt Ihr genauer diese Wirksamkeit der Naturkraft kennen lernen, so könnt Ihr sie bey elektrischen Schlägen bemerken. Man empfindet da nicht sowohl Schmerz oder Behaglichkeit, als eine Erschütterung, besonders in den Gelenken und Muskeln. Wird ein einzelner Muskel elektrisirt, so bemerkt man das krampfhafte Zusammenziehen und Wiederausdehnen; man legt daher besonders den Muskeln oder vielmehr jeder Fiber, woraus die weichen Theile des thierischen Körpers zusammengesetzt sind, Reitzbarkeit bey. Sie erscheint bey allen Reitzmitteln, unter andern bey starken Säuren, am meisten bey dem Metallreitz (Galvanismus), wodurch man das Herz, das reitzbarste Organ, noch viele Stunden nach dem Tode in convulsivische Bewegungen

versetzen kann. Bey den Säugethieren scheint die Irritabilität im Kampfe mit der Sensibilität die Oberhand zu behalten; daher hat das Thier nicht die Ruhe der Empfindung, sondern wird sogleich dadurch zu einer unruhigen, wenigstens inneren Thätigkeit hingerissen; daher erkläre ich mir es z. B. daß der Hund, bey aller Schärfe des Geruchs, doch nicht bey Wohlgerüchen weilt, vielmehr nur durch seine Nase angezogen wird, ihr nachzugehen, um den Feind oder Freund zu finden. Selbst das Singen der munteren Vögel ist Wirkung des aufgereitzten Triebes, obgleich hier schon ein Spieltrieb, und darin mehr Gewalt der ruhigen Empfindung erscheint. Ihre unschuldige, freye Beweglichkeit, besonders in ihrem Gesang, macht sie uns so angenehm. Ihr sehet, meine Freundinnen, hier einen Weg, der uns zu einer unterhaltenden Rangordnung der Thiere führen könnte, wo es sich dann vielleicht erklären würde, warum wir eine Thierart lieben, die andere nicht leiden mögen. — Hier will doch, wie ich merke, bey Euch keine naive Anwendung auf uns erfolgen, wie vorhin. Mit der Thierheit scherzen wir nicht gern: sie ist uns zu nahe; wir sind noch selbst im Kampfe mit ihr begriffen. Daher schämen wir uns, sobald es zu solchen Vergleichen kommt. Denn was ist die Schamhaftigkeit anders, als die Besorgniß, unsre Verwandtschaft mit den Thieren zu verrathen; und in der That ist Besorgniß das erste, wenn man von einem

Feinde

Feinde nicht will überwunden seyn. Ja, meine Lieben, die Schamhaftigkeit ist der Wiederschein des Engels in uns, der aus unserm jetzigen Leben hervorgehen wird; wir ehren mit Recht in ihr das Verwahrungsmittel vor allem Thierischen; sie in unsern Kindern hegen und pflegen, heißt diesen zum Siege des Geistigen helfen. — Der geistreiche Grieche, Alexanders Lehrer, Aristoteles, hatte, so weit es uns bekannt ist, die erste Idee, den Menschen durch Thiere zu erklären, oder vielmehr zu physiognomisiren. Hierzu nahm er 26 Säugthiere: den Löwen, das Panther, (ersteren insbesondere als Repräsentanten des männlichen Geschlechts, letzteres, des Weibes — sonderbar genug, und grade beide aus dem Katzengeschlecht!) das Pferd, den Hirsch, den Ochsen, den Esel, den Hund, den Wolf, das Schwein, die Ziege, das Schaaf, den Affen, den Fuchs, die Katze; und zu diesen gesellte er noch den Frosch. Ferner folgende 15 Vögel: den Adler, den Sperber, den Raben, den Hahn, die Wachtel, die Wasservögel überhaupt, und die Singvögel als Eine Art; wozu man nachmals noch die Eule und den Strauß nahm. Hätte er die Naturkenntniß unsrer Zeit haben können, welche noch viel interessanteren Bemerkungen würden wir ihm verdanken!

Das Heftige und Affectvolle in dem Kinde deutet auf eine stärkere Reitzbarkeit hin, wovon die Ruhe der bloßen Empfindung überstimmt ist.

Ungeberdiges Schreyen, späterhin Aergerlichkeit, sind ebenfalls Zeichen, daß man solche Kinder nicht noch mehr reitzen soll — wie leider! gemeiniglich von den noch mehr gereitzten Aeltern geschieht, welche so ihre Kinder recht eigentlich thierisch machen (d. h. zugleich boshaft, wie auch manche Thiere) — sondern daß man auf ein Gegengewicht denken müsse. — Wenn wir uns vorstellen, daß die Thiere, was sie thun, nur im gereitzten Zustande thun, wie z. B. die Wachsamkeit und das Bellen des Hundes, ja selbst seine Anhänglichkeit an seinen Herrn sich erklären läßt: so zieht uns das zu der Anmuth und Würde des Menschen desto mehr hin.

Statt jetzt nun auch diejenigen organischen Wesen zu bezeichnen, worin die Sensibilität als herrschend erscheint, wollen wir uns sogleich zu dem Menschen wenden. Linné hatte doch in der That unrecht, daß er ihn in das Thierreich setzte; wenn er ihn gleich an die Spitze stellte, damit machte er es nicht gut. Wir sind zwar dem Thiere näher als den Pflanzen, aber wir sind doch keines von beiden. In dem Menschen erhebt sich die Naturkraft auf eine eigne Stufe, worin sie alle ihre andern Gebilde weit unter sich läßt, und gleichsam sich selbst übertrifft. Hier hat sie es zum Selbstbewußtseyn gebracht. Ein Ich steht da, seiner geistigen Kraft sich bewußt, sich los reissend von der Natur, einer höheren Welt nun auf immer

angehörig. Der Mensch steht über der Natur, indem er jene Kräfte der Natur in vollkommenem Gleichgewicht in sich vereinigt. Empfindung und Reitzbarkeit ist so innig in ihm vereint, und in so gleicher Stärke, daß es selbst unsre Sprache anzeigt, wenn sie unter Empfindlichkeit einen gleich starken Grad von beidem versteht, der nur der dritten Wirksamkeit überlegen ist, und also als ein krankhafter Zustand, theils des Leibes, das Gedeihen desselben hindert, theils der Seele, ihrer Vernünftigkeit im Wege ist. Auch das, daß wir unser Herz zugleich als den Sitz der Empfindung benennen, da es doch ganz auffallend des Organs der Empfindung, der Nerven, mehr als andre Theile entbehrt, ist characteristisch. Und so sehen wir, daß in uns ein Gleichgewicht eintritt, welches den Menschen ganz eigentlich in die Mitte der Schöpfung setzt; die Natur vereinigt in ihm alle Strahlen, um sich in ihm zum Herrn über sich selbst, in zwiefachem Sinne über sich selbst, zu machen. In diesem glücklichen Gleichgewichte hängt die Freyheit. Bey dem Gewächse kam sie noch nicht zum Vorschein, weil Empfindung und Reitzbarkeit zu schwach waren; bey dem Thiere nicht, weil das Gleichgewicht durch die stärkeren Reitze gestört war. Hier aber sind diese Naturkräfte im Frieden, um vereint die höhere Natur aufzuregen. Da wird nun jenes Ansichhalten, wovon wir sprachen, möglich, und der Bildungstrieb geht nicht mehr bloß auf den Körper.

Schon bey dem Thiere offenbart sich in ihm ein Ansatz zum Geistigen, denn z. B. es träumt: aber erst in dem Menschen wird er ein geistiges Verarbeiten und Bilden, — Denkkraft. Durch diesen Beytritt wird die Empfindung zur Anschauung, Vorstellung zum Gefühl; die Reitzbarkeit wird Begehren, Wollen, zurechnungsfähiges Selbstbestimmen — Gewissen, und sie selbst ist, von beidem begleitet, die Kraft, welche sich überall umschaut, rund umher alles vernimmt und ordnet — Vernunft; — und diese das innere Licht, wie die Sonne das äußere.

Die aufrechte Gestalt deutet dahin. Wenigstens sehen wir, daß die Natur auf diesem Wege das vollkommen erreichte, wohin sie in der Pflanze vorspielte. Und wie nothwendig das Daseyn des Geistes im irdischen Baue mit dieser edlen Gestalt zusammenhängt, wird uns die genauere Einsicht in die Entwickelung des Menschen unwidersprechlich zeigen. Da wir dieses im dunkeln Gefühle tragen, so bedarf es keines Beweises bey dem Anblick dieser Gestalt, daß hier ein Vernunftwesen einhergehe, so wenig als man es uns zu beweisen braucht, daß ein Herz in unsrer Brust schlägt. Darum sind wir auch auf die Affen so übel zu sprechen, weil sie in dieser Gestalt uns — ich gebrauche das rechte Wort — nachäffen; ein Beweis zugleich, wie uns die Thierwelt als warnender Spiegel dasteht. Ich glaube, wenn ein

Unwissender sich von einem Orang-Utang so angeführt sähe, so könnte er über ihn so ergrimmen, daß er ihn darniederschösse. Merkwürdig ist es, daß die Säugethiere überhaupt nach einer ganz andern Richtung, mehr oder weniger parallel mit der Erdfläche gestreckt sind; grade diese Richtung war es also, welche die Irritabilität begünstigte, wenigstens das Gleichgewicht unmöglich machte, und sie nicht zum Verstande kommen ließ. Was doch wohl die Schlangen bezeichnen mögen? überhaupt die Amphibien? die Wasserthiere? u. s. w.

So sahen wir denn, meine Freundinnen, die Naturkräfte in das Geistige übergehen, denn Ihr findet, daß die eben betrachtete dreyfache Naturwirksamkeit in uns zu derselben dreyfachen Geistesthätigkeit wird, wovon der vorige Brief sprach. So, und nur so konnte ein Geist auf dieser Erde erscheinen. Aber es ist immer ein endlicher Geist, sonst könnte er nicht als Körper erscheinen: es ist der Mensch. Nun fragt Ihr: „Wo ist denn der vollkommene Mensch?“ Auf der Erde nicht; denn auf der Erde wohnt nichts Vollkommenes. Die Menschen weichen mehr oder weniger von dem Ideale ab; die Mischung jener Naturthätigkeiten ist in ihnen verschieden, und das geht in's Unendliche. Wenn man auch mit Recht der Erziehung oder vielmehr der Nichterziehung vieles beymißt, so kommt doch die Hauptsache auf Rechnung der Natur, je nachdem sie in dem ersten Entstehen

des Menschen die Mischung veranstaltet. Für den Arzt eröffnet sich vielleicht ebenfalls hier ein Feld, wie für den Erzieher — denn beide sind nur dann Diener der Natur, wenn sie vorerst die Natur des Einzelnen erkennen — wenn man nämlich jene ursprüngliche Mischung von Sensibilität, Irritabilität, und die ursprüngliche Stärke des Bildungstriebes in dem Kinde sicher erforschen könnte, so wären daraus Schlüsse auf Dauer und Erhaltung seines Lebens zu machen; auch ließe sich eine wichtige Eintheilung der Krankheiten in an sich unheilbare (natürliche), und widernatürliche (zu heilende oder zu verhütende) daraus ableiten.

Schon darum kann es keinen vollkommenen Menschen geben, weil jeder entweder als Mann oder als Weib existirt. Dadurch ist die Menschheit getheilt, und Platon sprach darin gar nichts Schwärmerisches, wenn er die beiden als zwey Hälften ansah. Es läßt sich beweisen, daß durch die Trennung in Geschlechter der Organismus des Einzelnen etwas Unvollständiges enthält, so wie dagegen die Art nur dadurch gesichert ist. Daher ist der Geschlechtstrieb Naturtrieb, und im Grunde kein anderer als der, welcher Einen Körper zusammen hält, der Trieb der Vereinigung zum Ganzen. Darum führt auch nur die Natur zur rechten Hälfte. „Aber doch nur die edle Natur!“ — sagt Ihr. Wohl! die Natur ist überall edel: das Hineinpfuschen der menschlichen Verkehrtheit hat

sie überall so verdorben, daß freylich hier Euer edles Hinzufügen Noth thut. — An dieser Unvollkommenheit muß nun alles Lebendige auf Erden Antheil nehmen; und wenn die Himmelsbewohner noch einmal auf unsrer Erde seyn wollten, so müßten sie sich es gefallen lassen, in ein Geschlecht zu treten. Welches sie wohl zu seyn wählen würden? — Warum nicht das, wozu sie einmal gehörten? Denn wird diese Verschiedenheit je ganz aufhören, da wir nie aufhören werden körperlich da zu seyn? „Aber wie soll sie denn auch auf unsrer höheren Stufe fortdauern?" — Nur nicht irdisch. — Wer möchte denn auch diese schöne Unvollkommenheit verlieren? Am Ende ist sie der Weg zur wahren Vollkommenheit; und wir wandeln gern auf diesem glücklichen Wege.

Zehnter Brief.

Sollte nicht eine Besorgniß unter Euch guten Frauen entstanden seyn? Hat sich uns nicht der Geist unter der Hand ganz verkörpert? Was bleibt uns noch für ihn übrig? „Ja, es liegt vor unsern Augen, unser Geist ist nichts anders, als was unser Leib ist. Wir sind nur der Leib! Also ein zusammengesetztes, der Auflösung, dem Tode, der Verwesung — unterworfenes Naturding, wie die ganze organische Welt. — Ach, wo ist da noch jene Würde, an die wir glaubten, und die Ewigkeit unsrer Fortdauer?" — Nur nicht diese übereilten Folgerungen, meine Freundinnen! Laßt uns in der ruhigen Forschung fortfahren: das Räthsel wird sich gut lösen, und Euer Glaube, welcher doch auf ganz andern Gründen steht, wird nichts verlieren.

Vorerst können wir nicht einmal sagen: der menschliche Geist ist Körper; was wir bisher sahen, war: die Naturkraft, welche unsern Körper hervorbrachte, zündete durch das Zusammentreffen der ihr untergeordneten Kräfte in dem menschlichen Leibe den Geist, diesen Funken der Gottheit, an, und so wurde es der vernünftige Mensch. Seitdem besteht der Leib durch den Geist, und der

Geist durch den Leib, und beide sind allerdings hier im Leben Eins. Wie? wenn nun grade umgekehrt sich sagen ließe: der Leib ist uns vergeistiger? Lasset uns sehen!

Denn, was zugleich meine zweyte Einwendung ist, der Leib, so wie wir ihn betrachtet haben, ist keineswegs ein zusammengesetztes Ding. Er ist ein Ganzes. Er besteht durch Eine Kraft. Verläßt diese Eine, untheilbare Kraft einen Theil, so ist es nicht mehr sein Theil. Man kann einen Finger von ihm trennen, auch einen Arm, wohl gar alle Gliedmaßen zugleich, und der Mensch bleibt noch Mensch: sind alsdann die abgelöseten Theile noch seine Theile? „Aber sie waren es doch vorher?" Das waren sie freylich nach der üblichen Denkart des Trennens, wenn man nämlich den Leib allein denkt, dann wieder ein Organ allein, und dabey immer von dem Uebrigen abstrahirt, durch welches Uebrige es doch erst das Organ und der Leib ist. Das geht nur in der Anatomie an; denn in einer solchen Vorstellungsweise hat man nichts anders als ein abgelöstes Stück vor sich. Das mag man denn immer Theil nennen; es ist doch jetzt kein Theil mehr dieses Körpers und Menschen. Laßt auch hier nicht trennen, was die Natur nicht etwa bloß zusammengefügt hat, wie die Menschen einen Bau zusammenfügen, sondern was sie innigst mit dem, das wir sonst auch noch Theile

nennen mögen, zu Einem machte. So lange diese meine Finger meine Finger sind, sind sie die hier grade in dieser Form erscheinende einfache Kraft, welche ich in andrer Beziehung Ich nenne.

Auf gleiche Art verhält es sich mit den Bestandtheilen, welche man chemisch aus dem Körper scheidet, z. B. die Eisentheile in dem Blute, die Phosphorsäure ꝛc. Man erhält diese Theile nämlich nur dann, wenn sie schon von dem Organismus abgetrennt sind, und da sollte man besser sagen, daß sie erst jetzt zu dem, was sie nun sind, gemacht worden. In dem lebendigen Körper sind sie gar nicht da, es sind z. B. keine Eisentheile wirklich in dem Blute enthalten: es ist nur etwas da, woraus so was im abgeschiedenen Zustande wird. Denn in dem lebendigen ist die Materie von ganz andrer Beschaffenheit, als außer ihm, weil sie durchaus von der Einen durchherrschenden Kraft durchdrungen ist, als deren sichtbare Erscheinung sie in dem lebendigen Wesen vorliegt. Was dieser Kraft nicht mehr zugehört, stößt sie von selbst aus, und es muß sich von dem Leibe trennen.

Diejenigen Theile — laßt uns nach der gemeinen Art reden — welche von dem Ganzen abgetrennt werden können, so daß dieses doch noch, wenn gleich verstümmelt, bestehet, d. h. daß wir noch leben bleiben, sind es am wenigsten, wodurch

unser Daseyn könnte zusammengesetzt genannt werden. Ganz anders mit denen, welche für sich gewissermaßen ein Ganzes ausmachen, z. B. das Nervensystem, dessen Wurzel das Gehirn, die Blutmasse. Nimmt man dieses aus dem Körper, so hört er sogleich auf, dieser Körper, die Erscheinung und das Werkzeug des Geistes zu seyn, der Mensch stirbt, und die Menschenkraft, d. i. der Geist, erhebt sich aus diesem Erdenleben. Nun tritt Verwesung ein, nun löset sich alles auf, nun liegt in dem Leichnam mit nichten noch ein Mensch da; es ist nur seine Spur, denn die Kraft ist entwichen, welche Alles vereinigt hatte; hier ist nur noch ein Schein von einem Ganzen, denn die Auflösung hat in dem Augenblicke begonnen, als jene Wirksamkeit aufhörte: — es sind nun nichts als Theile, und diese müssen zerrinnen; der Staub zerfällt zum Staube.

Dieser Werkstätte des Todes entsteiget neues Leben. Ich will Euch nicht davon sagen, daß die zerfallenden Theilchen sogleich von dem großen Organismus der Erde ergriffen werden, welcher sie sich aneignet, daß sie hier in dem Blatte, dort in dem Thiere wieder hervor getrieben sind. Aber auf jene einfache Kraft, welche den Staub beseelte, auf den Geist laßt uns sehen. Ohne ein Aeußeres besteht kein endlicher Geist; er zieht daher immer seine Organisation nach sich, und immerfort ein Theil der Natur, wenn gleich der

in ihm höher gestiegenen Natur, tritt er in einer neuen Welt, in einer neu hervorgebrachten Erscheinung, als höheres Naturwesen — mithin in einem neuen Körper auf. — Doch weiterhin reicht unser Auge nicht; wir könnten uns hier in Träumereyen verirren.

Nur bitte ich Euch, um die Sache uns klärer zu machen, denkt Euch auf einen Augenblick die Erscheinung eines Geistes, der schon da wäre, wie sie etwa in unsrer mythischen Welt vorkommt. Was würde da vorgehen? Es würde sich um einen Punct herum etwas zusammenziehen, das sichtbar und sichtbarer würde, wie sich manchmal am heiteren Frühlingshimmel lichte Wölkchen bilden, bis die Gestalt daher schwebte. Das wäre denn sichtbar und fühlbar, mit den Sinnen empfindbar, materiell; der Geist hätte sich verkörpert, oder man könnte eben so gut sagen, er hätte den ergriffenen Stoff vergeistigt. Und doch, indem wir so sagen: Er, denken wir uns schon so etwas Bestehendes, worin er lebt und webt, so ein Vorbild von Körper, womit er in die sichtbare Welt heraustritt, denn wie könnten wir ihn anders denken? Was hindert uns auch anzunehmen, daß so etwas nach dem Tode möglich sey? Eine Umkleidung von einem feineren Organe? und eine Beweglichkeit, um sich in einer höheren Sphäre einen Körper anzubilden? Was hindert uns überhaupt, hinter der sichtbaren Welt eine Welt von schlummernden und erwachten geistigen Wesen zu denken, wovon die Gegenstände

um uns her die äußere Erscheinung sind? Im Inneren der Natur ist ein rastloses Weben und Leben.

Ihr würdet mich mißverstehen, theure Frauen, wenn Ihr dächtet, ich wolle das so behaupten, oder es Euch anmuthen zu glauben. Hier hat jeder Freyheit der Meinung, so wie Freyheit der Phantasie, und ich bediene mich dieser letzteren hier nur in der Absicht, um ein erläuterndes Bild zum weiteren Verstehen zu erhalten. Denn unter andern sehet Ihr hieraus, was mit Erscheinung gesagt seyn soll. Etwas ganz anders, als man sonst im gemeinen Leben darunter versteht, wo man besser Schein sagen würde; es ist die Wirklichkeit selbst, nur von einer andern Seite angesehen. Unser Leib ist Erscheinung eines Geistes, heißt, er ist allerdings etwas Materielles, den Gesetzen der Körperwelt unterworfen, aber er ist das Aeußere des Geistes.

Und nun zur wunderlichen Frage: Was entsteht zuerst, der Leib? oder der Geist? — „Der Leib!" — Dann fände ihn der Geist vor, und zöge zu einem gewissen Zeitpunct ein, wie man in ein zubereitetes Haus oder in ein gekauftes Kleid einzieht. Er müßte ihn dann freylich nehmen, wie er ihn fände, er wäre ihm fremdartig, bis beide nach und nach so ziemlich zusammen gewohnten. Oder meinte man, der Geist könne sich allmählich im Leibe erst erzeugen? Dann bitte ich nur genau nachzusehen, was man sich unter dem

Geiste denkt. Doch nicht die reife Denkkraft, wie man sich ihrer jetzt bewußt ist? Nun wohl, man denkt sie sich ja entstehend, also in einem Anfangs schwachen Grade, welchem noch ein schwächerer vorherging u. s. w. Was heißt es demnach, der Geist entsteht in dem Körper? Nichts anders, als es geht eine Kraft darin hervor, die vor dem Moment, worin sie zum Vorschein kam, schon da war, obgleich schwächer, vor diesem noch schwächer, und so weiter zurück, bis man nicht weiter zurückgehen kann, d. h. bis zum Anheben der Ursache, worin ihr erstes Beginnen lag. Also mußte ja der Geist nach dieser Ansicht sogleich mit und in seinem Körper entstehen.

„So ist denn vielleicht der Geist zuerst, und bildet sich sein Organ selbst!" — Aber was ist mit dieser Meinung gewonnen? Etwa ein platonischer Vorhimmel, wornach eine geheime Sehnsucht uns wieder zurückziehen möchte? Oder ein früheres Leben in einer Pflanze u. dergl.? Der Phantasie wollen wir ihren Spielraum hier wieder keineswegs rauben: aber wie wollt Ihr Euch denn einen endlichen Geist ohne Körper, eine Kraft ohne Wirkungskreis, ein Inneres ohne Aeußeres vorstellen? Ueberdas erzeugen die Aeltern den Menschen; in der lebendigen Welt entsteht ein neues Wesen nur durch Erzeugung vermittelst der beiden Geschlechter: und so entsteht auch der Geist in dem Moment, wo der Körper anhebt.

Wie wir also auf jene Frage antworten, so kommt etwas Widersinniges heraus; darum nannte ich sie wunderlich. Die Entstehung des Geistes und des Leibes fällt in Einen Punct zusammen, in den Punct der Zeugung; dieses ist alles, was sich darüber sagen läßt. In der Tiefe liegt das Geheimniß der Natur, und ihr vermag kein Sterblicher den Schleyer ganz wegzuziehen. Doch dürfen wir das Dunkel immer tiefer hinabschieben. Daß der Geist mit und in seinem Organ und durch dasselbe, und daß der Leib mit und in der Grundkraft des Geistes und durch dieselbe entsteht, das behaupten wir. Wie könnte es auch anders seyn, da Leib und Geist im Leben völlig Eins sind, und zwar ein Einfaches, nur von zweyen Seiten angesehen, jener die äußere Erscheinung, dieser die innere Kraft? Es steht demnach als eine Naturwahrheit fest, daß der Leib und Geist sich mit einander und wechselseitig für einander bilden. Vom ersten Beginnen an ist es schon Ein Organismus. Vom ersten Beginnen an ist aller Stoff und seine Formung in dem Embryo das Werk und Eigenthum des Geistes — der erscheinende Geist selbst. Von dem ersten Beginnen an ist der Geist das Werk der materiellen (physischen) Bildung, das Product des Körpers — die producirende Körperkraft selbst. — „Wie erscheint ein Geist?" — Es entsteht ein Kind. „Wie wird ein Geist geschaffen?" — Es entsteht ein Kind.

„Also habe ich mir selbst meinen Leib gebildet?" — *) Nicht anders. „Also konnte ich ihn auch anders bilden?" — Freundin, was willst Du damit sagen? Du bringest wahrscheinlich Deine jetzige Idee von Können und Nichtkönnen zurück auf jenen dunkeln Zustand Deines ersten Werdens. Da war nichts von Ueberlegen, Wollen u. dergl. so wenig als jetzt bey dem Umlaufe Deines Blutes im tiefen Schlafe. „Ich meine, jeder Mensch sey Schuld an seiner körperlichen Unvollkommenheit und Schwäche, folglich auch durch diese an seiner geistigen; denn das folgt doch unmittelbar aus dieser Lehre. — Eine harte Lehre! Da soll man nun nichts mehr dem Körper zuschreiben! Für alle Gebrechen soll der Elende verantwortlich seyn!" — Nicht eher Dein Mitleid, Freundin, das ich ehre, bis wirklich die Beschuldigung gemacht ist! Denn vorerst findet ja da keine Zurechnung der Art Statt, wie bey uns, die wir zur Vernunft gekommen sind, wiewohl ich es hier wiederhole, daß wir sicher annehmen können, wo wir etwas der körperlichen Natur zur Last legen, hat der Wille immer noch etwas — wie viel? wissen wir nicht — mehr vermocht. Und dann: sagte ich nicht in einem der vorigen Briefe deutlich genug, daß wir gewisse ursprüngliche Anlagen annehmen müssen? eine gewisse Mi-

*) Sprächen wir doch griechisch! Das Wort ποιειν heißt machen — bilden — dichten in Einem Begriffe.

Mischung und einen gewissen Grad der Grundbeschaffenheiten in unsrer Natur. Hier sehen wir nun, daß diese Ausstattung der Natur — durch unsre Aeltern — zugleich dem Leibe und dem Geiste gilt, und daß es also bloßer Schein ist, wenn wir glauben, die Beschränkung des Geistes komme erst durch den Leib; denn beide sind von dem Ursprung an Eins.

Es bedarf auch wirklich nur einiger Aufmerksamkeit auf die Erfahrung, um dieses darin zu erkennen. Wie oft sind wir beschäftigt, die Gesichtszüge der Aeltern in den Kindern zu lesen! Warum nicht auch das Geistige von den Aeltern? Schon das Forterben der körperlichen Aehnlichkeit beweiset auch das Forterben der geistigen, wenn man nämlich hinzunimmt, daß durch die Vereinigung der geistigen Anlagen von dem Vater und von der Mutter her wieder eine neue verschiedene Mischung sich erzeugt. Man sollte bey Beurtheilung der Kinder Gutes und Böses, so viel möglich, auf dasselbe in ihren Aeltern, als auf die Grundkraft, zurückführen. Die Aeltern selbst sollten sich so in ihren Kindern kennen lernen, und ihre Kinder in sich; besonders werden es, die mehrere Kinder haben, sichrer treffen — Und warum sollte es nicht mit der Zeit dahin kommen, daß man die Beschaffenheit der Kinder voraussehen könnte, wenn man die Aeltern kennet? — aus der jetzigen Generation die künftige weissagen?

So muß denn auch der Geschlechtsunterschied schon mit dem ersten Werden des Menschen entstehen; es kann kein Mensch werden, er muß im ersten Beginnen schon entweder männlich oder weiblich seyn. Wie wir nun am liebsten sagen wollen: die Natur hat ihn zum Manne oder zum Weibe bestimmt gehabt? oder im Momente des Werdens hat jedes sich selbst dazu gebildet? — Daran ist nicht zu denken, daß der entstehende Mensch erst mit der Zeit Knabe oder Mädchen würde; so wie jeder seine Individualität mit ihrer bestimmten Portion Kraft von seinem Anfange erhält, so ist er auch schon einem Geschlechte zugehörig. Auch durchgreift die Geschlechtsverschiedenheit den ganzen Organismus; denn es ist diesem widersprechend, daß in einzelnen Theilen etwas anders seyn sollte, als in dem andern organischen Körper, ohne daß das Ganze anders dadurch bestimmt würde. Hieraus folgt also, daß schon im ersten Beginnen das Gebilde des Knaben in allen Theilen andre Bestimmungen erhalte, als das Gebilde des Mädchens. Und eben so folgt daraus, daß die innere Natur des Mädchens durchaus verschieden seyn müsse von der Natur des Knaben. Jedes Geschlecht kommt eben so mit Geistes- als mit Körper-Verschiedenheiten aus der Hand der Natur. Sensibilität, Irritabilität, und der durch ihr Gleichgewicht bestimmte Bildungstrieb, und darin Gefühl, Begehren, Denken, — das muß in dem

Mädchen ganz anders erscheinen als in dem Knaben; und so muß es von Anfang durch die Natur in ihnen werden, ehe noch die Willkühr das mindeste dabey vermag.

Dieß sähen wir aus Gründen ein, wenn wir es auch noch nie in der Erfahrung gesehen hätten. Und so war meine feste Ueberzeugung schon vor mehreren Jahren, als bedeutende Männer und Weiber die verunglückte Meinung in die Erziehung einführen wollten, die Geistesverschiedenheit zwischen beiden Geschlechtern sey nur ein Werk der Erziehung und Willkühr, und es sey unverantwortliche Vorenthaltung der Menschenrechte, daß man die Mädchen nicht als Knaben belehrte u. s. w.! — Wie groß war nun meine Freude, als ich in den Resultaten, die der treffliche Erforscher der Menschennatur, Sömmering, durch seine Untersuchungen der Embryonen aufgefunden hatte, die Bestätigung aus der Erfahrung vernahm! Und nun liegt es sichtbar in seinem Werke darüber da, daß in den jüngsten Embryonen schon durchaus die sichtbare Organisation — folglich auch die innere — den Geschlechtsunterschied zeigt. Daß der Knabe den Stock ergreift, das Mädchen die Puppe; daß der verschlagene Odysseus, in der Homerischen Heroenwelt, den in ein Weib verkleideten Helden Achilles unter den wirklichen Weibern durch das Vorlegen von Putz und Waffen sogleich herausfand, daß der Mann die Geschäfte des Staats führt, das Weib die Geschäfte des

Hauses — das ist nichts anders, als was im Keime des Embryo schon da war; und so fand sich's von Alters her.

Darum will ich nicht sagen, daß nicht das eine Geschlecht sich die Bildung des andern zu eigen zu machen suchen solle — könnte ich mir ärger widersprechen, indem ich an Euch schreibe? — nur soll man dabey die Eigenheiten des männlichen und weiblichen Gebildetseyns nicht zerstören wollen. Denn ich glaube sogar, daß der Geschlechtsunterschied durch alles Denken, Begehren und Fühlen hindurchläuft. Kein Mann weiß, wie es einem Weibe zu Muthe ist, wie sich in dessen Geiste jene Thätigkeiten characterisiren. Und Ihr, so scharf Euer Blick uns ausforschen mag, werdet nie dieses Geheimniß — vielleicht das einzige, welches vor Euch gesichert ist — erfahren. Eine alte Fabel aus der Götterwelt ließ selbst den König und die Königin des Himmels einmal beym frohen Mahle darüber streiten, wer am innigsten des Vergnügens genösse. Der Weissager Tiresias war glücklicher Weise sieben Jahre Weib gewesen: der sollte entscheiden. Er entschied für die Juno, welche das Innigere dem Weibe zuerkennen wollte. Ob das Galanterie gewesen, oder ob das Gegentheil mehr Galanterie gewesen wäre, mögt Ihr entscheiden; ob es Wahrheit war? — das müßte uns ein zweyter Tiresias sagen. Dieser würde indessen nicht das Schicksal zu befürchten haben, das jenen traf; denn wir denken doch wohl besser

wie jene Götter. Jupiter wurde ärgerlich über ihn, und machte ihn im Zorne blind und zum Wahrsager. Mich wundert nur, daß der gute Mann nicht vergessen hatte, wie es ihm als Weib zu Muthe gewesen, nachdem er aufgehört hatte Weib zu seyn. Die Bewohner des Olymps müssen sich nicht so auf die Liebe verstanden haben, wie die Menschenkinder; denn hier unten lesen die Verliebten Eins in des Andern Seele. —

Laßt uns denn, meine Freundinnen, nun alles, was ich bisher von dem Leibe und Geiste sagte, zu unserm Hauptzwecke zusammenfassen. Der Leib ist das Aeußere, der Geist das Innere des Menschen. Wir müssen das recht verstehen. Alles was sich ausdrückt, was sinnlich wahrnehmbar ist, das ist die äußere Erscheinung des Inneren. So unser Leib mit allem seinen Bau, seinen Zügen, seinen Verrichtungen und Bewegungen, der Ausdruck der inneren Kraft: und diese in ihrer Tiefe, was ist sie anders als die Seele, der Geist? Die Anlagen, Fähigkeiten und Thätigkeiten sind, in so fern sie schlummern, noch bloßes Innere: sie erwachen, heißt, sie legen sich dar, sie werden zu einem wirklichen Thätigseyn, und dieses geschieht nur in der Bestimmung des Organs und durch dasselbe. So lange das Innere noch nicht wirksam ist, ist es auch noch nicht wirklich, so wie in der Frucht auf dem Speicher noch keine junge Saat dasteht; denn das Innere existirt gar nicht ohne Aeußeres:

allein es ist doch ein Trieb, eine schlummernde Kraft da, welche sich gleichsam sehnt in die Wirklichkeit zu treten. Daher jenes Streben des Kindes, zu sehen, Speise zu nehmen, seine Gliedmaßen zu bewegen, immer etwas zu treiben, denn es treibt sich in ihm immer etwas heraus; daher selbst das Wachsen, welches in dem Menschen nichts anders ist als der geheime Trieb der Geisteskraft, welche immer mehr in das Daseyn erwachen und in der Erscheinung sich entfalten will. Das Vollkommenste dieser Erscheinung des Inneren ist die Sprache, daher sieht man auch erst von der Zeit an, als es sprechen kann, das Kind als vollständiges geistiges Wesen an, und ohne Sprache bleibt die Hauptstufe der Geisteskraft unerreicht, d. h. der Mensch kommt nicht zur Vernunft. Denn ohne das Aeußere erwacht gar nicht das Innere ins Leben. Darum scheint jenes gewöhnlich erst das Innere hervorzubringen, darum meinen wir z. B. das Sprechen, das Wort brächte dem Kinde den Begriff bey. Aber dieses ist keineswegs der Fall. So wie Leib und Geist überhaupt ganz gleichzeitig entstehen, und gleichsam Hand in Hand immer tiefer ins Leben gehen: so ist alle anscheinende Rückwirkung auf den Geist eigentlich eine Wechselwirkung mit dem Geiste, dessen Thätigkeit völlig gleichzeitig mit dem Aeußerlichen ist, und grade so stark darauf hinwirkt, als auf ihn gewirkt wird. So erwacht z. B. bey dem Worte der Begriff oder die Anschauung, und

wenn das nicht geschieht, so ist es eigentlich nicht das geworden, was man meint, nicht dieses Denken, nicht diese Belehrung. — Wohl aber etwas anders, da allem Aeußeren doch ein Inneres entsprechen muß, und da das Wort doch dem Kinde in das Ohr oder in den Mund gekommen ist; auf diese Weise ist es aber bloß eine Gehörvorstellung, d. h. ein leerer Ton, und eine Uebung der Sprachorgane geworden. Diese Bemerkung wird uns in der Erziehung, besonders in dem Sprachunterricht, als einer der wichtigsten Grundsätze dienen; wir werden uns oft darauf beziehen. — Wird Euch, liebe Freundinnen, hierbey nicht etwas über unsre sogenannte gebildete Welt noch klärer? Hier spricht man schön, hier bewegt man sich schön, hier genießt man schön — und schön bedeutet hier leider so viel als zum Scheine. O wäre es nur wirklich schön, d. h. wäre es nur die Erscheinung innerer Bildung! Aber es ist da gewöhnlich etwas ganz anders in der Seele, als der äußere Anschein vorgiebt; — die unleidliche Unwahrheit unsers gebildeten Wesens, so wie es in der Welt gilt!

Ihr sehet hieraus auch, was man damit sagen will: „Der Mensch hat viel Aeußeres.“ Er hat sicher bey allen Reden und Bewegungen etwas Inneres, d. h. es ist Wirkung seiner Seele: aber hat er grade das, was man darunter erwarten sollte? gehn ihm die Worte aus dem Herzen? sind sie bloß angenommen (affectirt) oder fließen

sie aus seinem Verstande u. s. w. — ? Da findet sich nun oft genug, daß dieses Aeußere eine feine Gleißnerey ist, indem es etwas ganz anders zum Grunde hat, als man vorgiebt, d. h. als ob es das Aeußere des edlen Menschen wäre. Hierhin fällt alle Nachäfferey und Nachbeterey. Wer nur einige Menschenkenntniß hat, sieht zwar bald durch solche Gleißnerey der gewöhnlichen Art hindurch, wo sich die innere Leerheit bald kund thut; allein es giebt eine tiefere, oft unter vielem Verstande, unter vieler gelehrten und Weltkenntniß und Klugheit versteckte innere Unwahrheit, für welche die Menge keinen Sinn hat, um sie nur zu ahnden, und welche daher auch gemeiniglich dem, der sie hat, verborgen bleibt. Unsere gebildete Gesellschaftswelt sowohl als die Gelehrtenwelt geben oft genug Beweise davon. Selbst die, ich möchte sagen zur Natur gewordene Innigkeit, wowit vielgewandte Damen sich auf Sprechen über dieses und jenes und Rollenspielen einlassen; und so auch selbst vielgelahrte Lehrsysteme, die nur nicht in das Innere, in das Lebendige des Menschen dringen, sind Beweise hiervon. Das ist das Unheil, daß man nun meint, man müsse recht auf das Aeußere der Kinder sehen, es komme doch gar viel auf das Aeußere an. Ja, wenn man es nur recht verstände! Hier liegt eine große Wahrheit der Erziehung unter einer großen Falschheit. Statt diese durch Nachdenken zu sondern, macht man es lieber, wie es andere machen,

und — sieht aufs Aeußere, d. h. man täuscht sich, die Welt und das Kind. Eure Denkungsart ist das nicht, gute Frauen; es wird Euch also nicht unangenehm seyn, wenn ich Euch darüber in der Folge zum ausführlichen Nachdenken fortführe über die Lehre, welche wir vorläufig als Grundsatz merken:

Alles Innere des Menschen soll ein Aeußeres werden, und dadurch, daß es ein Aeußeres wird, wird es auch erst ein wahres Innere.

Durch diese Gesammtwirksamkeit wird der Mensch ein ganzer Mensch, und dahin geht unsre Erziehung.

Was haltet Ihr nun von der beliebten Abtheilung in die physische und intellectuelle (und moralische, besser — die geistige) Erziehung? „Zuerst, sagt man da, werde das Kind physisch erzogen, dann — wenn man, so die Götter wollen! damit fertig ist, — denke man an den Geist.“ Fast verdrießt es mich selbst, in Eurer Gesellschaft noch solcher Verkehrtheiten zu erwähnen. Das Kind werde beständig physisch, und zugleich darin, vom Ersten der Erziehung an, geistig erzogen. Bald müssen wir von der geistigen, bald von der körperlichen Seite ausgehen, und so werdet Ihr auch meine Unterhaltungen nicht anders erwarten. Da mag der Lehrer leicht trennen, wo er weiß, daß es sich in dem Geiste seiner Leser aufs Schönste vereinigt.

Eilfter Brief.

Ihr werdet es zugeben, meine denkenden Leserinnen, wenn ich Euch vorerst den menschlichen Leib vorstelle, als wäre er ganz das Werk des Geistes. Beantwortet Euch einmal die Frage: Was würde dieser Geist thun, wenn er sich einen Leib machte? Er würde sich ein Organ bilden, wodurch er ein Aeußeres wird, d. h. wodurch er in der Außenwelt existirt, und dieses heißt — mit ihr in Verbindung, in Wechselwirkung, steht, von ihr empfängt und auf sie wirkt.

Also erstens: die Welt soll auf ihn einwirken. Er bildet also seinen Körper zum Empfinden, entwickelt in einzelnen Theilen einzelne Empfindungswerkzeuge, und verbreitet im Ganzen ein allgemeines Empfindungsorgan — daher das Nervensystem. Je feiner, empfänglicher, ausgebildeter dieses ist, desto mehr hat er hier seinen Zweck erreicht.

Der Geist will, zweytens: auf die Welt einwirken. Er bildet zu diesem Zwecke seinen Körper zur Wirksamkeit überhaupt nach außen und insbesondre für einzelne Richtungen seiner Kraft, dabey auch zur Wirksamkeit auf den Leib selbst

und zur Rückwirkung auf sich (den Geist); hierzu giebt er ihm die möglichste Beweglichkeit: er organisirt und articulirt (gliedert) ihn. Daher die Gliedmaßen im Ganzen, die Gelenke in deren Theilen, die einzelnen Organe, und ein allgemeines Werkzeug hierzu in den Muskeln, oder es genauer zu bezeichnen, in den Muskelfibern. Je reitzbarer und zugleich kräftiger, dabey je beweglicher und zugleich zur Anstrengung williger diese sind: desto mehr erreicht er die Herrschaft, wornach er strebt.

Der vollkommenste Mensch hat demnach in der Empfindungsfähigkeit und Beweglichkeit einen gleich hohen, und den für seine Natur möglichst hohen Grad von Stärke.

Aber in dem Geiste will sich die Natur zum höchsten Grade ihrer Bildsamkeit und ihres Bildens auf dieser Erde erheben. Der Geist bringt hierzu die vollkommenste Gestalt und das vollkommenste Organ hervor. Er dehnt seinen Körper schlank in die Länge, richtet ihn auf, bildet ein Haupt, und vollendet die Blüthe aller materiellen Bildung der Erde in dem Gehirne. Die aufrechte Gestalt und dieses Gehirn sind sein Meisterstück, und dadurch, möchte man sagen, hat er sich erst zum Geiste constituirt. Vielleicht ist darum die Bildung des Kopfes das Erste im Embryo, und die Bildung der äußeren Gliedmaßen das letzte. Doch wir lassen diese Vermuthung auf der Seite. Allein bemerken müsset Ihr doch in dem Streben des

Kindes, es zum aufrechten Gehen zu bringen, jenen mächtigen Naturtrieb. Daß man übrigens bey den Kindern, die unter wilden Thieren aufgewachsen sind, eine Gewöhnung zum Laufen auf allen Vieren fand, war nur ein Beweis, wie leicht die Natur zur Monstrosität verrückt wird, wenn andere Umstände einwirken, als die sie verlangt. Denn sie legte in den Menschentrieb auch die Richtung zum Nachahmen, und sie wollte, daß das Kind von Menschen geleitet, ja wohl an Eurer Hand geleitet, heranwüchse. — Wohl läßt es sich auch annehmen, daß das Kind, so wie ihm das erste Stehen — (o seht nur seine Freude darüber!) gelungen ist, nun auch zum Verstehen gekommen sey, und nun seine Freude hat, um sich zu schauen, d. h. zu vernehmen — vernünftig zu seyn. — Es läuft — seht, wie sein Gesicht glüht, wie die funkelnden Augen im frohen Vorgefühle sagen: „Ich will als ein Geist in der Welt gehen und wirken, dieweil mein Tag ist." — Aber zum ruhigen gemessenen Gange kommt es nicht vor dem ruhig erwägenden Denken. Laßt es Euch übrigens nicht irren, wenn manche Kinder später zum Stehen und Gehen kommen; nach meinen Erfahrungen ist ein langsamer Entwicklungsgang eher nützlich, und ein geschwinder eher schädlich, denn im Langsamen entfalten sich die Kräfte sicherer, eher nach der Ordnung, und folglich harmonischer; daher lernt das Kind in diesem Falle gemeiniglich sichrer gehen, als das, welches früher läuft.

Von Kränklichkeiten kann hier indessen nicht die Rede seyn.

Sehen wir das (körperliche) Herz als die Quelle der Muskelkraft (vermittelst des Blutes) an, oder vielmehr der organisch-lebendigen Wirksamkeit — aber wie ungeschickt ist hier jede Trennung! — und das Hirnmark als die Quelle der Nervenkraft; so besteht in der weisen Vereinigung von beidem zu einer gemeinschaftlichen Wirksamkeit, so wie sie in dem menschlichen Körper ist, die menschliche Bildungskraft. Hierzu wird denn ein inniges Einfließen von beiden Grundorganen in allen Theilen gefordert. Und da dieser Bildungstrieb zur Vernunftthätigkeit sich erhöht, so ist das Organ der Empfindung zugleich sein Organ. Doch diese Untersuchungen würden uns nur abführen. Genug, das Gehirn ist das Alles beherrschende, das edelste Organ in dem menschlichen Leibe. Darum ist es auch äußerlich das höchste und am meisten verwahrte. Und so wölbt sich das Haupt, als das Oberste des Körpers, und als das Heiligthum der Geisteskraft.

Durch die vollkommenste Gehirnbildung zieht sich nun alles andere in dem Leibe abwärts, alle äußeren und inneren Theile treten herab, das Rückenmark will sich senkrecht nach unten ziehen, aber die bildende Urkraft fand es für gut, ihm in sanft gewundener Schlangenlinie den Rückgrad zu einer schlanken Gestalt anzubilden; — vielleicht,

damit der Mensch nicht als starre Gestalt dastehe, und mit unbiegsamem Nacken sich seines Gleichen entgegen stemme, — vielleicht, daß dadurch die Sanftheit angedeutet werden soll, womit der Mensch zum Menschen sich hinneige, dennoch in seiner Würde und Gradheit sich erhebend, — vielleicht, daß hier ein andrer D. Gall sichere physiognomische Entdeckungen macht. — So kommen denn die zwey Füße grade unter den Schwerpunct der Menschengestalt, und man kann sagen, der Mensch richtet sich durch sein Gehirn zum Stehen und Gehen auf. Die Vergleichung mit dem thierischen Körper überlasse ich Euch selbst, wenn Ihr dieses alles Euch dadurch deulicher machen wollet.

Durch physische Untersuchungen ließe es sich wohl ausführen, daß grade Alles in der Gestaltung des Menschen so kommen muß, wenn einmal Eins angenommen wird. Und dieses Eine läßt sich um so mehr als die Geisteskraft annehmen, da ja unser Leib grade so ist, wie ihn ein Geist, wenn er absichtlich zu Werke ginge, für sich bilden würde. Wir können aber auch kurz und gut sagen: diese Gestaltung muß die beste seyn, weil sie grade für den Geist auf der Erde ist. Euer religiöses Gemüth konnte es vielleicht nicht erwarten, bis ich sagte: es ist Gottes Weisheit, welche die Naturkraft so ordnete, daß der menschliche Leib als Wohnung des Geistes entstände. Sie wies ihm hierzu grade diese Organisation, grade diese

Gestalt an. Sie gab ihm diese seine Einrichtung, daß er sich selbst als Geist fortbilden, an innerer Kraft beständig zunehmen, und zu einer höheren Stufe vorbereiten könnte. Sie bestimmte diesen Leib zu einem lebendigen Tempel ihres lebendigen Bildes; da geht nun der Mensch als Repräsentant der Gottheit auf Erden einher.

Von der Bildung des Leibes im Einzelnen hier nur das Allgemeine. Zum Empfinden sind einzelne Theile eingerichtet, und zum Bewegen einzelne; oder vielmehr: der Geist hat sich zum Empfinden gewisse Richtungen verkörpert — die Sinnenwerkzeuge; und so auch zum Bewegen (und Wirken überhaupt).

Vorerst die Sinne. Da sie zugleich Werkzeuge sind, so fließt auch etwas zur willkührlichen Thätigkeit in ihre Bildung ein. Wir wissen von fünf solchen Richtungen, und vielleicht ergiebt sich noch nach tieferen Forschungen, warum nicht mehr und nicht weniger sind.

Der allgemeinste Sinn, man könnte sagen, der Sinn aller Sinne, ist der Gefühlssinn, welcher, wie in unsrer Sprache, so in der Sache selbst mit dem Gefühle in Eins zusammenfließt. Er ist im ganzen Körper, äußerlich und innerlich, verbreitet, und wir stehen dadurch in der völligsten Berührung und Gemeinschaft mit der Außenwelt und mit uns selbst. Wir empfinden dadurch die Atmosphäre um uns her, und was sich darin ver-

ändert, und so empfinden wir auch die Veränderungen in unserm Leibe. Als Organ ist mit diesem Sinne äußerlich die Einwirkung auf die Atmosphäre (durch die unmerkliche Ausdünstung — wohl auch Electricität und Magnetismus) verbunden; innerlich wirkt das physische Gefühl zur Unterhaltung und Verbesserung des Organismus, Aufnahme der Bedürfnisse, Fortstoßen des Fremdartigen u. s. w. Da, wo dieses Sinnorgan am ausgearbeitetesten erscheint, ist es ein Tasten, in den Fingerspitzen, und macht da, in diesen gegliederten Werkzeugen, grade zu allen Geschäften des äußerlichen Lebens so sehr geschickt. Das Gefühl ist der erste aller Sinne, der wirksam ist; das Kind bringt ihn schon in seiner Thätigkeit mit auf die Welt. Denn der Geist ist zur innigsten Theilnahme mit der Welt durch ihn bestimmt. Daher sollte er billig so ausgebildet werden, daß wir alles um uns her, z. B. Wärme und Kälte, leise und fein dadurch empfänden, und so auch unsre inneren organischen Zustände, allein zugleich mit Stärke, indem wir unsre Wirksamkeit entgegensetzen, um mit Leichtigkeit zu ertragen und die Elemente zu beherrschen.

Die andern vier Sinne haben bestimmtere Sphären, und befinden sich am Kopfe. Zu oberst das Gehörorgan. Es ist doppelt da, und am weitesten unter den doppelten Sinnorganen von einander getrennt — in grader Richtung gegen einander über, mitten in dem beynahe horizontalen

Ovale

Ovale des Kopfes. Auch ist es unter diesen vier Sinnorganen am frühesten ausgebildet, schon im Mutterleibe, und zwar vermittelst der festesten Knochen. Alles dieses muß seinen Grund und Zweck haben, den wir aber noch lange nicht genug wissen. — Wir vernehmen durch diesen Sinn Schalle und Töne durch die Luft. Je leiser und zugleich feiner wir hören, desto vollkommener.

Etwas tiefer und vorne, zugleich sehr beweglich, und ebenfalls als ein Paar, liegt das Organ des Sehens. Es ist als ob die Seele recht eigentlich in den Augen zu Hause wäre. In Verbindung mit der äußeren Lichtkraft empfinden wir durch sie alles, was in die Sphäre dieser Kraft gehört, wir können in die Ferne sehen und in der Nähe unterscheiden, was das Licht erleuchtet, und wie es sich in Farben bricht, wie durch dasselbe die Körper nach ihren Gestalten abgegrenzt, erhellt und gefärbt erscheinen. Man soll daher die Kinder üben, so in die Nähe als in die Ferne scharf zu sehen, und doch das Organ des Auges dabey stark zu erhalten, daß es helles Licht ertragen, sich des schnellesten Farbenspiels erfreuen, und auch im Dunkel noch sich für die schwächsten Strahlen erweitern kann, um auch diesen Sinn zur Vollkommenheit auszubilden.

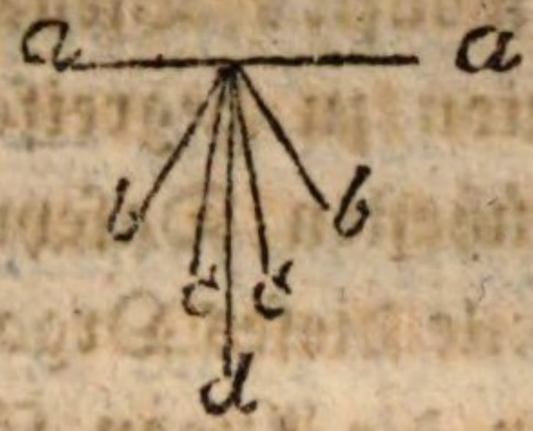
Noch etwas tiefer, mitten im Gesichte, befindet sich das Werkzeug des Geruches, die Nase; auch als ein Paar Organe beginnend, und doch

schon äußerlich zu Einem sich zusammenziehend. Sie ist bestimmt, daß wir durch sie das Einwirken der Körper um uns her auf die Atmosphäre, und durch diese auf uns selbst, wahrnehmen. Je mehr sie dieses in die Ferne kann, und je schärfer dabey unterscheiden, zugleich aber auch das Widrige bekämpfen: desto vollkommner. Sie hat den Mechanismus, mehr in sich zu ziehen und auszustoßen, je nachdem man will.

Zu unterst im Gesicht, als einfaches Organ, aber als das beweglichste, ist der Mund mit seiner Höhle — das Geschmackswerkzeug. Durch dieses ist der Geist bestimmt, für die Nahrung des ganzen Körpers zu sorgen, und die Speisen zu unterscheiden. Man sieht leicht, worin seine Vollkommenheit besteht.

Die Ordnung, nach welcher die Geistesthätigkeit sich in diesen fünf Sinnen entwickelt, ist folgende. Zuerst fühlt das Kind bloß, dann sieht und schmeckt es — Anfangs auch noch bloß Gefühlssinn, — dann hört es, und zuletzt erwacht der Geruchssinn. — Doch wir kommen ja auf die Entwicklung der einzelnen Sinne noch besonders zu sprechen, und dabey dann mehrere Bemerkungen, wozu Ihr, meine Lieben, wie mir ein innerer Sinn sagt, die Fragen schon längst bey der Hand hattet. Jetzt müßt Ihr Euch nun aber einige Gedanken von mir aufdringen lassen; vielleicht dienen sie uns in der Zukunft.

Die Lage der Sinne gegen einander läßt sich durch folgende Figur anschaulich machen.



a) Die Lage der Ohren, b) der Augen, c) der Nasenhöhlen, d) der Mundhöhle. Das Gefühlsorgan muß man sich als alles rund umgebend und alle Zwischenräume ausfüllend vorstellen. Ich gebe hier nur die Richtung der Organe gegen einen gemeinschaftlichen Mittelpunct an: dieses ist aber nicht grade die Richtung und die Vereinigung ihrer Nerven im Kopfe, ob man sich gleich hier der Entdeckung Sömmerings erinnern mag, daß alle Nerven der Sinne in Einem Puncte zusammenlaufen.

Das Verhältniß der Sinne zu einander in Beziehung auf den Geist bietet noch ein weites Feld des Nachdenkens an. Erstens der Gehörsinn. Warum steht er so fest da und so nahe dem feinsten Gehirne? und warum ist er grade so frühe vor der Geburt ausgebildet? Sind die Töne vielleicht noch etwas Höheres als Licht und Farben? Sollte es wohl nicht schwerer seyn ihre Natur auszuforschen, als die Farbentheorie? Pythagoras nannte sie das Element der Geister. Nichts wirkt

mit mächtigerem Zauber auf uns, als das Spiel der Töne; ist es nicht, als ob die Musik uns zur Wehmuth über einen verlornen Himmel rief, den wir wieder suchen wollen? Vielleicht ist etwas davon durch Association zu begreifen, als in dem Dunkel unsers frühesten Daseyns schon geheime Eindrücke auf Theile dieses Organs gemacht wurden? Was aber in die Augen fällt, ist die hohe Bestimmung dieses Sinnes, die Worte zu vernehmen, festzuhalten, und damit die Gedanken anzuzünden. Er verhält sich so ruhig dabey; gar keine hervortretende Thätigkeit und nur wenige in seinen Theilen, und diese, merkwürdig genug, geht nur zum schärferen Hören, den Eindruck zu schwächen vermag sie wohl nur wenig, hierzu müssen die Hände helfen, um die Ohren zu verstopfen; — kurz, er ist ganz zum Vernehmen gemacht: in seiner Wirksamkeit erscheint erst deutlich in dem Kinde die Vernunft. Taubgeborne kommen bekanntlich nicht zur Sprache und völligen Vernunftthätigkeit, bis durch mühsame Umwege ihnen der Gehörsinn durch die andern Sinne einigermaßen ersetzt wird. Personen, welche das Gehör verloren haben, sind doch einmal im Besitze von so bleibenden Eindrücken, daß sie es kaum zu entbehren scheinen. Welcher wichtige Sinn!

Zweytens der Gesichtssinn. Sehen gilt uns oft für Denken, denn durch das Sehen entzündet sich die Denkkraft. Und was ist uns durch ihn die Welt! Er macht sie uns zum Schauplatze,

ohne ihn wäre sie ein bloßer Wohnplatz, der auch ein unterirdischer Kerker seyn könnte; und dieser Sinn läßt uns das Reinste schauen, was reine Thätigkeit und nichts Materielles zu seyn scheint, was bloß sichtbar ist — das Licht. Nur nicht in das Auge unsrer Planetenwelt selbst darf er schauen: dagegen aber sucht durch ihn der Geist den schwachen Schimmer auf, welchen die Sonne noch in der finstersten Nacht uns zurückläßt, verabscheut durch ihn die Finsterniß, und weiß nun selbst das Licht aus manchen Körpern hervorzurufen, denn in allen scheint es zu schlummern. Wie viel mehr Beweglichkeit hat das Auge vor dem Ohre! Es kann sich verschließen und verstärken, es hat gleichsam einigen Willen erhalten, und eine der Lichtkraft ähnliche Wirksamkeit nach außen. In weltlicher Hinsicht der edelste Sinn. Doch möchte ich ihn in Rücksicht unsrer höheren Natur dem Gehörsinne nicht vorziehen. Blindgebornen fehlt es darum nicht an der Vernunft. Aber da das Auge zum stillen Betrachten und zum eigentlichen Schönheitssinne und zum Schauen der Herrlichkeit Gottes gemacht ist, so wäre ich auf Erfahrungen begierig, die man in der Absicht an Blindgebornen versuchen sollte. Die Unglücklichen, welche das Gesicht verloren haben, besitzen in ihrer Phantasie eine desto reichere innere Welt als Nachlaß des schmerzhaften äußerlichen Verlustes. Der Verlust des Gesichts ist trauriger, als der Verlust des Gehörs, dagegen das Entbehren des letzteren

von der Geburt an weit schlimmer (für den Geist — für die Bestimmung des Menschen) als ein solches Entbehren des ersteren.

Drittens der Sinn des Geruchs. Diesen weiß ich noch am wenigsten in seiner ganzen Bestimmung zu begreifen. Ich halte ihn in jeder Rücksicht für den mittleren. Merkwürdig ist, daß die Thätigkeit dieses Organs nach außen auch als eine mittlere, minder in die Augen fallende, der Empfindung darin das Gleichgewicht zu halten scheint; ferner daß man ihn in den Säugethieren als den hervorstechenden Sinn findet. Man will Erfahrungen haben, daß er bey vorzüglich geistvollen Männern sich durch Schärfe und Feinheit ausgezeichnet habe. Aber wie ist es, daß er bey ganzen Nationen von Wilden sich noch mehr darin auszeichnet? und daß er so manchen Personen ganz fehlt, denen es doch nicht am Verstande fehlt? — Warum erwacht er aber bey Kindern zuletzt?

Viertens der Sinn des Geschmacks. Er ist am weitesten, so zu sagen, vom Geiste entfernt; er dient ihm seinen Leib zu erhalten, und dadurch freylich auch ihn selbst im Denken zu unterstützen. Dagegen hat dieses Organ die größte Beweglichkeit und die vollendeteste Bildung zur höchsten äußeren Thätigkeit des Geistes, zum Sprechen, und wie hoch ist der Mund durch das schönste menschliche Berühren geehrt, durch den Kuß! In

dieser Rücksicht ist er dem Geist am nächsten unter allen äußeren Organen.

Fünftens der Gefühlssinn. Er ist, als der allgemeinste, der am meisten weltliche. Das ist wohl das geringste aller Thiere, das nur ihn hat. Er ist in uns allverbreitet und allwirksam.

In dieser Uebersicht fallen uns manche Verhältnisse in die Augen. Das erste. Das meiste Eingehen auf den Geist, (ich meine das geistige Vernehmen): das wenigste Ausgehen des Geistes auf die Welt. So der Gehörsinn. Auf der andern Seite, die meiste Weltlichkeit (Thierheit) des Geistes: das wenigste Eingehen auf ihn, d. h. hier unmittelbar auf seine höhere Natur. So der Gefühlssinn. Wie die andern Sinne die Zwischenstufen dieses Verhältnisses einnehmen, darf ich nicht erst sagen. Nehmen wir nur bloß die vier Sinne am Kopfe — sind es nicht vier Hauptsinne in jedem Betracht? Da steht nun der Geschmackssinn zu unterst, dagegen ist die in seinem Organe heraustretende Thätigkeit des Geistes die höchste und bestimmteste (für die Menschenwelt), so wie die in dem Gefühlssinne die allgemeinste und verbreiteteste (für das irdische Daseyn). Und was der Mund als Werkzeug der Empfindung anfängt, setzt das in den Magen sich hinab- und in dem Unterleibe herumziehende Organ fort; man möchte sagen, in ihm fange der Mensch an Bauch zu werden, oder der unterste Sinn des Kopfes

gehe in das Geschäft der Verdauung und Ernährung, und in die Werkzeuge hierzu wie in eine allgemeine Wurzel des Körpers über. — Ein andres Verhältniß in Absicht der weltlichen Empfindung. Hier ist das Auge der erste und wichtigste Sinn, welcher uns mit der Welt in die geistigste Verbindung setzt. In grader Höhe von der Fußsohle liegt er darum am höchsten. Aus weiten Fernen des Weltalls dringen die Eindrücke in diesen Sinn ein, und das mit einer Geschwindigkeit, als wenn fast kein Raum dazwischen wäre; und die weite Sphäre seines unmittelbaren Wirkungskreises vereinigt sich in ihm zu dem feinsten Miniaturgemählde auf der kleinen zarten Netzhaut. In das Ohr dringen die Schallerschütterungen auch aus der Ferne und mit Geschwindigkeit ein, allein lange nicht so wie bey dem Auge. In die Nase kommen nur aus kleiner Entfernung und langsamer die Eindrücke. Endlich Zunge und Gaumen müssen in unmittelbarer Berührung der sich auflösenden Körpertheilchen stehn. Der Gefühlssinn nimmt nun von der Fußsohle bis zum Scheitel die unmittelbar auf uns einwirkende Welt auf, und umgiebt mit seiner irdischen Empfindung alle andre Sinne. Das Auge führt den Geist zu der weitesten Ferne, durch den Speisesinn wurzelt er an das Irdische überhaupt, und der Gefühlssinn verbindet ihn mit seiner Stelle auf der Erde, so wie er sich nur darauf herumbewegt. Ich kann dabey wiederum das Ohr nicht vergessen, welches

in Rücksicht des Gehirns an einer wichtigeren Stelle steht wie das Auge, damit im Hintergrunde der Geist horche: und wie merkwürdig, daß ein Theil des Gehörorgans zu seiner Verstärkung in die Mundhöhle geht (die Eustachische Röhre), als ob Vernehmen und Sprechen noch in eine engere Verbindung sollte gesetzt werden! Denn das aufmerksame Hören zwingt den roheren Menschen den Mund aufzusperren, und versagt ihm also für diesen Augenblick das Reden. Bey dem Gebildeteren bedarf es dessen weniger, denn er weiß auf die Rede Andrer zu horchen, und diesen ihr Recht zum Sprechen zuzugestehen; bey dem herzlichen Gespräche mag man immer die Tendenz der geschlossenen Lippen, sich augenblicklich zu eröffnen, bemerken.

Daß ich Euch, meine Leserinnen, so lange bey den Empfindungsorganen aufhielt, geschah in der Absicht, daß Ihr solltet deutlicher vor Augen haben, wie es zum Bewundern grade recht für den Geist eingerichtet ist, wie selbst der äußere Bau auf die Einheit der ganzen Erscheinung führt, und wie einer der ersten Grundsätze für die Erziehung daraus hervorgeht. Dieser nämlich: Die harmonische Ausbildung der Empfindung durch die Sinnwerkzeuge, nach diesen Winken der Natur, ist eines der Hauptgeschäfte der ersten Erziehung. Wie störend ein unharmonisches Ueben eines Sinnes ist, seht Ihr an der gewöhnlichen Art, wie es bey

dem Pöbel zugeht. Da ist der Sinn des physischen (und leider nur dieses) Geschmacks und des Gefühls herrschend! Wie muß z. B. das Kitzeln die Kinder zur Thierheit herabziehen. Dagegen können die beiden obersten Sinne nicht genug geübt werden, weil man nicht genug Gegengewicht gegen das Thierischwerden in das Kind legen kann.

Bey dem andern Hauptverhältniß des Geistes und Körpers, bey der Wirksamkeit auf und durch den Leib, können wir uns vorjetzt kürzer fassen. Der Geist strebt nach der möglichsten Wirksamkeit erstens nach der Außenwelt, und eben darum zweytens auf sein Organ, den Leib selbst, um ihn gut zu erhalten, oder vielmehr um durch ihn selbst auf dieser Erde zu bestehen. Daher für jenes die Gliederabtheilungen, und für dieses zunächst die Eingeweide.

In der ersten Beziehung ist der Mensch bestimmt zur möglichsten Gewandtheit und Stärke zugleich. Hierauf gründet sich die Erziehungspflicht der Gymnastik, welche wir erst im Einzelnen betrachten werden.

In der andern Beziehung ist der Mensch bestimmt zur frischesten Gesundheit, zur regsamsten Lebhaftigkeit in allen Lebensverrichtungen, und zur möglichsten Lebensdauer. — Besorgt nicht, meine Freundinnen, daß ich Euch nun vollends in die Anatomie führe; dann müßte ich Euch auch zumuthen, die ganze Arzneykunde zu

studieren. Was für die Erziehung unmittelbar dient, werden wir gelegentlich sehen. Nur hier das. Man kann die Eingeweide in Beziehung auf die Bestimmung des Menschen eintheilen in die der Nahrung, der Fortpflanzung, und der Erhaltung des organisch-lebendigen Ganzen. Die letzteren liegen dem geistigen Leben am nächsten: und so fällt es auch in der Erscheinung des Geistes in die Augen. Diese edleren Eingeweide liegen nämlich über dem Zwergfell, welches das Innere des Rumpfes in zwey Regionen theilt, also in der oberen, dem Haupte am nächsten, das indessen bedeutend doch durch den Hals davon gesondert ist. Es sind die Lungen und das Herz. Die Lungen haben das Geschäft des Athmens, welches das erste und letzte im Erdenleben ist; es muß also hier die Triebfeder dieses Lebensorganismus seyn. Daher nahmen die Alten, z. B. die Hebräer, Hauch, Seele, Geist für Eins. Durch die Lungen wird uns aus der Atmosphäre Lebensspeise zugeführt. Das Herz ist Beherrscher des Blutumlaufs, und durch diesen Umlauf konnte erst allenthalben das Leben im Inneren gleichsam hingebracht und unterhalten werden; eine solche lebendig umlaufende Flüssigkeit machte das Ganze zu einem ganzen lebendigen dieser Art. Daher ist in ihm die Quelle des Lebens (die aber auch im Gehirne ist). Das Herz hat die stärkste Muskelkraft; (man will bemerkt haben, je kleiner es selbst sey, desto stärker diese Kraft). In Verbindung mit

den Lungen macht es das Blut zum Blute; man kann also sagen, daß der Sitz des Lebens, so ferne dieses des Blutes bedarf, in der Brust sey. Durch das Blut hilft sie die Lebensquelle des Eingeweides im Kopfe unterhalten und bereiten, und durch die Nerven bereitet und unterhält das Gehirn wieder mittelbar und unmittelbar den Lebensquell in der Brust. In dieser Wechselwirkung, d. h. in der Kraft, welche diese beiden Wirksamkeiten vermittelt, liegt das Geheimniß des Lebens, und da es grade in einer menschlichen Brust und in einem menschlichen Haupt ist — das Geheimniß der Kraft, wodurch der Geist als Körper lebt und besteht. Es wird Euch auch nicht entgehen, daß grade da, wo sich der Lebenshauch zum geistigsten Organe erhebt, er das Schönste wird, was man auf Erden hören kann, Menschenstimme, Gesang. — So manche interessante Bemerkungen dringen sich uns noch auf, aber ich muß mit Gewalt abbrechen. Sonst ließe es sich noch zeigen, wie auch die unteren Eingeweide durch den Geist geweihet werden, indem sie mit dem höheren Leben zusammenfließen. Und am Ende — ist es nicht alles Ein Ganzes? wunderbar in allem, was wir einzeln betrachten, wunderbar in seiner Vereinigung — unser Leib, die einfache Erscheinung unsers Geistes! —

Die Gesundheit ist die Ursache und das Resultat der Gesammtthätigkeit aller Lebensverrichtungen. Wenn jedes Organ mit Lebhaftigkeit

das Seinige thut, so ist man gesund; „und wann thut es so das Seinige?" werdet Ihr fragen: — wenn man gesund ist. So schwer es uns ist, die organische Kraft, oder die Lebenskraft, in einem Begriffe aufzufassen, so schwer ist auch ein Begriff von Gesundheit anzugeben, wobey man sich nicht im Zirkel herumdrehte. Vielleicht ist es leichter so vorzustellen: die Gesundheit ist das Gleichgewicht der inneren Kraft in Absicht des Leibes, so daß sie also bey der leisesten Erregung in jedem Organe seiner Natur gemäß ungestört, und ohne die andern zu stören, sogleich erscheint; — das Gleichgewicht der Erregbarkeit. Sie kann weniger von außen erkannt und angegeben werden: das eigenthümliche Gesundheitsgefühl ist das wahre Characteristische. — Da sie sich nach Verschiedenheit der Organe äußert, so seht Ihr, daß sie in dem Kinde anders als in dem Erwachsenen, in dem Weibe anders als in dem Manne erscheinen muß.

Und nun die Lebensdauer des Menschen? Hufeland, der um die Verlängerung dieses Lebens so verdiente Arzt, suchte bekanntlich diese ungewisse Sache auf dem Wege auszumitteln, daß er von andern Organisationen in Vergleichung mit der menschlichen Lebenskraft auf die möglichste Länge dieser Dauer schloß. Ich dächte, man sollte hier einen umgekehrten Weg einschlagen. Der Geist bildet sich sein Organ für seine Erdenbestimmung; und diesen Grundsatz einmal angenommen,

folgt, daß der vollkommenste Mensch zu einem grade so langen Leben bestimmt ist, bis der Geist auf diesem Wohnorte fertig geworden. Da würde nun wahrscheinlich ein höheres Alter, als jene 200 Jahre, die Hufeland annimmt, herauskommen. Weil aber kein Mensch der vollkommenste ist, so können wir nicht anders denken, als daß jeder eine gewisse Quantität Kraft zum Leben mitbringt, und das Ziel dieser Kraft erreichen, hieße demnach eines natürlichen Todes sterben. Grade so, wie die Erziehung überhaupt die ursprüngliche Kraft des einzelnen Menschen aufsuchen soll, um sie vollständig herauszubilden, so hat sie diese Pflicht insbesondre in Absicht der Lebenskraft; und auch dieses wird erst das Resultat einer allseitigen harmonischen Bildung des ganzen Menschen seyn. Bis es dahin kommt, bleiben wir theils halb erzogen, theils unerzogen, (wo nicht gar — ungezogen!) theils halb gesund, theils krankhaft lebend, und ziehen uns durch das Leben, kaum daß Manche zum Begriffe kommen, was leben heißt.

So wie der Geist nun auf dieser Erde fertig wird, so muß er auch von dieser Erde abscheiden, und da das nach und nach geschieht, so muß er dieser Erde ableben. Das muß sich nun auch in seiner Erscheinung zeigen. So wie die Jugend die Entwicklungsperiode des Geistes bis zur vollständigen äußeren Wirksamkeit zeigt, so zeigt das Altern, daß der Geist sich von der Erde

wegzieht, und seiner ewig höher steigenden Natur nach wegzuziehen strebt. Denkt Euch nur alles recht natürlich. Das innere Bilden des Geistes nimmt immer zu, und endlich hat die Erde nichts mehr für ihn. Wie muß sich das in der Erscheinung darlegen? Offenbar als ein Stumpfwerden seiner Sinne und eine Abnahme seiner Wirksamkeit, überhaupt als eine zunehmende Schwäche seines Körpers. Und diese ist ihm behaglich, denn er will nichts mehr durch seinen Körper, er wird des Lebens immer müder, und neigt sich zur Ruhe im Irdischen, indem er ahndungsvoll zum Höheren hinaufstrebt. Endlich verliert er auch die Gewohnheiten des irdischen Lebens, und sogar der Sprachbegriffe, der Geist zieht sich gleichsam ganz in sich selbst hinein, und das Alter geht immer tiefer in die Kindheit zurück, bis er nun zum Momente der Geburt kommt. Diesen nennen wir auf der Erde Tod, im Himmel heißt er erhöhtes Leben; und das Hinschlafen ist nun völliges Aufhören des Erdenlebens, Sterben, aber zugleich Eintritt des Geistes in eine höhere Welt, Erscheinung eines herrlicheren Lichtes. Was ist es denn nun, daß wir den Tod fürchten? „Liebe das Leben, und fürchte den Tod nicht!“ Mag denn die Erde, nach vollendetem Läuterungsprocesse, (den wir Leben nennen), das Ihre zurückziehen — das Bessere in uns entsteigt frohlockend zum Lichtreich!

Wollt Ihr sehen, wie Euer Kind als Greis seyn würde? Sehet es an, und denkt, es entwickle

sich alles natürlich in ihm bis zu seinem natürlichen Lebensziele im Alter: so wird es dann seyn, wie jetzt, nur mit dem Unterschied, daß seine jetzige kindische Einfalt und Schwäche, die hohe Einfalt des mit der Erdenwelt fertig gewordenen Greises, und Reife zum Himmel seyn wird. Ja, sehet sein erstes holdes Lächeln an: das ist Euch Bürge, daß ein Engel in ihm wohnt; dabey, was dieses andeutet, erhaltet es, denn nur dadurch geht der Mensch zum Himmel ein. — Aber der Menschen viele, ach, so viele! werden vor der Zeit im Tode gebrochen, und viele ziehen sich im Erdenleben von dem höheren zurück. — Hat nicht die Erziehung das Meiste zu verantworten? — Die Erziehungslehre sey uns also die Lehre des wahren Lebens.

Zur Unterhaltung des irdischen Daseyns bedarf die lebendige Natur des Schlafes; und so ist der Schlaf auch Bedürfniß des Menschen. In diesem Zustande sind die äußeren Sinne der Welt verschlossen, und eben so sind die Werkzeuge des willkührlichen Wirkens in Ruhe; dieses würde bey uns nicht vollkommen seyn können, wenn es nicht zugleich ein Zustand der Bewußtlosigkeit wäre. Da nun dieser Zustand ein nothwendiges Mittel zum Lebendigbleiben ist, so macht sich das Streben des Geistes ihn selbst, und man könnte sagen absichtlich, indem er die Aufmerksamkeit auf die Empfindung durch sein Organ zurückhält, wenn der erste Einfluß des Geistes auf sein Organ nicht

mit

mit Mangel des Bewußtseyns verbunden wäre. Ihr sehet also, wie wenig von der Bewußtlosigkeit des Schlafes auf Bewußtlosigkeit im Tode zu schließen ist, denn jene ist um des geistigen Lebens willen eine Beschränkung, welcher sich der Geist unterwirft, ein Maaßsetzen für seine organische Thätigkeit, um der irdischen Natur gemäß sein Leben fortführen zu können; hört die jetzige Art des Lebens auf, so hört auch diese Bewußtlosigkeit auf, so wie der Pulsschlag, das Athemholen u. s. w. alsdann ein Ende hat. Daher wird im Zustand des Schlafens auch besonders das Unmittelbarste des Organs besorgt werden, die Unterhaltung des Gehirns, und die Thätigkeit wird sich mehr dahin zurückziehen. Weil sich nun damit am ersten die höhere Geistesthätigkeit wieder erweckt, doch ohne genugsam selbstthätige Aufmerksamkeit, so entsteht in jedem Schlafe eine Tendenz zu Vorstellungen der Einbildungskraft, d. i. zum Träumen. In dem tiefen Schlafe bleibt es bewußtlos, in dem leiseren treten die Bilder als wirkliche Träume, mit mehrerer Aufmerksamkeit begleitet, ins Bewußtseyn. Natürlicher Weise ist in dem letzteren Falle die Erholung geringer, weil der ganze Organismus dadurch wieder in mehreres Thätigseyn gesetzt wird, und darum kommen die lebhafteren Träume im natürlichen Zustande gegen das Ende der Ruhe, d. i. gegen Morgen, oder dann, wenn die natürlichen Verrichtungen des Leibes etwas gestört sind, und des Reitzmittels,

welches die Träume geben, zur Fortsetzung ihres nothwendigen Geschäftes bedürfen. In diesem letzteren Falle ist der Schlaf nicht so erquickend; darum ist es nicht gut, sogleich nach dem Essen zum Nachtschlafe sich zu begeben. Bey Kindern geht es eher, weil die Verdauungskräfte da in einer mehr ununterbrochenen und lebhaften Thätigkeit fortwirken, keines Reitzmittels bedürfen, und folglich es auch der Natur nach nicht erhalten.

Die Erholung durch den Schlaf geht in das Bewußtseyn und in die volle Geistesthätigkeit in dem Leibe über; man wacht auf. Dieses ist jederzeit ein Uebergang durch alle die zwischen liegenden Grade, wie das Kind zur Vernunft allmählich gelangt: allein er durchläuft unendlich geschwind diese Zwischengrade, und es ist also darin etwas Plötzliches, wie die Erscheinung des Lichts; es ist gleichsam ein neues Geborenwerden. Das Aufschlagen der Augen mildert dieses Plötzliche, weil es durch eine vorher angeregte innere Thätigkeit erfolgt. So viel scheint hieraus abzunehmen zu seyn, daß, je stärker die innere Energie ist, um desto rascher das Erwachen, woraus sich denn ein wichtiges Zeichen zur Beurtheilung des Kindes ergäbe; ich wünschte darüber mehrere genaue Beobachtungen. — Man vergesse aber nicht, daß das Kind mehr des Schlafens, und gleichsam eines in die Länge gedehnten Schlafens bedarf, weil es im Wachsen begriffen ist, und sich unter der inneren

Entwickelung seiner Organe besonders die Hirnmasse bildet, nicht bloß, wie bey dem Erwachsenen, ersetzt und erholt. Darum nimmt, wo alles natürlich ist, der Schlaf ab, wie das Alter zunimmt, und darum muß das Kind um so öfter mit dem Schlafen und Wachen abwechseln, je jünger es ist. Den ersten Schlaf des Kindes nach seiner Geburt sollte man genau beobachten.

Der vollkommen gewordene Mensch ist ganz in das richtige Verhältniß zur äußeren Natur eingetreten. Sein Schlafen trifft daher nur in den Zeitpunct, wo die Thätigkeit des Lichtes entwichen ist, in die Nachtzeit. Alles Schlafen außer dieser Zeit ist mit mehr oder weniger Störung der Natur verbunden, als Ursache, oder als Wirkung. Da in dem Naturgange alles harmonisch zusammenwirkt, so könnte man die Nothwendigkeit des Schlafens und Wachens bey allen mit dem Lichte näher verwandten Wesen auch von der äußeren Naturwirksamkeit, von dem Untergange und Aufgange der Sonne ableiten. Die in uns erhöhte Natur wird an dem Tage zum Wachen, in der Nacht zum Schlafen durch dieselbe Naturkraft, welche uns den Tag und die Nacht bringt, angereitzt: aber sie ist in uns eine erhöhte Natur, und darum bedarf es z. B. bey Euch, edle Frauen, nur einer leisen Aufforderung des mütterlich liebenden Herzens, um auch eine ganze Nacht für Euer Kind zu durchwachen.

Zwölfter Brief.

Wenn Euch, meine Freundinnen, bey dem vorigen Briefe eine weitere Vergleichung zwischen der Natur außer uns und der Natur in uns in den Sinn gekommen ist, so wird Euch die Behauptung anschaulicher geworden seyn, daß es überall dieselbe Natur sey, worin die höchste Weisheit Tag und Nacht, Sommer und Winter, Wachen und Schlaf, Leben und Tod, und in diesem den Uebergang zum neuen Leben erfolgen, und alles zu unsrer Bestimmung zusammenwirken läßt. Dieser Weg der Forschung wird uns weiter führen. Lasset uns darum jetzt auf das Werden des Menschen einige umfassende Blicke werfen; die Ausführung der Geschichte des Menschen gehört noch nicht hierher, denn diese ist, wie Ihr wisset, mit der Ausführung der Erziehungslehre Einerley. Aber vorerst gilt es uns um die Uebersicht.

Geborenwerden, auf der Erde leben, und sterben, ist diese Geschichte ganz im Kurzen. Eigentlich ein dreyfaches Werden nach einander: erstens, ein Werden zum Menschen, vor der Geburt; zweytens, ein Werden als Mensch (zur vollkommnen Menschheit), im Erdenleben; drittens, ein Werden im höheren Leben, nach dem beendigten

irdischen. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, stellt uns in jedem Momente diese Geschichte zusammengedrängt dar; und im Großen geht die Natur durch denselben Ring. Das feste Periodische in der menschlichen Natur, z. B. die bestimmten 9 Monden des ersten Werdens, wird uns daher nicht mehr so sehr Wunder nehmen, wenn wir an unsern sichtbaren und geheimen Zusammenhang mit dem Weltganzen denken. Uebrigens ist über diese erste Periode, so wichtig für die Erziehung, noch vieles zu untersuchen. Vielleicht, daß sich hier noch kleinere Entwicklungsstufen auffinden lassen; vielleicht, daß in jenem dunklen Leben unser jetziges helleres vorgebildet war, so wie in diesem die Ahndung eines künftigen noch lichteren hervordämmert.

In dem zweyten Leben erscheint wiederum ein Dreyfaches: es giebt einen Morgen, einen Mittag, einen Abend des Lebens. Diese drey Perioden sind uns zwar genauer bekannt, aber doch noch lange nicht vollkommen. Die erste, die Jugend, währet die Zeit von der Geburt an hindurch, bis die Kräfte des Menschen äußerlich entwickelt sind. Ihr wollt wissen, was dieses „äußerlich" heißen soll? Es ist nicht so leicht, die Jugendzeit genau zu characterisiren: erlaubt mir also, daß ich die befriedigendere Erklärung noch etwas hinausschiebe. Nehmt nun an, diese äußerliche Bildung sey vollendet, so erscheint eine Art von Stillestand, der aber doch nur, ich möchte sagen,

kaum ein Moment dauern kann, denn keine Kraft ruht, und die Wirksamkeit des Geistes geht unaufhaltsam fort; sie wird aber nach jener äußeren Vollendung nun als eine innere Bildung fortgehen, bis allmählich die äußere Abnahme, das Ableben von der Erde, das Alter bemerkbar wird, und zum Ende hienieden führt. Das Mittlere des Lebens ist eigentlich nur ein Punct, wie der Mittagspunct der Sonne; vorher ein Aufsteigen, nachher ein Niedersinken. Könnten wir genau bis dahin die Jugendperiode annehmen, so wäre sie mit leichter Mühe characterisirt; ihr reichte dann das Alter unmittelbar die Hand. Allein hier tritt etwas ein, das wir nicht so übersehen dürfen. Der Leib, die Erscheinung des Geistes, (wie ich Euch immer den Leib zu denken bitte), erreicht mit vollendetem Wachsthum ein Höchstes, und nun scheinen Jahre des Stillestehens einzutreten, wo er in diesem Höchsten bleibt, bis die Abnahme eintritt. Dadurch scheint uns die Periode, welche wir nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche Jugend nennen, früher abgeschnitten; vielleicht ergiebt es sich aber, daß dieses bloß in dem so ist, was in die Augen fällt, und daß im Grunde das Zunehmen innerlich, ich meine auch im Organismus, fortdauere. Nur denkt Euch keine grelle Abscheidung dieser Perioden, wie wenn die Sonne hinter einer Wolke hervortritt, sondern den Verlauf eines heiteren Tages von Morgen bis Abend, fließend durch alle Zwischenstufen

des Lichtes hindurch. Wir würden an jedem Tage dieses im Kleinen erfahren, wenn nicht unsre beschäftigte Lebensweise sich aus dem Naturgange herausrisse; und darum soll es so seyn, daß wir auch des Abends mit voller Menschenkraft wirken können; je mehr Naturmensch, desto ähnlicher der einzelne Lebenstag dem Lebensganzen. Euch gebildeten Edlen muß aber dieses Ganze so schön seyn, als der schönste Eurer Tage.

Die Jugend ist die Zeit des Aufnehmens, das Erwachsenseyn die Zeit des vollen Wirkens, das Altern die Zeit des Fertigwerdens zum andern Leben. Was würdet Ihr also über die Jugend schon denken können, ehe Ihr sie noch selbst beobachtet hättet? „In ihr wird der Mensch zu einem Erdenbürger bereitet;" antwortet Ihr mir, und damit wollet Ihr sagen, daß alsdann die Welt in ihn eindringt, er sie in sich aufnimmt und verarbeitet, um sich der Welt immer mehr als selbstthätiges Wesen zu übergeben, und zum freyen Wirken darin zu bestimmen. Die Jugend ist die Zeit der Empfänglichkeit. Je jünger das Kind, desto mehr leidend verhält es sich gegen die Eindrücke: je älter der Jüngling, desto kräftiger tritt er auf. Ihr werdet Euch erinnern, daß wir mit dem Worte Sensibilität die innere Kraft in der Richtung, in wie fern sie Eindrücke auffaßt, bezeichneten. Das Entstehen des Kindes ist also der Anfang einer Sensibilität, worin der Bildungs-

trieb wirkt, und so beginnt der Mensch sein Daseyn gleichsam mit einem Pflanzenleben. Hierin nimmt die bildende Kraft zu, und darum wird sie ein stärkeres Entgegenwirken gegen die Eindrücke, sie wird zugleich Irritabilität. Während dieses continuirlichen Fortganges muß sie denn auf den Punct kommen, wo sie sich in dem Organismus als etwas Lebendiges bemerkbar macht. Dieses nun ist der Zeitpunct, wo die Mutter zuerst das Leben des Kindes empfindet. Dann muß auch der entscheidendere kommen, wo es als lebendiges Wesen für sich zu bestehen anfängt, und dieses ist die Geburt. Allein noch immer ist die Sensibilität vorherrschend, obgleich von Jahr zu Jahr weniger. Endlich tritt die erhöhte bildende Kraft im Gleichgewicht ihrer Richtungen als vollkommene Menschenkraft auf, und die Jugend ist vollendet. — Darum seht ihr mit Freuden an den Kindern, wie sie noch allen Eindrücken offen stehen, und immer nach Neuem verlangen. Diese Empfänglichkeit unbefriedigt lassen, oder sie abstumpfen, heißt den Geist im Aufstreben ersticken. Aber es muß auch ein solches Aufstreben darin seyn, und dieses muß zunehmen, sonst schliefe die Kraft ein. Daher ist der zweyte Character der Jugend zunehmende Lebhaftigkeit. Täglich bewegt sich das Kind mehr, täglich regt sich alles mehr in ihm, und mit Wohlgefallen sehet ihr endlich das frische, volle Leben des Jünglingsalters, wie es im Inneren wogt und treibt, und wie endlich in

edlem Enthusiasmus die Gluth hervorbricht und in schöner Thätigkeit ausstrahlt.

Aber hier seht Ihr auch den Grund, meine Lieben, warum uns eine gewisse Beweglichkeit und Unbeständigkeit an unsern Kindern erfreulicher ist, als ein festes, starres Wesen, und warum wir doch zugleich wollen, daß sie mit der Zeit steter und befestigter werden. Ohne jenes würden sie weniger von der Welt aufnehmen, weniger lernen, einseitiger bleiben; ohne dieses würden sie nicht zur Reife und Ruhe der Menschheit gelangen. Die glücklichste Anlage ist, wo aus der allseitigsten Empfänglichkeit das beweglichste Festhalten wird; denn dieses führt unter dem lebhaftesten Umherblicken allmählich zu jenem Ansichhalten, wovon wir sprachen, zur Besonnenheit hin, welche endlich der vollendeten Jugend die Krone aufsetzt. So willkommen es auch einer gewissen Erziehungsbequemlichkeit seyn mag, wenn das Kind zu frühe schon fest und ruhig ist: so ganz gut ist es nicht.

Aus jenem Character des Jugendalters seht Ihr, daß zugleich Weichheit und Unbestimmtheit ihr eigen seyn soll. Denn nur darin ist die Empfänglichkeit für die mannigfaltigen Eindrücke möglich. Daher verlangen wir, das Kind solle sanft und lenksam seyn; und so gewiß als die Natur seine Physiognomie noch schwebend hält, und seinem ganzen Körperbau noch die Härte des Erwachsenen versagt; so gewiß bestimmte sie es

zur Folgsamkeit und Bildsamkeit. Ein unfolgsames Kind und ein dummes Kind — beide, sind widernatürliche, widrige Geschöpfe. — Aber doch soll aus dem allen die bestimmteste Physiognomie des inneren und äußeren Menschen, und die Festigkeit des ewigen Strebens hervorgehen. Also muß in der frühesten Jugendperiode schon der Trieb zum festen Stehen auf eignen Füßen, und zum charactervollen freyen Gehen äußerlich und innerlich durchschimmern, immer sichtbarer werden, und mit dem beendigten Jünglingsalter so entschieden hervorgetreten seyn, daß sich der Mensch durch nichts als durch seine Vernunft will leiten lassen, und daß er dann völlig seiner selbst Herr ist. Ein Erwachsener, dessen Haupt auf dem nun fest gewordenen Knochenbau sich frey bewegt, muß ein freyer Mensch seyn, oder die mißhandelte Natur rächt sich auf irgend eine Art. Man sieht hieraus, wie die Erziehung Anfangs auf blinde Folgsamkeit rechnen muß, aber diese allmählich auf Leitung vermittelst der Vernunft Anspruch macht. Daß ich darunter die Leitung des Herzens, d. h. durch die Liebe, verstehe, mag Euch, deren Vernunft in der Liebe lebt, vorläufig Euer Gefühl sagen. — Was ist nun von den Kindern zu halten, welche frühe schon so durch und durch bestimmt sind? Werden sie es zu der reichen und großen Menschheit bringen, wozu die unbestimmteren berufen zu seyn scheinen? Diese letzteren machen es freylich einerseits der Erziehung durch das längere Auf-

halten ihres Zieles, einer charaktervollen, edlen Individualität, schwer genug, aber andrerseits befindet man sich doch alsdann, wenn man sie an der Hand der Natur erzieht, bey diesen am besten. Nur unterscheide man die wahre jugendliche Unbestimmtheit von jener Trägheit und Gehaltlosigkeit, welche manchmal an Kindern erscheint, die nichts lernen, an nichts anhalten, sich nicht bilden lassen mögen. Eben dieses ist leider ein schon allzubestimmter Character, den man Characterlosigkeit nennt. So ist es auch mit dem unsteten, oft phantastischen Umherspringen (die Unkunde nennt es manchmal etwas Genialisches), welches den Wildfang auszeichnet, das freylich Kraft ist, aber eine leider schon in Eine Richtung hin verströmende Kraft. Zu der letzteren Gattung gehören die willenlosen Kinder sowohl als die eigenwilligen, jene zu aller Schlechtigkeit, diese zu aller Bosheit heranreifend. Je mehr Du in Deinem weichen, zarten Kinde das Gute sich allmählich gestalten und befestigen siehest, so daß es sich immer noch weiter nach allen Seiten herausbilden will, und daß es zugleich bey dem, was es gewonnen hat, beharrlich ist, desto frohere Hoffnungen magst Du nähren.

Auf einen Reichthum von Erziehungslehren wird Euer Verstand, edle Frauen, in dieser Ansicht der Jugend treffen. Jetzt muß ich Euch aber in meinem Gange weiter nöthigen. Denn wir müssen die Wirksamkeit des Geistes in seiner

Erscheinung während der Jugendzeit noch besser kennen lernen. Vorerst bitte ich Euch, jenen inneren Character nicht so scharf aufzufassen, wozu Euch meine Darstellung veranlassen könnte, als ob der Mensch in seinem ersten Daseyn bloß und einzig aus Empfindungsfähigkeit bestehe. Es liegt von Anbeginn in ihm die ganze Menschenkraft, der Geist; der werdende Mensch ist nie in einem Pflanzenleben, nie in einem thierischen: das Menschliche durchdringt alles. In der Sensibilität des Kindes erscheint mit dem Frühesten menschliche Energie, denn diese verarbeitet ja die Eindrücke organisch und geistig zugleich; also mit ihr das gehörige Maaß von Reitzbarkeit; und so arbeitet der menschliche Bildungstrieb. Und wo das nicht so ist, da liegt ein Fehler in der Tiefe, welcher den Menschen früher oder später zu Grunde richtet. So deutet z. B. eine zu starke Sensibilität des Kindes vielleicht auf einen baldigen Tod hin; — woher die gemeine Sage, daß die guten, d. h. hier, die sanften, Kinder früher sterben müßten, als die andern; und in der That hat man Ursache, weniger besorgt zu seyn, wenn das gefühlvolle, liebende, gelehrige Kind auch seine Portion Reitzbarkeit zeigt, die man in gewisser Beziehung Eigensinn nennt, und sollte es auch zu Zeiten einmal ungeberdig schreyen.

Die Jugend erscheint äußerlich als die Zeit des Wachsthums, weil dadurch der Geist sein Organ in allen Richtungen entfaltet, und es ganz

zum Aufnehmen und Wirken zubereitet. Er dehnt es so lange im Ganzen und Einzelnen aus, bis es die gehörige Größe grade zu seiner möglichsten Wechselwirkung mit der Welt erreicht hat. Zugleich wird alles stärker. Die Schwäche, womit das Kind auf die Welt kommt, nimmt allmählich ab, und wenn es gut geht, muß mit vollendeter Jugend der Mensch seine beste Leibesstärke gewonnen haben. Allein da das Wachsen, so fern es in die Augen fällt, ein Ansetzen von Theilen ist — Ihr dürft das freylich nicht so eigentlich verstehen, wie wenn das Wasser Erde anspühlt — und da dieses neue Gebilde anfänglich weich war: so kann die Stärkung erst nachher erfolgen, und der innere (organische) Wachsthum wird noch eine Zeit lang nachher fortgehen, wenn der Mensch dem Längenmaaße nach schon längst ausgewachsen ist; z. B. die Knochen werden da noch mehr verknöchert, die Muskeln voller und reitzbarer u. s. w. Darum müssen wir die Jugendperiode noch etwas weiterhin annehmen, als bis zur Erreichung der völligen Größe. Man nennt diese innere Vollendung die Mannbarkeit. Mit der Mannbarkeit soll der Mensch sein eigner Herr (mündig) geworden seyn. Aber auch diese Periode ist noch nicht geschlossen, wenn sie uns zuerst erscheint; auch in ihr ein inneres Fortsteigen zu einem weiter nach dem Alter zu liegenden höchsten Puncte; und dieser ist der eigentliche Mittagspunct des Lebens. — Nicht nur in der Größe, auch in Absicht des Wach-

sens selbst ist ein beträchtlicher, noch nicht genug untersuchter Unterschied unter den Menschen. Bey manchen Kindern seht Ihr ein frühes Treiben in die Höhe, bey manchen ein schnelles, bey manchen wieder ein Stillestehen, bis wieder ein Knoten bricht u. s. w. Ich wünsche, daß Ihr darauf achtet, um den Zusammenhang des Wachsens mit der Gesundheit, mit der Geistesbildung, und mit dem Character mehr zu entdecken. Das habt Ihr schon bemerkt, daß ein starkes Aufschießen mit größerer Schwäche (des Leibes und des Geistes) während dieser Periode verbunden zu seyn pflegt, und daß es eigene Krankheiten des Wachsthums giebt, die man oft fälschlich für Wurmübel hält. Auch wird der eine Mensch früher, der andere später mannbar, und auch hierüber sollte man mehr beobachten.

Während des Wachsens geht der Bildungstrieb mehr auf den Körper als auf den Geist, oder richtiger zu sagen, der Geist bildet sich alsdann mehr in sein vollständiges irdisches Daseyn heraus, als daß er zur unmittelbaren Erhöhung seiner inneren Thätigkeit zurückkehrte. Diese ist die Denkkraft. Reifes und herrschendes Denken ist also nicht Sache der Jugend, aber die Jugend muß doch dazu hinführen. Je stärker der Wachsthum, desto schwächer diese Thätigkeit, welche man vorzugsweise Geistesthätigkeit nennt. Wir erfahren zur Zeit der Verdauung täglich diesen Jugendzustand. Daraus seht Ihr, daß man Kinder in der Zeit

des starken Wachsens weniger von Seiten des Geistes anstrengen darf, weil alsdann die Kraft überspannt wird, und so zuerst das Eine, und am Ende Beides darunter leidet. Die Natur deutet dieses oft deutlich genug an. Die Kinder sind nämlich alsdann gemeiniglich dumpfer und dümmer, und auf einmal, wenn so ein starker Trieb geschehen ist, werden sie wieder munterer und verständiger. Darum hüte man sich auch, die Seelenkräfte der Kinder nach einer einzelnen Periode abzumessen. — Ihr habt eine Einwendung gegen jene Regel, liebe Frauen: „Soll man nicht eben darum, weil der Geist einzuschlafen droht, ihn während des Wachsthums kräftiger aufregen, um durch dieses Gegengewicht die Harmonie zu erhalten?" Allerdings; nur nicht bis zur Ueberspannung; diese würde aber sehr bald alsdann erfolgen, wenn man das Kind so anstrengte, wie es zu einer andern Zeit angestrengt werden mag. Die Natur hat in jedem Individuum ihre Beschränktheit, und darüber kann man nicht hinaus. Indessen hat sie auch hier wieder gesorgt. Das Kind würde für lauter Wachsen einschlafen und zur Pflanze werden, wenn nicht eben jene lebhaftere Beweglichkeit die Menge Eindrücke aufnähme und darin immer neue Reitzmittel der Seelenthätigkeit erhielte. Ein Kind, dem es daran fehlt, (das wenig Aufmerksamkeit und Phantasie hat) mithin das Kind von einseitiger, schon bestimmt gewordener Richtung, wird wäh-

rend des Wachsens in weit größerer Gefahr seyn, geistlos zu werden; und hier bedarf es der verstärkten Erregungsmittel. Auch sind die Perioden des stärksten Treibens, wie in der Frühlingswelt überhaupt, geschwind vorübergehend; es ist mit dem Kinde wie mit dem Gewächse, wenn ein neuer Knoten aufbricht und es auf einmal in die Höhe schießt. Hierdurch wird verhindert, daß der Geist nicht zu lange an der inneren Bildung gehemmt werde, auf ähnliche Art, wie das Schlafen in abgebrochnen Perioden besteht, daß sich nicht der Geist für die Welt verliere. So wie wir zu rechter Zeit einschlafen und aufwachen, so können wir denken, daß, wo alles in gesundem Zustande ist, die Natur das Aufschießen des Körpers zum Gedeihen des Geistes zu rechter Zeit hervortreiben und zurückhalten werde. — Ueberdas müssen wir auch hier uns erinnern, daß wir von der Organisation eines Menschen und nicht einer Pflanze reden. Bey der letzteren ist das, was hervorgetrieben wird, fast eins wie das andere; sind auch ein Paar Wurzelblätter von den Blättern des Schaftes verschieden, so ist doch da immer ein gewisses Einerley, das Reproduciren desselben Organs; nur mit dem Blüthenstand wird es anders, und die Pflanze tritt dem Thierischen näher. In dem Gebilde des Menschen hingegen geht immer eine neue Gestaltung, immer ein neuer Zweig der Organisation hervor, und nur die Fasern des Gewebes bezeichnen hier jenes

Einer-

Einerley der Blätter. Da muß denn auch mit jedem neuen Organ ein neuer Reitz, ein neu gerichteter und verstärkter Trieb in dem Geiste erwachen. So erklärt es sich, daß die Reitzbarkeit in dem Kinde immer zunehmen muß, daß das Jugendfeuer immer lebhafter anflammt, und daß, wenn in dem natürlichen Zustand der Geschlechtstrieb entschieden ist, die Mannbarkeit eintritt. — Ihr sehet in dem Hüpfen und Springen des Kindes die Freude, welche es an den nen gefühlten Kräften hat; Ihr sehet es besonders auch in seinem ersten Sprechen: wie unermüdet ist es jetzt, das Wort zu wiederholen, das ihm einmal gelungen ist, und wie wichtig ist grade dieser Reitz für die Geistesbildung! Ihr sehet überhaupt, daß die Jugend die Zeit des Spiels und der Uebung ist. Denn jenes ist eben das, wozu die Jugend durch ihre Empfänglichkeit aufgefordert wird, das Bewegliche in den Kraftrichtungen, ohne einen Punct lange festzuhalten; im Anfang zwecklos, blinder Naturtrieb, allmählich mit Denken verbunden, dann in längeres Festhalten übergehend, bis endlich alles, und das Spielen selbst, Zweck und ein Theil in dem Endzwecke unsers Lebens geworden ist. So tritt denn zu der vollendeten Jugend der Ernst des Geschäftelebens, und zeigt ihr nach eignem Herde und Wirkungskreise hin. — Zu früher Ernst ist ein Hinderniß der allseitigen Ausbildung; er deutet zwar auf einen kraftvollen, festen Character, allein er bedarf stärkerer Erwek-

kung, um das Kind allen bildenden Eindrücken zu eröffnen. Gewiß aber ist der Hang zum Zerstreutseyn und ewigen Spielen, als habe es der Geist aufs Zerflattern angelegt, weit verderblicher; das Hinneigen zum ernsten Wesen muß immer sichtbarer werden.

Ganz äußerlich zeigt sich die Jugend in der Unvollendetheit des Organismus, folglich in der nach einander erfolgenden Ausbildung der einzelnen Organe, so wie sie grade in der Reihe der stufenweisen Kraftentwicklung liegen. So wachsen z. B. in dem Embryo die Gliedmaßen erst aus dem Rumpfe hervor, wenn der Kopf schon da ist. Und sehen wir auf die beiden Hauptzweige unsers Organismus, auf das Gehirn mit dem Nervensystem, und auf den Muskelbau sammt den Knochen und dem Blutumlaufe, so muß auch hier der Character der Jugend erscheinen. Der Mensch ist im ersten Beginnen meist Kopf, die Hirnmasse ist sehr weich: allmählich zieht sich der Schädel zur schönsten Form zusammen, schließt sich völlig, und die Weichheit des Gehirns nimmt ab. Mußte nicht diese Weichheit grade darin sich zeigen, worin sich die jugendliche Empfänglichkeit repräsentirt, in dem Organe des Empfindens? Denn nochmals sey es gesagt, in dem Körperlichen erscheint genau das Geistige. So bestätigt die Erfahrung, daß der Anfang des Menschenlebens von der herrschenden Sensibilität ausgeht. Die Reitzbarkeit des Kindes unter dem Herzen ist zuerst nur ein Zweig der

mütterlichen, bis mit der Geburt der Blutumlauf vollständig wird. Die Muskeln kommen nach und nach zu ihrer Ausdehnung und Spannkraft, so wie sich der Jüngling der Mannbarkeit nähert; daher wächst mit dem Knaben die Begierde nach Leibesübungen. Und grade so mußte es seyn, daß die Sensibilität allmählich die menschliche Thatkraft hervorrufe. Ich sprach von dem „Jüngling" — Ihr sehet, daß es bald nothwendig wird, von jedem Geschlechte besonders zu reden. Vorher nur noch Weniges im Allgemeinen. Auch der Knochenbau geht aus dem weicheren Zustand in den festeren über, bis er als das irdische Gerüste des Menschenlebens dastehet. Er fängt mit der Sicherung der Wurzel für das Empfindungsorgan an, und endigt mit der vollkommenen Haltung des organischen Ganzen in seiner freyen Ausdehnung. Mit beendigter Verknöcherung ist also die Mannbarkeit vollendet.

In diesen Aeußerungen nun characterisirt sich die Jugend der Menschenkraft, und wir können alles Andere daraus herleiten. Da es die Jugend des Menschen, nicht eines Thieres ist, so wird sich das Hinaufarbeiten zum Geistigen vom frühesten darin kund thun, und immer deutlicher, so wie das Kind älter wird. Wir haben es schon bemerkt, wie die Bildung des menschlichen Körpers von seinem Beginnen an das Entstehen eines Geistes ist, hier dürfen wir nur noch hinzusetzen, daß die Tendenz in allen organischen Entwicklungen offen-

bar zur Geisteswirksamkeit hingeht. Seht nur ein Kind ein Paar Augenblicke an. Es will Vorstellungen sammeln, es will die Denkkraft üben, es will mit Einem Worte lernen. Das Lernen ist der Jugend das Natürlichste; eher könnte es ein Kind ohne Hunger geben, als ohne Lernbegierde. Nur muß man sich recht auf das Lernen des Kindes verstehen. Aber das Lernen hört mit der Jugend keineswegs auf. Ich möchte sagen, vor den mannbaren Jahren lernt man erst das Lernen. Mit jedem Tage wird die Kraft mehr in dem Körper entfaltet, um mehr aufzufassen und zu verarbeiten, jeder Tag ist so die Vorbereitung einer geübteren Thätigkeit. Der Geist in seiner Erscheinung macht sein Organ, z. B. das Nervensystem, oder vielmehr das Ganze des Organismus in seiner Verbindung beständig geschickter und stärker, bis er sein Höchstes darin erreicht hat. Allein er arbeitet alle Eindrücke täglich sorgfältiger aus, und nimmt so bestimmtere Richtungen. Daher kommt es, daß die Empfänglichkeit als leidender Zustand eigentlich abnimmt mit der abnehmenden Weichheit, dagegen als thätiger sich schärfer gestaltet, so wie die Theile sich dem Starrwerden nähern. Indessen bleibt auch nach vollendetem Wachsthume das ganze Leben hindurch das Gehirn noch ein weiches Organ, um unsre Bestimmung zur endlosen Bildsamkeit des Geistes anzudeuten. Daß die Eindrücke um so bleibender sind, je früher sie auf das Kind gemacht werden, erklärt sich hieraus,

denn das Kind hatte sich ihnen ganz hingegeben, sie haben seine ganze Seele eingenommen und durchdrungen, sie sind in seine ganze Individualität verflossen: allein darum sind sie auch dunkler, unbestimmter, eine Totalanschauung, worin sich nachher nichts Einzelnes unterscheiden läßt. Sobald das Kind zu Worten kommt, sind ihm diese die stärksten Eindrücke, denen es sich hingiebt, und die in seiner Seele als einzelne Lichtpuncte hängen bleiben, doch immer noch als Anschauungen des Gehörsinnes, in welchen der Verstand erst in der Folge Welten entdeckt.

In diesen Zeitpunct fällt das Auswendiglernen der Wortformen. Nun bildet sich der Geist seine Begriffe mehr und mehr aus, und gelangt zu jener Selbstthätigkeit, welche es ihm schwer macht, andere Eindrücke, als die durch sein Denken hindurchgegangen sind, zu behalten. Der allmähliche Fortgang aus dem dunkelen Leben bloßer Anschauung in die vollständige Geisteswirksamkeit — das, meine Freundinnen, ist die Geschichte der Jugend.

Dreyzehnter Brief.

Meine Freundinnen, wir fühlten bisher die Unbequemlichkeit, welche das Reden von dem Menschen im Allgemeinen begleitete. Indessen ist doch einmal nicht anders möglich, selbst die Verschiedenheiten recht einzusehen, wenn man nicht erst das Allgemeine aufgefaßt hat; jetzt nun müssen wir die Hauptunterschiede unter den Menschen betrachten.

Wir haben uns schon mehrmals daran erinnert, daß durch das ganze Reich der Organisationen — warum also nicht der ganzen Natur? — alles in Geschlechter sich trenne; bey manchen minder sichtbar, bey andern völlig gesondert. Merkwürdig ist, daß in dem belebten, also vollständigen Organismus auch diese Trennung vollständig ist; und so sahen wir schon, daß sie des Menschen ganze Natur durchgreifen muß. Alles ist in dem männlichen Menschen anders bestimmt als in dem weiblichen, und hieraus folgt, daß in jedem Geschlechte die Menschenkraft eine eigene Richtung nehme, und daß also diese Trennung in das zeugende und in das empfangende Geschlecht die Allseitigkeit der vollkommensten Menschheit unmöglich mache. In dieser nothwendigen Beschränkt-

heit ist es genug den vollkommensten Mann und das vollkommenste Weib als Ideal des Menschen gelten zu lassen. Doch vereiniget wiederum die Natur auf ihrer höheren Stufe in jedem Menschen auf gewisse Art beides; denn wir erzeugen in uns selbst Vorstellungen, und der Geist ist hier zugleich das Empfangende und Zeugende. Aber auch dieses geschieht bey dem Manne anders als bey dem Weibe; daher verschließt sich in den Geschlechtsunterschied das Allgemeine und Höhere der Menschheit immer wieder auf die mannigfaltigste Weise. Also dürfen wir auch hier, in Absicht des Characters, die Abgrenzung der Naturen nicht so scharf fassen: es giebt Weiber mit vieler Männlichkeit, und Männer mit vieler Weiblichkeit. Doch vor allen Dingen müssen wir das Eigenthümliche der Geschlechter unterscheiden.

1. Der Mann. Zeugende Kraft, höhere Größe, festerer Knochenbau, stärkere Muskeln, heftigere Reitzbarkeit, mehr hervortretende Energie. Hieraus folgt: kräftigere Wirksamkeit in der Außenwelt, Trieb zum Uebernehmen der Arbeiten, Hang zum Ueberwältigen, einseitigere Richtung, Tendenz zum Produciren. Wie also der Natur nach Liberalität, Großmuth, Neigung zu siegen, zu herrschen, zu schützen, wohl zu thun, sanft und mittheilend gegen die Schwächeren zu seyn, und Gerechtigkeit auszutheilen, in dem männlichen Character liege, will ich Euch weder zur Erhebung

noch zur Herabsetzung des Mannes hier entwikkeln; denn alles dieses gehört schon in das Gebiet des Moralischen, d. h. der Bildung durch Freyheit, wo diese mit der Naturanlage zusammenfließt. Allein in Absicht dieser Anlagen laßt uns den männlichen Geist betrachten. In dem Fühlen, in dem Begehren, in dem Denken, in der gesammten Geistesthätigkeit mehr hervortretende Energie. Daher werden die Gefühle des Mannes, je tiefer sie sind, desto mächtiger ausströmen wollen, sein Begehren wird als Thatkraft außer sich bilden oder zerstören, sein Denken wird mit gespanntem Interesse einem Gedanken nachhängen, um daraus Neues heraus zu denken: und in Allem wird der Geist die Tendenz haben, theils zum außer sich Hervorbringen, theils auf seiner höheren Stufe zum Produciren vermittelst der Denkkraft. Da nun diese ihr eigentliches Spiel in Begriffen treibt, so wird uns jetzt klärer, was ich von Anfang behauptete, daß der Mann seinen Weg gern durch Begriffe nehmen mag. Sein Handeln wird folglich mehr Sache durchdachter Grundsätze und des Willens seyn; das Gefühl mehr durch Ideen der Vernunft gerührt werden, und die Erschlaffung durch schmelzende Gefühle wird er verabscheuen. Dieser zeugende Trieb der Geisteskraft ist nichts anders, als was wir für das Wesen des Genius erkennen. Die Männlichkeit besteht demnach in dem Genialischen; die Griechen drückten es noch besser aus durch das

Poetische. Und hierzu bildet der männliche Geist in seinem Entstehen sein Organ, denn es ist natürlich, daß dieser Character sich auch durchaus hierin ausdrücken muß. Je mehr dieses in dem ganzen Menschen bewirkt ist, desto vollkommener der männliche Geist.

2. Das Weib. Empfangende Kraft, kleinere Statur, schwächere Knochen, mehr Weichheit der Muskeln, stärkere Empfindungsfähigkeit; die Energie verbirgt sich mehr im Inneren. Hieraus folgt die Bestimmung zum inneren Bilden, zum stillen Wirken, zur Ergebung, Geduld, Bildsamkeit, zum Verarbeiten in sich selbst, zum Gefallen, zur Lenkung der Gemüther, zum Reitzen durch Sanftheit, Schönheit, Anmuth, zugleich zu einer gewissen Verschlossenheit und Unergründlichkeit. Indem Euch, gute Frauen, hier das Schöne einer edeln weiblichen Natur vorgehalten wird, weiß ich, daß grade eine solche Natur auch zu bescheiden und wirklich oft zu mißtrauisch gegen sich selbst ist, um sich das selbst vorzusagen, und daß darum das Weib lieber als der Mann in fremdem Urtheile einen treuen versichernden Spiegel sucht. Daß Euer Geist seine Kraft im Fühlen habe, daß dieses die Seele Eures Handelns und Denkens sey, daß also Eure Denkkraft immer wieder auf das Anschauliche zurückkomme, und durch die mehrseitige Verbindung mit dem Gefühle sogleich das Practische mit allseitigem Sinne sich herausseh —

das empfindet Ihr auch bey dem Lehrtone dieser Briefe. Aber ich hoffe, Ihr werdet dadurch zugleich jener höheren Bildsamkeit inne, womit Euer angeregter Geist durch einen leisen Tact sogleich das Rechte trifft, und wie Ihr also grade in diesem Anhören Euch selbst bildet. — Die Thätigkeit der weiblichen Geisteskraft ist mehr eine innere, in eine Tiefe sich hinabziehende. Das vollkommnere Weib hat daher etwas Romantisches, Geheimnißvolles, worin dem Manne immer wieder eine neue Welt zu entdecken ist; und das ist es eben, warum auch in dem geistigeren Leben der Mann immer wieder von dem Weibe angezogen wird. Der allgemeine Character des weiblichen Geistes ist also: ein stilles Bilden in sich selbst zur Verschönerung der inneren Welt. Hierzu ist die ganze Natur in dem Weibe eingerichtet.

Physiologische Bemerkungen kann ich hierbey um so eher übergehen, da erst in der Entwickelungslehre alles dieses, z. B. auch die Proportionen in der Größe und Kraft des menschlichen Körpers besonders angegeben werden. Daß es ganz unrichtig sey, wenn man im Allgemeinen dem Manne mehr Kraft als dem Weibe zuschreibt, bedarf keiner Erinnerung mehr. Daß aber die Kraft des Mannes mehr in die Augen fallen muß, weil sie außer sich bildet, mithin als Muskelkraft und Denkseligkeit, die des Weibes hingegen mehr in dem Verborgenen wirkt, indem sie mehr in sich

bildet, also in dem Nervensystem und in dem inneren Sinne wirksamer ist, wird uns nun auch klar; und hieraus ergiebt sich, daß man weder dem Manne noch dem Weibe stärkere Lebenskraft zuschreiben kann. Jedes besitzt sie auf seine Art, und wenn bey Adam und Eva übrigens alles in gleicher Ordnung der Natur blieb, so mußten sie an Einem Tage sterben. In der einen Lage kann der Mann mehr aushalten, in der andern das Weib. Bey dem Manne muß es gehen oder brechen, bey dem Weibe ist immer Ausharren: daher zerbricht bey starken Kämpfen das Leben des ersteren, wo das Weib gleichsam eine zähere Lebenskraft besitzt. Allein auch dieses hängt von Zufällen ab; und gewiß hat die Natur kein Geschlecht zurückgesetzt, oder stiefmütterlich behandelt. Daß jedes Geschlecht seine eigene Gesundheit hat, folglich seine eigenen Krankheiten, und mithin eine eigene Diät und ärztliche Behandlung verlangt, folgt ebenfalls hieraus. Die Reitzbarkeit des Weibes wirkt mehr im Inneren (als Affect, z. B. Betrübniß, womit es sich selbst verzehrt, geheimer Aerger ꝛc.); in dem Manne bricht sie mehr heraus, z. B. als Kampf und Hader, wäre es auch nur mit dem Schicksal ꝛc., und daher seine Anlage zur stärkeren Gliederbewegung. Dieses characterisirt den Knaben schon in seiner frühesten Periode. Er spielt gern in körperlicher Thätigkeit, und sein ganzes Leben hindurch bleibt ihm die Tendenz, alles seiner freyen Bewegung

zu unterwerfen. Darum mißfällt es uns als unmännlich, wenn der Mann den Beschwerden unterliegt, oder darüber jammert. Dem Manne ziemt es nur dann zu klagen, wenn er an dem Wirken gehindert wird. Aber es läßt sich auch leicht denken, wie er in das entgegengesetzte Uebel gerathen kann — in Unstetigkeit und Ausschweifung. — Das Weib klagt gern über Schmerzen, Schwäche ꝛc., und es kann sogar in diesem Leiden interessant seyn, nur darf es sich dadurch nicht interessant machen wollen, d. h. nicht mit Eigenliebe und unaufhörlich jammern; und überhaupt muß es sich nicht an einen Eindruck hingeben, sondern sein Gefühl soll zugleich als seine Freyheit — als ein Erhalten seiner selbst — erscheinen. Dagegen ist gewiß ein nichtsfühlendes Weib, ein Weib von straffer Muskelkraft, oder von männlicher Heftigkeit, wie z. B. der Zorn ist, ein widerwärtiges Geschöpf. Es kann männliche Weiber geben, welche alle Achtung verdienen: aber in diesen muß der Geist eine höhere Stufe erstiegen haben, und dann ist es eine außerordentliche, gleichsam übernatürliche Menschheit. Für die Weiber, welche in der niederen Stufe männlich sind, sollte man das Wort männisch haben, wie für die verächtlichen Männer das ähnliche weibisch.

Der Character der weiblichen Natur, das Empfangen hat, wie Ihr sehet, etwas mit der Kindheit gemein, das aber nicht zu ihrer Herab-

würdigung gereichet, da zugleich jenes innerliche Bilden damit vereiniget ist. Wenn es in diesem an Energie fehlt, also bey innerer Trägheit des Weibes, dann entsteht allerdings daraus jenes kindische Wesen, das Ihr in dem tändelnden Tone gemischter Gesellschaften und süßlicher Männer, die so was in Euch voraussetzen, unausstehlich findet. Auch die Empfänglichkeit wird durch jene höhere Kraft über die jugendliche erhoben. Das Kind nimmt rund umher die Welt auf: das Weib sieht in dem Manne den Geist, welcher eine verbesserte Welt verspricht; es hat hauptsächlich Sinn für die Welt in dem Menschen — und in sich selbst will es eine solche Welt physisch und geistig entstehen lassen. Daher bleibt sein Sinn, der es in eine himmlische Welt durch die Innigkeit des Gefühls entzückt, eine hohe Entschädigung, wenn es auch der Seligkeit, in einem Kinde eine solche neue Welt wirklich hervorgehen zu sehen, entbehren sollte. Indem sich also die Empfänglichkeit des Weibes für die Außenwelt mehr auf ein Individuum bezieht, so hat es doch in dem geliebten Manne die ganze Welt aufgefaßt, und nachmals in dem Kinde die schönere Welt gebildet. Nur durch den Mann kann das Weib also die vollständige Entwickelung der Blüthen seiner Natur erhalten. Anders ist einmal nicht seine natürliche Bestimmung. — Der Mann treibt sich hinaus in die weite Welt, trägt in sich zusammen, als wollte er sie ganz in sich vereinen, um sie in besserer Gestalt

wieder darzustellen. Darum zieht ihn das Weib an, worin er die Welt herrlicher sich abspiegeln sieht; und er übergiebt ihm sich selbst sammt dem, was er aus seiner Hand schöner gebildet zurück erwartet. Keine vollendete Bildung des Mannes ohne Umgebungen edler Weiblichkeit. Und so ist der Zug beider Geschlechter gegen einander als ein Zug auch der höheren Natur zur Vervollkommnung ihrer selbst und der Nachwelt bestimmt. Eine heilige Einrichtung der menschlichen Natur! Sichtbarlich hat es also diese Natur darauf angelegt, daß, wenn die Aeltern ihrem schönsten Zuge zur wechselseitigen Bildung folgen, die Kinder noch besser werden sollen, als die Aeltern, und daß das Menschengeschlecht so von Generation zu Generation sich veredelnd zum Göttlichen fortschreite. Seht Ihr nicht nunmehr auch ganz klar, warum es jetzt noch keine vollkommene Erziehung geben kann, und warum Ihr keine vollkommene Lehre darüber erwarten dürfet; denn die einzige wahre Erziehung ist die, welche sich mit dem künftigen Geschlechte immer mehr der Natur nähern wird. —

Da wir noch von dem Geschlechtsunterschiede in der Jugendentwickelung besonders reden müssen, so laßt uns jetzt nur einen Blick auf eine merkwürdige Erscheinung in dem Altern werfen. „Woher kommt es doch, habt Ihr vielleicht manchmal besorglich gefragt, daß ein alter Mann gewöhnlich

mehr Ehrwürdiges hat, sogar in dieser Benennung selbst, als das alte Weib?" Die männliche Natur läßt im Altern die Spur überstandener Anstrengungen zurück, und das Ruhigerwerden dabey giebt jenen Ausdruck von Würde, welche Ehrerbietung einflößt. Von der weiblichen Natur will man, daß sie gefalle, und weil das Altern ein Hinwelken ist, so steht alsdann in dem Weibe eine verblühete Blume da, wenn es in seinem jugendlichen Leben zu viel auf sein Aeußeres sich verließ, und die innere Selbstbildung vernachlässigt hat. Jenes harte Schicksal ist demnach nur die Strafe der weiblichen Trägheit. Warum geben sich denn so viele Eures Geschlechts entstellenden Eindrücken hin? Warum lassen sie durch innere Wuth der Affecten die wahre Blüthe zerstören? Das mürrische, keifende, zänkische Wesen — das, das ist das widrige Hinwelken der Weiblichkeit. Eine edle weibliche Natur zeigt nie ein Verblühen des inneren Menschen; und um diesen gilt es im Alter. Ja das stille Selbstverarbeiten unangenehmer Empfindungen, welches das Loos Eurer Tugend zu seyn pflegt, läßt eine Würde auf der Physiognomie zurück, welche wenigstens eben so stark Ehrfurcht gebietet, als die des Greises. Es verbindet sich damit sogar ein Reiz und eine Anmuth, wenn die innere Bildung schöner Weiblichkeit von Jugend auf fortging, welche etwas höheres ist als die äußerlichen Jugendreitze geistloser Mädchen, und welche selbst der Matrone, deren Körper durch

Kindergebären geschwächt ist, nicht entstehet. Freylich vermissen wir oft bey allem dem noch etwas, das aber mehr das äußere Bestehen betrifft, weil das Weib nur durch einen Mann seine äußere Selbstständigkeit hat: allein dieses wird dadurch ersetzt, wenn sie als Witwe an dem Sohne (oder Schwiegersohne) nun ihre Stütze gefunden hat, oder wenn wir sie auf einer außerordentlichen Geisteshöhe erblicken. In der Greisin kann sogar etwas Heiliges vor uns stehen. Und so werdet Ihr, gute Frauen, zur Berichtigung eines ungerechten Sprachgebrauches beytragen.

Wir kehren zu unserm näheren Zwecke zurück.

Wie wird sich der Natur nach der Vater und wie die Mutter zu dem Kinde des einen und des andern Geschlechts verhalten? „Die Menschen liegen dem Weibe näher als dem Manne;" — sagte neulich Eine von Euch, meine Freundinnen, naiv. Sie bestätigte dadurch in mir den Gedanken, daß sie mehr für die Erziehung geboren sind, und daß, wenn der Sinn dieser wirksamen Weiblichkeit nicht in ihnen verloren gegangen ist, sie sich gerne mit Erziehungslehren unterhalten lassen. Im Allgemeinen können wir also vorerst annehmen, daß das Weib die Kinder besser versteht als der Mann, daß aber der Mann sie methodischer (mehr nach festen Regeln) behandelt als das Weib; und hieraus folgt einer der wichtigsten Grundsätze der Erziehungslehre:

Nur

Nur die liebevolle Verbindung von Mann und Weib gewährt eine vollständige Erziehung des Kindes.

Wir wollen indessen hier noch nicht davon reden. Laßt uns jetzt sehen, welcher Unterschied des Verhältnisses beider Geschlechter in Absicht der Kinder Statt findet. Liebte ich Vermuthungen in dieser Lehre, so möchte ich Euch hier den Gedanken vorlegen: ob nicht vielleicht die Empfindungsfähigkeit des Kindes von dem Vater, die Reitzbarkeit von der Mutter komme? und daraus könnten wir denn wieder eine Menge Vermuthungen in Absicht des Geschlechts- und Character-Unterschiedes der Kinder herausflattern lassen. Wir wollen uns aber an das Sichere halten, so wie es die Natur lehrt. Und diese zeigt folgendes: Das Kind lebt zuerst durch den allgemeinen Sinn (das Fühlen) in und mit der Mutter, welches allmählich in ein eigenes Fühlen übergeht. — Mit der Geburt wird dieser Sinn von dem der Mutter getrennt, und zugleich empfindet es durch das Gesicht Gegenstände um sich her und sich darin. Durch die Abtrennung seines Organismus wird das Kind in physischer Hinsicht von der Mutter getrennt, durch den Gesichtssinn in geistiger. Im ruhigen Zustande auf der Mutter Schooß achtet es daher mehr auf andere Gegenstände, als auf die Mutter selbst, und während ihr Blick mit trunkener Freude auf dem geliebten Kinde ruht, sucht das

Auge des Kindes die Welt. Ein Vorzeichen, wie die Kinder von den Aeltern abgewandt ihren eignen Weg in das Leben antreten. So geht die Liebe der Natur nach mehr abwärts als aufwärts. Eine eigenliebische Mutter, d. i. welche bey dem Kinde sich nicht bis dahin vergißt, daß sie der Beweise von der Gegenliebe des Kindes entbehren kann, wird sich freylich gekränkt fühlen, und dann mit einer Art von Genugthuung ihr Kind, wenn es nach der Brust verlangt, heftiger an sich drücken. Wirklich würde sich eine böse Gleichgültigkeit in dem Kinde gegen die Mutter erzeugen, wenn nicht die Natur eben durch jenes Verlangen gesorgt hätte. Denn eigentlich hängt das Kind immer noch physisch einigermaßen mit der Mutter zusammen, wie jene Sympathie zwischen der Mutterbrust und dem Durste des Kindes beweiset. Und wie die Gemüthsbeschaffenheit der Mutter während dieser Zeit auf das Kind wirkt, — wie ein zu langes Säugen das Kind heftiger und einseitiger in seinen Begierden machen muß, — welche schlimme Folgen hier die mindeste Verrückung der Naturordnung hat, — wie wichtig also in aller Absicht das Selbststillen ist, wo es die Natur möglich macht; — das alles gehört zu den künftigen Gegenständen unsrer Erziehungslehre. — So wie nun das Kind sich nach und nach in der Welt umherblickt, sieht es einen Menschen heraus, an welchem ein geheimer Zug den Blick festhält. Es faßt ihn schärfer in das Auge mit concentrirter

Kraft, so daß sich die Stirne etwas runzelt; in dem Augenblicke wird es ihm auf eine ganz neue Art wohl, die Stirne entfaltet sich schnell, die Gesichtsmuskeln ziehen sich zu dem Ausdrucke der Freude in seinem Auge, und sympathetisch erweckt durch das frohe Angesicht des Vaters, erscheint auf dem seinigen das holde Lächeln. Von jetzt sieht es gern den Vater, sehnt sich nach ihm, und fühlt sich durch ihn jedesmal kräftig erweckt. Aber bald, von der Anstrengung ermüdet, und im Gefühle seines Bedürfnisses, zieht es sich wieder nach der Mutter zurück, um genährt zu werden und zu schlafen. Da bildet sich denn vom frühesten die Association, daß das Kind bey dem hervordringenden Thätigkeitstriebe die Erweckung durch seinen Vater sucht, und bey dem Zustande des Fühlens sich sanft nach der Mutter hinneigt. Der Vater wird dem Kinde immer wichtiger, daß es durch ihn in das Leben geführt werde, die Mutter, um sein Herz in das ihrige zu ergießen; und so, Ihr guten Mütter, bleibt Euren Kindern immer das dunkle Bild einer verlornen seligen Welt, und eine stille Wehmuth zieht sie dahin zurück, wo sie noch in Eurem Schooße vor den Stürmen des Lebens verwahrt ruheten. Vater und Mutter sind die beiden äußeren Pole, wohin der Bildungstrieb des Kindes hinzieht, bald mehr zu diesem, bald mehr zu jenem, so wie es mehr zur Empfindung oder mehr zur Kraftäußerung sich neigt, und in dem Hin- und Herweben zwischen beiden geht

seine Bildung fröhlich von Statten. Der Vater ist demnach bestimmt, das Kind als denkendes, die Mutter, es als empfindendes Wesen zu bilden. Es versteht sich von selbst, daß, wenn dieses in dem Gange der Natur geschieht, der Vater am Ende eben so viel Verdienst um das Herz, und die Mutter eben so viel um den Kopf des Kindes sich erwirbt. Auch hat die Mutter das Hauptgeschäft bey dem Kinde zuerst, nachmals der Vater.

Dieses einfache Verhältniß der Aeltern zu den Kindern wird durch die Geschlechtsverschiedenheit der letzteren ein zusammengesetztes. Es ist natürlich, daß der gegenseitige Zug der Geschlechter zu einander auch hier seinen Einfluß hat. Der Vater liebt alle seine Kinder mit einer geheimen Empfindung als eine Fortsetzung seines Wesens: allein seiner Tochter freut er sich dabey, ohne sich weiter darüber Rechenschaft zu geben, indem er in ihr seine Menschheit sich nun auch als Weiblichkeit entfalten sieht; es ist ihm, als sähe er sich selbst in jenem andern Zweige des Menschenlebens vollendet, da in dem Sohne nun die ihm wohl bekannte Richtung der Männlichkeit weiter fortgeht. Die Mutter ist dagegen in diesem etwas Neues geworden, und gleichsam ein vollständiger Mensch; sie freut sich der Kraft ihres Knaben, indem sie nun auch eine männliche Natur in sich gebildet hat, ohne ihre Weiblichkeit zu verlieren; sie gefällt sich also selbst in ihrem Sohne, er ist ihr Stolz, und in

ihm geht ihr eine neue Hoffnung von männlichem Beystand auf, während das Mädchen heranwächst, um das zu werden, was sie war. Aber auch dieses Verhältniß verschlingt sich wieder mit dem Verhältnisse der Aeltern gegen einander, je nachdem diese sich lieben oder nicht lieben, und je nachdem der Mann das geliebte Weib, das Weib den geliebten Mann mehr oder weniger in dem Kinde wieder verjüngt zu sehen glaubt. Daher so viel unerklärte oder erklärte Verschiedenheiten in der geheimen Zuneigung der Aeltern gegen ihre Kinder. So weit ist hier nun noch kein ungerechtes Vorziehen des einen Kindes vor dem andern, es ist alles noch in der Ordnung der Natur, und das Kind fühlt es seinem eignen Zuge entsprechend. Indessen entsteht das leicht dadurch, daß der Vater der Tochter und die Mutter dem Sohne zu viel nachsehen, ohne daß sie es glauben und wissen und sich überzeugen lassen; eben so, daß die Mutter der Tochter zu hart ist, oder wenigstens eine Art von Eifersucht — findet Ihr dieses Wort zu hart? wir wollen es im mildesten Sinne nehmen — gegen sie fühlt, und daß dem Vater der Sohn in dem Wege ist. Je mehr egoistisch die Denkungsart der Aeltern, um desto geneigter zu dieser Mißhandlung. Darum sind in dem gemeinen Leben diejenigen Knaben zu bedauern, welche bloß noch die Mutter zur Erziehung haben, und noch mehr das Mädchen, das bloß an der Hand des Vaters aufwachsen soll; denn die Väter verstehen sich ja

weniger auf die Kinder überhaupt als die Mütter, und sind — gegen das andere Geschlecht besonders duldsam. — Umgekehrt erfährt aber auch die Mutter schneidendere Kränkungen von dem Sohne als von der Tochter. Denn von dieser erwartet sie nicht so viel; sieht sie sich aber von jenem verkannt und verlassen, so ist das ein noch kläglicheres Zerreissen ihres Herzens als verschmähte Liebe. Und doch ist unter den Menschen von gemeiner Denkungsart nichts gewöhnlicher als das, weil da der Knabe auf die Gefühle der Mutter selbst genug achtet, seinen Weg geht, und mit der Zeit ein Weib nimmt, durch welches er gewöhnlich ganz von der Mutter abgezogen wird. Daher ist denn auch ein inniges Verhältniß zwischen Mutter und Schwiegertochter ein Beweis von ausgezeichneter Herzensgüte. — Der Vater ist von Seiten seiner Tochter nicht so starken Kränkungen ausgesetzt, denn er lebt überhaupt weniger in dem Fühlen, bemerkt nicht so fein die Abgewandtheit des Herzens, und sucht nicht so sehr die Stütze an dem Kinde; der Mann kann überhaupt in weltlicher Absicht eher die Kinder entbehren als das Weib. Hingegen drohen ihm von Seiten seines Sohnes mehr Kränkungen seines männlichen Stolzes: bey seiner Tochter ist ihm das bitterste, wenn sie ihre Ehre verliert. Sind Vater und Sohn beide kraftvolle Männer, so ist ein durchaus freundliches Vernehmen zwischen beiden das größte Zeugniß für sie.

An dem Mädchen bemerkt, nach dem ganz einfachen natürlichen Verhältnisse, der Vater weniger die weiblichen Unarten als die unweiblichen; sie können ihm sogar gefallen, weil er sich der Weiblichkeit erfreut: dagegen empfindet sie die Mutter desto schärfer. Das Mädchen wird bald genug schlau, um bey seinem Vater seine Absicht zu erreichen: bey seiner Mutter wird es ihm nicht so gelingen. Der Knabe hingegen mag immerhin seine männlichen Anlagen etwas in's Fehlerhafte übergehen lassen, und der Vater mag seine Unzufriedenheit darüber äußern, bey seiner Mutter wird er leicht Entschuldigung finden. Auch weiß er sich bey ihr einzuschmeicheln, wenn er etwas dadurch zu erreichen hofft, und hat er das erreicht, so ist er der erste, der sie vergißt. Doch steht sein Herz der sanften Mutterstimme immer noch offen, so lange er nicht gar verdorben ist. Eben so vermag das liebevolle ernste Wort des Vaters bey der Tochter das meiste. Ueberhaupt aber ist der freundliche Ernst des Vaters, und die ernste Sanftheit der Mutter den beiden Kindern, wenn Unarten ausbrechen wollen, das zuträglichste.

Nachdem uns nun einmal die Natur äußerlich gezeigt hat, wie sie die Menschen abtheilt, so können wir darauf rechnen, daß sie nach diesem Gesetze diese Abtheilung unter ihnen weiter fortgeführt hat; und so führt sie uns auch zur Kenntniß der Characterverschiedenheit. Laßt mich dieses nach männlicher Lehrweise in einer Tabelle vorstellen.

Die Menschheit erscheint			
1) rein männlich	als weiblich	3) mit männlicher Richtung	4) rein weiblich
Grundcharacter: Sich selber; vollständig — als Mann.	Grundcharacter: Sich selber; vollständig — als Weib.	— — —	— — —
In Absicht des Innern			
2) mit weiblicher Richtung			
weniger mehr		weniger	

und so ins Unendliche nach Verhältniß der Mischung des Weiblichen und Männlichen.

Ich rede durchaus hier von Natur, mithin von unverdorbener Natur, also weder von dem weibischen Manne noch von dem männischen Weibe. Es ist uns erlaubt, zu Beyspielen Dichtungen aus der griechischen Mythologie zu nehmen, weil diese

reine Charactere aufstellt, und in der Wirklichkeit alles mehr oder weniger gemischt ist. Bey 1) mögen wir also an einen Zeus (Jupiter) oder Herakles (Herkules) denken; bey 2) an ihren Apollon; bey 3) an ihre Here (Juno) oder Pallas (Minerva); bey 4) an ihre Aphrodite (Venus); und so sehen wir, daß sogar idealisirte Geschlechtsvollkommenheiten noch mit den Characteren 2) und 3) bestehen. Die Menschenwelt um uns her giebt uns edle Naturen genug von jenen Unterabtheilungen, die wir allerdings mit Wohlgefallen achten.

Auf diese Weise zeigt es sich uns auch, wie unter den Kindern desselben Geschlechts immer noch ein beträchtlicher Unterschied seyn kann, bey allem dem, was sie im Wesentlichen gemein haben. Das eine Mädchen ist sinniger, das andere feuriger, die eine Schwester thätiger für das wirkliche Leben, also mehr zur Haushaltung gemacht (etwa mehr Vestalin?), die andere poetischer, also mehr für die schöne Form des geselligen Lebens (Priesterin der Grazien?) — und welche Mischungen giebt es unter diesen wieder bis ins Unendliche! So der eine Knabe energischer, der andere sanfter; der eine reift zum stillwirkenden Weltbürger, sein Bruder wird indeß etwas Großes durchsetzen, u. s. w. Dadurch wird uns die Kenntniß und Behandlung der Kinder so verwickelt. Sonst wäre unsere Erziehungslehre auch viel eher abgethan. —

Ihr wisset übrigens, daß ich hier von Verschiedenheiten der Naturen rede, nicht von Abweichungen und Verdorbenheiten.

Steigt nun endlich die Natur bis zur höchsten Grenze der Menschheit, so nähert sie sich einer Vollkommenheit, welche die Richtungen beider Geschlechter wieder vereinigt. Das Weib wird hier, wenn wir sie noch als Mensch erblicken, zu jenem überirdischen Wesen, welches erhaben über der gewöhnlichen Weiblichkeit steht, und das Edlere des Mannes mit der höheren verbindet. Dagegen das neben der Heroine (Göttin) hängende Gemählde ist die höher gehobene Männlichkeit, woraus schon weibliche Milde und Anmuth strahlt in dem Bilde eines Genius. Die Bewohner des Himmels denken wir uns nicht anders. Wenn sie uns ein Mahler zu viel als Weiber oder zu viel als Männer darstellt, so mißfällt uns Beides. — Die Geschmacklosigkeit und der Aberglaube verzerrten solche Ideale: die Kunst hat den würdigen Beruf, sie in ihrer Herrlichkeit zur Erhebung der Menschheit über sich selbst aufzustellen.

Vierzehnter Brief.

Die bildende Kraft der Natur, in welcher Euch, meine Freundinnen, von einer andern Seite angesehen das Wunder der Schöpfung liegt, wird in dem Kinde zur Einbildungskraft, in wie ferne sie im Inneren den Geist vervollkommnet. Sie ist der auf das Geistige hin gerichtete Bildungstrieb selbst. In ihr bricht das Göttliche des Menschen hervor, noch ehe wir es verstehen. Wenn Ihr also hier an das erste Bewegende in uns denkt, wodurch wir Eindrücke auffassen und behalten, wodurch wir sie uns aneignen, ohne uns daran zu fesseln, und wodurch wir die einzelnen Puncte derselben durchlaufen, sie zu einem Ganzen verweben, und daraus wieder Gestalten frey entstehen lassen: so habt Ihr das darunter verstanden, was wir im Allgemeinen Einbildungskraft oder Phantasie nennen. Da sehet Ihr auch zugleich, wie diese schöpferische Urkraft theils hervorbringt (productiv ist), theils (als reproductiv) wiederholt; unerachtet der Sprachgebrauch ihr gewöhnlich nur das letztere einräumt. Wir wollen uns dieses deutlicher machen, indem wir das Gesetz ihrer Wirksamkeit, das sogenannte Associationsgesetz, betrachten. Dieses ist folgendes:

Ein einzelner Eindruck sucht sich mit mehreren zu vereinigen. Das geschieht nun zuerst durch ein Forteilen zu dem andern, und dann durch ein Zurückziehen des ersten: beide verketten sich nun fest, und wiederholen sich wechselseitig. Dieses Wechselseitige muß uns als gleichzeitig erscheinen, wenn wir nur den äußeren Zusammenhang sehen: treffen wir aber darin auf einen inneren, so ist es der, daß der Geist in dem einen Eindruck dasselbe wieder findet, was er in dem andern fand. So giebt es denn für die Associationen ein Gesetz der Gleichzeitigkeit, und ein Gesetz der Aehnlichkeit. Es ließe sich vielleicht zeigen, daß es ein und dasselbe Gesetz sey, nur von verschiedenen Seiten angesehen; aber das wären Speculationen, welche Ihr mit Recht hier nicht vertraget. Genug, in jenem Wiederholen erscheint weniger das Geistige, als in dem, worin das Gesetz der Aehnlichkeit hauptsächlich wirksam ist. Denn je schwächer der Geist, desto matter die Phantasie, und desto mehr bloß äußerlicher Zusammenhang der Eindrücke, so wie sie Zeit und Gelegenheit zusammengeführt hat, z. B. leerer Magen — Hunger — Denken an Speise. Je regsamer der Geist, desto mehr producirt und reproducirt er durch seine innere Kraft, also durch freythätiges Schaffen in dem Gewebe seiner Associationen. Fällt Deinem Kinde sogleich bey dem Bilde des Thieres das leibhaftige Thier ein, das es einmal gesehen hat, so wirkt seine

Einbildungskraft hier durch die Aehnlichkeit, und thut sie das gern und leicht, thut sie es bey entfernteren Aehnlichkeiten, z. B. in Pflanzenabbildungen, welche sich ihm in der Natur nicht so scharf und tief eingedrückt haben: so verräth es weit bessere Geistesanlagen, als wenn es nur treulich die Eindrücke wiedergiebt, wohl gar nur sehr lebhafte Eindrücke, und am Ende bloß nach dem Gesetze der Gleichzeitigkeit. Bey kleineren Kindern ist dieses letztere freylich in der Ordnung; allein sollen es nicht rohe Menschen werden, so muß die Energie der Einbildungskraft doch immer geistiger werden. Dazu gehört denn die Productivität in dem Anspinnen der Vorstellungen sowohl als in dem Reproduciren selbst, und zwar in beidem vermittelst der Aehnlichkeit.

Was demnach die Natur durch den Gehörsinn angefangen hat, uns nämlich zur Vernunft zu zwingen, vollführt sie durch das Associationsgesetz. Denn dieses nöthigt uns, die äußere Welt auch als eine innere in uns aufzunehmen und zu bearbeiten, dadurch aber als ein denkendes Wesen mit der Außenwelt in Verbindung zu stehen. Der Geist fordert sich durch jenes Naturgesetz selbst dazu auf. Anfangs nun sind es ganze Zustände und Anschauungen, welche sich wiederholen; daher läßt die Erinnerung an die Kindheit als ein Meer von dunklen Eindrücken auf uns einströmen, worin wir nichts recht unterscheiden. Allmählich blei-

ben die lichteren Stellen mehr in der Seele, dann die Sprachtöne, und dadurch endlich die Begriffe. Je jünger das Kind, desto mehr bleibt nur der Totaleindruck des ganzen Zustandes: je älter, desto selbstthätiger in dem Auffassen, Behalten und Reproduciren des Einzelnen. Wie daraus das Denken hervorgeht, läßt sich hier einigermaßen begreiflich machen. Das Kind sieht die Scheere, es ist also aus dem dunkelen Gefühle seines ganzen Zustandes in die bestimmtere Thätigkeit des Sehens eingetreten, und indem diese Thätigkeit sich noch höher spannt, bestimmt sie sich zur Auffassung eines einzelnen Gegenstandes — aus dem ganzen Felde seines Gesichts sieht es sich diese Scheere heraus. Da durchläuft es dieses einzelne Ganze von dem einen Ende bis zum andern. Würde es aber einen Begriff davon erhalten, wenn es bey dem Griffe die Spitze aus dem Sinne verloren hätte, so wie sich die helle Linie verliert, welche der Sternschnuppen hinter sich zurückläßt? Keinesweges. Da tritt also das Festhalten ein, alle Theile der Scheere werden als ein Ganzes aufgefaßt, und so erhält das Kind einen Begriff von der Scheere, der nachmals durch das Wort als ein Einzelnes befestigt wird. Dieses Durchlaufen der forteilenden Einbildungskraft geschieht indessen mit unmerklicher Geschwindigkeit, so daß das beständige Zurückziehen damit in einen Punct zusammenfällt, und in diesem ganzen Geschäfte ist die geistig bildende Kraft in ihrer vollen Wirk-

samkeit; wir bezeichnen diese vorerst, wenn wir sagen: das Kind siehet; weiterhin sagen wir: es verstehet. Unablässig geht nun diese Thätigkeit im Begriffebilden fort, und so übt sie sich als Denkkraft, welche wir bald Verstand, bald Vernunft nennen. Die Einbildungskraft ist also auch in dem Denken gleichsam die Seele, das Energische in der Geistesenergie, das Schaffen des Geistes, und wo sie fehlt, da ist die wahre Armuth. — Da nun ferner so das Anschauen immer mehr in ein Denken hinübergeführt wird, so reproduciren sich die Begriffe immer mehr vermittelst eines neu wiederholten Denkens, also nicht mehr als aufgedrungene Vorstellungen, sondern als freythätig hervorgebrachte, d. h. als Gedanken; da schießen nun Gedanken aus Gedanken hervor, und dieses Bilden des Geistes geht ins Unendliche, wie Ihr, meine Leserinnen, so eben in Euch gewahr werden könnet. Indem wir uns die Eindrücke durch Denken wiederholen, welches Geschäft wir ein Erinnern nennen, heißt unser Vermögen Gedächtniß. Das Gedächtniß kann also nicht eher bey dem Kinde sich einfinden, als bis es Begriffe hat. Wie das Ich durch diesen Organismus hervorgeht, d. h. wie das Kind zum Selbstbewußtseyn geführt wird — oder soll ich nicht lieber sagen, wie der Geist sich selbst dazu nöthigt? — brauche ich Euch nun nicht mehr weiter auszuführen, da Ihr wisset, daß dieses durch das Festhalten seiner selbst, das

wir auch ein Ansichhalten nannten, der wunderbaren Kraft in uns gelingt.

Aus allem dem seht Ihr nun noch einige Zeichen der vollendeten Jugend, nämlich die Herrschaft der Gedanken und die Besonnenheit. Ihr seht auch, warum wir ein Kind, bey welchem diese Zeit vor der Zeit eintritt, mit Unwillen altklug nennen: die Phantasie leidet da schon an Alterschwäche.

Auf ähnliche Art führt diese Entwicklung der Einbildungskraft zu dem höheren Fühlen und Begehren. Anfangs liegt das Feld des Empfindens in einem Nebel, welcher auf der Oberfläche der Seele schwimmt. Allmählich, wie sich mehrere Associationen verketten und einzelne Eindrücke heller hereinstrahlen, wird das Innere mehr bewegt, d. h. die entgegentretende verarbeitende Kraft wird tiefer aufgeregt; diese Bewegungen verstärken sich dann, und es werden Rührungen; es bilden sich einzelne Gefühle, diese wiederholen sich, erhöhen sich, dringen tiefer, und, je nachdem die Energie des Inneren beschaffen ist, hat der erwachsene Mensch eine gewisse Tiefe seines Gefühlvermögens in sich eröffnet, worin er nun fortlebt. So wie die Phantasie von einzelnen Gegenständen das Allgemeine zur Auffassung höherer Begriffe zurückbehält, so behält sie auch in den mannigfaltigen Eindrücken das Allgemeine des Gefühls, und es associirt sich mit dem Bestimmt-

seyn

seyn durch dieselben die innere Thätigkeit. Bey jedem Gefühle wird also diese Association aufgeregt, und dadurch der Mensch in Allem gefühlvoller. Je mehr er nun seine Selbstthätigkeit darin übt, um desto inniger und lebhafter fühlt er. Also sehet Ihr, meine Freundinnen, daß ein Knabe oder Mädchen noch nicht so gar innig seyn kann, und daß es Euch nicht betrüben darf, wenn Ihr Eure Kinder manchmal kalt bleiben sehet, wo Erwachsene tief gerührt sind. Nur mit der vollendeten Jugend tritt der Zustand der Fülle, Dauer und Tiefe unsers Fühlens ein. Daher ist es bedenklich, gemeiniglich in Absicht der Gesundheit, wenn Kinder früh tief fühlen; es ist hier etwas in ihrer Natur nicht richtig. Auch bey den lebhaftesten Gefühlen der Jugend muß doch ein vorübergehender Wechsel seyn, und darum gefällt uns der frohe, leichte Sinn dieses Alters. — Da das Begehren mit dem Fühlen zusammenfließt, so seht Ihr schon hieraus, daß der Gang des Geistes hierin derselbe ist; Anfangs ein dunkles unbestimmtes Verlangen nach den physischen Bedürfnissen, nachmals einzelne Begierden und immer heftigere, bestimmte Neigungen, aber noch in leichtem Spiele, und in Allem allmähliche Erhebung, vermittelst der Associationen und der zunehmenden Denkkraft, zu außersinnlichen, geistigen Gegenständen, z. B. als Ehre, Begierde, als Wunsch zu gefallen und geliebt zu werden, endlich, wenn alles in der Ordnung der Natur erfolgt,

mehr Handeln nach Grundsätzen, Willensgüte und Festigkeit, und in Vereinigung mit dem tiefsten, alles umfassenden, heiligsten Gefühle — Liebe.

Einige pädagogische Anwendungen mögen uns jene bildende Kraft deutlicher sehen lassen. Da sie als passiver Zustand anfängt, und zur höchsten Geistesthätigkeit hinführt, so muß der Punct bemerkbar seyn, wo sie ihre freye Thätigkeit verkündet. Dieser ist alsdann, wie Euch an Euren Kindern nicht wird entgangen seyn, wenn sich die Sprache schon über die nöthigsten Bedürfnisse erhoben hat, und wenn mit ihr das Kind spielt. Dann horchet auf seine Phantasieen, sie werden Euch die angenehmste Unterhaltung gewähren, denn sie geben Euch schöne Hoffnungen. Jetzt unterscheidet das Kind noch nicht Wahrheit und Dichtung, ein lebhafter Traum gilt ihm dann für Wirklichkeit. Und so soll es seyn. Bald erhebt sich darin die Macht der Denkkraft als ein Urtheilen über Wahrheit, und nun trennen sich in dem Kinde die zwey Welten, die äußere und die innere. Der vollendete junge Mensch kennt beide, unterscheidet sie, und vereinigt sie nun wieder in einer höheren Stufe in sich selbst.

Nimmt man Gedächtniß in dem gewöhnlichen Sinne als ein treues Behalten der Worte, oder auch der Begriffe, ohne daß der Geist diese durch wiederholte Denkthätigkeit wieder selbst macht, so ist seine hervorstechende einseitige Stärke allerdings

ein Zeichen von Geistesschwäche, von Passivität. Ist es aber dieses letztere Wiederholen, dann ist es ein treffliches Zeichen, aber nur der späteren Kindheit. Dann ist zugleich Dichtungskraft damit verbunden. Ueber Dichtung, Wortklang und Reim könnt Ihr hierbey vieles denken.

In dem Spiele und Feuer der Jugend muß sich die Tendenz zu dem Ernst und der Ruhe des vollkommenen Alters verkünden; das Festhalten muß immer sichtbarer werden. Daher ist es — um noch einmal auf einen, für unser Zeitalter besonders zu beherzigenden Gegenstand zu kommen — ein schlimmes Zeichen, wenn Kinder von lebhafter Phantasie hin und her flattern, nichts ausführen, nichts anhaltend lernen mögen. Mag sich ihr Dichtungsvermögen noch so genialisch zeigen, ihr Treiben ist einseitig, der Gang der Natur unterbrochen, die Thätigkeit scheinbar. Früher waren sie wohl selbstthätiger, jetzt ist überall mehr Trägheit, mehr Hingeben an die einmal aufgefaßten Bilder. Noch sind sie vorjetzt vielleicht im Besitze von einem gewissen Reichthum, aber da die Phantasie wenig Neues mehr schafft, welches nur durch höher steigende Geistesanstrengung geschehen kann, so geht es auf Armuth und Schwäche hinaus. Es sind genialische Stundenblüthen. Wohlgeordnete Anstrengung von frühem auf verwahrt vor diesem Verschwelgen des Geistes am sichersten. — So ist aber auch im Gegentheile die frühzeitige Ruhe, wie sie in der Lesesucht der Kinder und in der

wohlbehaglichen Selbstzufriedenheit des Jünglings vielleicht gar bewundert wird, ein ungünstiges Zeichen. Da ist es beynahe schon zum Aufhören mit dem schöpferischen Treiben der Phantasie gekommen; sie hat sich dem Beschäftigtwerden hingegeben. Schlimm ist es auch, wenn die Kinder bey ihrem Lesen immer nur das Ende der Geschichte suchen, oder sich in Bildern herumtreiben lassen: da ist schon ein Zurückziehen von dem Denken. Das schlimmste Zeichen aber, was nur in einem Kinde gefunden werden kann, ist ein kaltes Wesen ohne alle Phantasie. Da ist Unbildsamkeit und Haß in der Wurzel vereinigt.

Der Sinn des Kindes ist stark auf das Nahrungsgeschäft gerichtet, aber auch hierin bemerket Ihr die geistige Tendenz. Es soll nicht ein bleibender Sinn werden, darum wird bald in dem jungen Menschen die Einbildungskraft geschäftig bey der Speise, und zu dem Hunger gesellt sich der Appetit. Freylich giebt es da auch leicht Lüsternheit, aber das kann auch leicht verhütet werden. Die Einfachheit des Nahrungstriebes macht das Thier so recht zum Thiere; der wiederkäuende Ochse, welcher für nichts Sinn hat, als für sein Grasfressen, ist uns darum ein lebendiges Bild der Dummheit.

Die erste Geschäftigkeit der Phantasie geht aus der geheimsten Werkstätte unserer Natur hervor. Wir sehen das Innere unserer Kraft in

die Wirklichkeit und wurde ein Aeußeres, und wirkte durch dieses wieder auf sich selbst zurück. Diese Grundthätigkeit ist es, wodurch der Geist in dem Körper erscheint, um sich selbst als Geist auszubilden. Darum ist auch das Gesetz der Einbildungskraft in ihrem einzelnen Geschäfte dasselbe, was es in dem Ganzen unsrer Natur ist — Zurückwirken auf sich selbst, durch sein fortstrebendes Bilden. Und so wirkt sie zugleich auf die Fasern, Flüssigkeiten, Züge des Leibes, und auf die Veränderungen des Geistes, sie vereinigt beides aufs Innigste, so daß sich gegenseitig diese inneren und äußeren Eindrücke reproduciren, wie z. B. Traurigkeit und Thränen, und sie macht überhaupt den Leib zum Spiegel der Seele.

Aus diesem Grunde erscheint denn auch in der Phantasie eben so viel Abhängigkeit vom Körper als vom Geiste, und ihre Kraft wirkt zwischen beidem als vermittelndes Band. Nur im gesunden Zustande, besonders des Gehirns, ist sie in ihrer regsamen Wirksamkeit, je nachdem die Lebensverrichtungen thätig sind. Während des leisen Schlafes durch Träumen, während des Wachens durch Verbindung mit den äußeren Sinnen, und bey stärker aufgeregter Nerventhätigkeit wirkt sie lebhafter, z. B. gegen den Abend hin, in dem Affecte, nach dem Genusse hitziger Getränke und des Opiums u. s. w. Im Gegentheile ist sie während der Verdauung abgespannt, bey schlechter

Beschaffenheit des Unterleibes (in der Hypochondrie und Hysterie) unregelmäßig und einseitig gehemmt, und in Krankheiten, welche das Gehirn angreifen, bewirkt sie Irrereden, Wahnsinn, Raserey ꝛc. Kurz, eine nüchterne, gesunde Phantasie hängt genau mit der Gesundheit des Empfindungsorgans zusammen.

Hier sehen wir denn also deutlicher, wie sich der Geist durch seinen Leib zum Geiste bildet, und wie dieses von seinem Beginnen an vermittelst der Einbildungskraft geschieht. Ihr werdet denn hieraus ganz natürlich folgern, daß in dem Grade und in der Richtung, überhaupt in dem Eigenthümlichen, womit das erste Bewegende in ihr zu wirken anfängt, die Individualität des Menschen gegründet ist. Diese bleibt uns also ein Geheimniß. Warum Du grade Du bist, jene grade jene, ich dieses Ich bin? — das läßt sich so wenig von uns ergründen, als das Erste der Schöpfungskraft in der Natur.

Dieses aber nun einmal vorausgesetzt, so muß der Unterschied der Geschlechter und der Charactere durch die Verschiedenheit in dieser ersten bildenden Kraft entstehen. Es muß sich also daraus die Entwickelung des Knaben und des Mädchens erklären lassen. Was wir im Allgemeinen von der Jugend sahen, laßt uns also nun auf jedes Geschlecht anwenden. Da jenes vorherrschende Empfänglichkeit ist, so muß der Knabe langsamer

zum Manne, das Mädchen früher zum Weibe reifen. Denn dieses behält die Empfänglichkeit als herrschend in seinem Character; die Aenderung geht nur darin vor, daß diese von ihrer unbestimmten Richtung gegen die Außenwelt sich nach und nach, wie es ohnehin das Gesetz der heranwachsenden Jugend ist, zum Bestimmteren hinwendet. Vom frühesten hat daher die Phantasie des Mädchens die Tendenz, sich zur inneren Thätigkeit zurückzuziehen. Die Associationen verbinden sich bey ihm mehr mit Nervenveränderungen als mit Muskelreitzen, sie wirken überhaupt alle mehr von der Seite der Innigkeit, als der Stärke nach außen. So ordnet sich alles vornehmlich zur stillen Betrachtung, es wiederholen sich die Eindrücke der Empfindung lebhafter, und es bildet sich ein glücklicherer Sinn. Das sinnige Mädchen ist indessen auch zur Empfindlichkeit, zum Eigensinn, zum geheimen Aerger und zur Bitterkeit geneigt; der Sinn für das Gute und Schöne dringt früh hervor als Liebe zur Reinlichkeit und anständigen Kleidung, und als Gefühl an der Natur — aber hieraus kann auch Eitelkeit und weibliche Pedanterie (in steifem Ordnungswesen) erwachsen; es ist schamhaft, ehe es noch darum weiß, und die Schamhaftigkeit erhöht sich immer anmuthiger in ihm — allein geistlose Blödigkeit kann auch leicht hieraus werden; es fühlt frühzeitig Theilnahme, freut sich lebhafter, weint trauriger, schmiegt sich zärtlich an — nur darf nicht ein Hingeben an

jeden Eindruck daraus erfolgen, welches bey einer munteren Mädchennatur gern in Leichtsinn übergeht; es spielt gern in seinen Phantasieen und beschäftigt sich gern im Stillen, daher sein Puppenkram, sein Hang zu den hundert kleinen häuslichen Verrichtungen — aber man hüte es, daß nicht Gedankenlosigkeit, häusliche Beschränktheit (ein „Verhäuseln," wie es Eine von Euch treffend nannte), Trägheit, Einschlafen der ganzen Menschenkraft daraus entstehe; es zeigt endlich frühzeitig ein besonderes Interesse an den Menschen, welches zunimmt; und so studiert auch das Mädchen früher seine Aeltern aus als der Knabe. Seht nur, wie sein Blick forschender auf einen jeden Menschen trifft, der ihm vorkommt, und wie es nachher etwas über ihn zu sagen weiß, wo der Knabe ihn kaum ansah, und wenn er ihn auch angesehen hatte, ihn aus den Augen und aus dem Sinn verlor. Wie hierin die Veranlassung zur Gefallsucht, Coketterie, Raisonnirsucht, Versteckheit, List u. dergl. liegt, will ich Frauen nicht auseinander setzen, welche durch die richtige Vermeidung aller Abwege der weiblichen Natur am besten wissen, worauf es bey Leitung des Mädchens ankommt.

Wir dürfen aber nicht aus der Acht lassen, daß auch das gesunde Mädchen die Jugendlichkeit haben muß, welche in der Entwicklung der Organe liegt; es muß auch gern hüpfen und springen, es muß allerdings auch etwas Knabenartiges an sich

haben. Nur muß sich in der Tendenz und in der Art und Weise, wie sich alles dieses äußert, das Mädchenhafte erkennen lassen. Sonst ist selbst schon in den Augen des gemeinen Volks, wie Sprichwörter zeugen, das knabenhafte Mädchen etwas Widriges. So wie nun die weibliche Hauptrichtung der Einbildungskraft sich mehr oder weniger nach dem Männlichen hinwendet, so schafft sie Associationen, worin sich im Ganzen noch die Weiblichkeit erhält, aber doch jene Characterverschiedenheiten sich anlegen.

In dem Knaben muß die Zunahme der Kräfte mehr Unruhe hervorbringen. Denn hier associirt sich alles mehr mit Muskelthätigkeit; es treibt ihn mehr in das Leben hinaus. Da hier die Empfänglichkeit der Jugend mehr mit der nach außen wirkenden Reitzbarkeit sich verbindet, so erscheint in ihm alles in einem Kampfe, als ob sich die Wellen der einströmenden Welt in ihm brächen. Es bildet sich mehr die nach außen gehende Willenskraft. Auch hier liegen Unarten nahe an den guten Anlagen. Hier ist ein Hang zum Durchsetzen, und daher auch zum Necken, zum Zerstören, zum Eigenwillen; Liebe zur Anstrengung, und zugleich zur Unstetigkeit; leises Rechtsgefühl und dabey Rechthaberey, empörtes Gefühl, Zorn; thätige Theilnahme, wo der Knabe durch einen starken Eindruck aufgefordert wird, aber auch Vernachlässigung seiner selbst, der Menschen und seiner Ver-

hältnisse mit ihnen; ebenfalls Schamhaftigkeit, aber als beleidigtes Ehrgefühl oder als Schüchternheit, um seine Ehre nicht Preis zu geben; lautes Wesen unter seinen Gespielen, Bescheidenheit und Sprachlosigkeit unter Größeren; Sehnsucht, den Größeren gleich zu werden, daher Nachahmung dessen, was diese thun, aber Mißfallen an den Vorzügen von seines Gleichen; bey dem Streben nach edlem Kraftgefühl ein Hang zur Rohigkeit und Unbändigkeit. — So ist die Tendenz des Knaben. Allein er ist jugendlich, und dadurch auch folgsam, sanft, mild; durch alles sein Thun und Treiben wird das hindurch schimmern, wenn er guter Art ist. Kommt er aber ins Mädchenhafte, so verräth das einen Ansatz zum Weichlichen und Weibischen, wenn nicht die Phantasie die männliche Tendenz in den Nuancirungen der einzelnen Charactere beybehält.

In dem Anfang haben Mädchen und Knaben noch vieles dem Aeußeren nach mit einander gemein; weiterhin, so wie das Aeußere seine bestimmtere Ausbildung erhält, gehen ihre Richtungen immer sichtbarer von einander ab. Die Geschlechtsneigung gegen einander ist demnach um so schwächer, je jünger sie sind, denn sie geht erst aus der völligen Verschiedenheit in ihrer Stärke hervor. Urtheilet also, wie schlecht sich Romanenschreiber auf die Natur verstehen, wenn sie schon Kinder sich in einander verlieben lassen. Die widernatür-

lichen Beschleunigungen dieses Naturtriebes in der verfeinerten Welt sind schlimm genug! — Das Mädchen muß während der fortgehenden Entwickelung des Organismus, also noch vor dem Erwachsenseyn, zu dem Zeitpunct kommen, wo die eigenthümliche Reitzbarkeit des Weibes erwacht, und wo nun auf einmal jene bedeutende Veränderung in seiner Natur vor sich geht. Kurz vor dieser Periode wird es ein unbestimmtes Sehnen empfinden, einen stärkeren Hang zum Zurückziehen in sich selbst, eine dunkle Ahndung seines Berufes zum inneren Bilden, als sollte sich eine neue unbekannte Welt in ihm erschließen. Und da alles Sehnen, bis es sein Ziel erreicht, mit einer stillen Wehmuth begleitet ist, so entsteht alsdann jenes geheime Seufzen des Mädchens, sein Hang zur Einsamkeit, sein Weinen ohne Trauer. Wie viel kommt darauf an, daß es alsdann eine mütterliche Freundin habe, von der es verstanden wird! Von jetzt an machen es seine Ahndungen zugleich schamhafter und schüchterner gegen das männliche Geschlecht, und doch empfindet es wohl, daß das alles ihm nur durch den Mann Bedeutung erhalten werde. Ein süßer Zug entspinnt sich, aber noch unbestimmt; es kann und soll sich noch nicht an einen Mann anschließen. Während dieser Periode, welche immerhin mehrere Jahre dauern mag, scherze es unbefangen in den Gesellschaften, wo auch Männer sind; es soll sich ihm aber das Ideal des Mannes bilden, der ihm der

theuerste ist; nur aus solcher idealischen Liebe wird die einzige wahre Liebe zu dem Manne seines Herzens erblühen.

Ganz ähnlich bey dem Jüngling. Zu seiner Zeit müssen wir genauer sehen, wie in ihm die Entstehung der Geschlechtsliebe zur Ausbildung des männlichen Characters die wichtigste Rolle spielt; wie der Jüngling vorerst sich auffordert, das Mädchen seines Herzens zu verdienen; wie er Jahre mit seinem Ideale hinbringt, bis er die Menschen und die Welt umher gesehen hat, und nun ein weibliches Wesen ihm eine neue herrlichere Welt wird; wie also bey ihm die wahre Liebe noch langsamer zur Reife kommt, als bey dem Mädchen. Jetzt finden sich die Beiden — Sie ahndet, daß Er ihr aussprechen wird, was dunkel in ihr liegt: Er — daß er in Ihr die Unendlichkeit seines Daseyns errungen hat. Aber höret einen heiligen Sänger:

„Unerforschter, als sonst etwas den Forscher täuscht,
Ist ein Herz, das Lieb' empfand, —
Sie, die wirklicher Werth, nicht der vergängliche
Unsers dichtenden Traums gebar; —
Jene trunkene Lust, wann die erweinete
Fast zu selige Stunde kommt,
Die dem Liebenden sagt, daß er geliebet wird!
Und zwo bessere Seelen nun
Ganz, das erste Mal ganz, fühlen, wie sehr sie sind!
Und wie glücklich — wie ähnlich sich!

Ach wie glücklich dadurch! — Wer der Geliebten spricht
Diese Liebe mit Worten aus?
Wer mit Thränen? und wer mit dem verweilenden
Vollen Blick und der Seele darin?" —

Klopstock.

Das ist nicht die Liebe des dichtenden Traumes: es ist die wahre, welche wegen der Liebeleyen der unreifen Jugend selten genug gefunden wird. So sehen wir, wie die ursprüngliche bildende Kraft des Menschen die Geschlechts- und die natürliche Character-Verschiedenheit in jedem anlegt und durchführt. Wir sehen, wie sie besonders in der Entwickelung der Jugend geschäftig ist, um diese zu vollenden. Aber wir wissen auch, daß sie den Menschen in seiner Individualität immer weiter ins Unendliche hin fortbildet. Und dieser Uebersicht unsrer Bildungsgeschichte bedürften wir hier vorläufig.

Funfzehnter Brief.

Nun denn zu der Frage: Was wollen wir eigentlich mit unserm Leben? Sollen wir überhaupt etwas damit wollen? Liegt nicht vielleicht grade in dem Planmäßigen alles Unheil? Und da die Cultur nun einmal uns mit ihrem Verderben überschwemmt hat, wäre es da nicht besser, der Kraft des Kindes freyen Lauf zu lassen, daß sie ganz in sein Leben verströme? Wäre sie denn auch früher zerronnen — kräftig und frey sich bewegen, das hieße denn doch leben — —

Diese Sprache, meine Freundinnen, wird Euch nicht unbekannt seyn; aber die Sache ist nicht so leicht abgethan.

„Leben und leben lassen!" — das ist freylich das erste, was man zu antworten hat. Der Philosoph drückt es so aus: Jeder soll in seiner Freyheit bestehen, und eben darum die Freyheit keines Andern stören; und er beweiset diesen Grundsatz der Rechtslehre aus der Vernunft. Wollte ihn auch jemand nicht anerkennen, so kann er doch nicht anders, er muß sich wohl nach den bestehenden Gesetzen seines Landes richten; ob mit Willen oder mit Unwillen, daran kehrt [illegible] Nachbar und die Obrigkeit wenig.

Selbst auf den stillen Inseln der Südsee würde man ihn nöthigen, sich den Gesetzen zu unterwerfen, oder zu Grunde zu gehen. Und überhaupt vernimmt jeder eine so starke Stimme in sich, seines Gleichen unangetastet zu lassen, daß er erst die Menschlichkeit muß abgelegt haben, wenn er nicht mehr darauf achten sollte. Gesetzt aber, das sey alles so unbestritten, als es natürlich ist, so fragt es sich immer noch, was es denn eigentlich sey, worin sich das Leben des freyen Menschen kräftig bewegen solle.

Ihr sucht also am Ende die Antwort in Euerm Herzen. Denn das sagt Euch unwiderlegbar, daß es keineswegs einerley sey, wie man lebe; man müsse Gutes thun, man müsse tugendhaft seyn, man müsse die Pflicht über alles heilig halten. Auch läßt Euch Euer Herz etwas bey Worten, wie Menschenwürde und Sittlichkeit, fühlen, und wenn es dem Lehrer der Moral auch nicht so leicht gelingen sollte, seinen Formeln eine Bedeutung zu geben, die etwas mehr ist als jener Zirkel in Begriffen: so ist es doch Euch und jedem Gutgesinnten längst gelungen, das Rechte zu treffen, was hier gethan, was dort unterlassen werden soll. Diese Moral des Herzens wird so zu einem ganzen moralischen Leben. Allein es ist nun einmal unter uns zur Frage gekommen, ob denn dieses grade das rechte Leben sey, und was denn dazu gehöre. Das müssen wir nun auch nach Gründen beurtheilen, welche unsre Natur angiebt.

„Wozu das alles? — laßt uns nur leben!“ — so ruft der jugendliche Leichtsinn, so ruft die Ungebundenheit des Wüstlings, so ruft selbst manche edle Natur, welcher das Gute so instinctartig ist, daß sie es allen Menschen zutraut. Nein, meine Freundinnen, wir sind damit nicht zur Ruhe verwiesen. Mit der Erziehung ist es doch etwas: wer kann uns das abstreiten? Dann müssen wir aber auch wissen, zu welchem Leben man den Menschen von frühem an zu führen habe. Oder hätten alle die großen Geister, welche als Gesetzgeber oder als Lehrer sich der Menschheit weiheten, sich einem nichtigen Traume geopfert? Es ist etwas daran gelegen, wie man auf die Menschen wirkt; es ist etwas, auf sein Leben einen Einfluß haben, es ist eine heilige Angelegenheit, vorerst zu wissen, was der Mensch mit seinem Leben solle, damit man dann dem Kinde den rechten Weg zeige. Wenn Euch jemand sagte: „man erziehe besser die Kinder gar nicht!“ so versteht er theils Euch nicht, theils sich selbst nicht. Und alle jene sogenannten Grundsätze, daß man den Menschen zum Bürger, oder daß man ihn zum Menschen, zur Sittlichkeit — zur Freyheit durch Freyheit erziehe, und dergleichen mehr; sie enthalten sämmtlich Wahres und Falsches durch einander, und es ist wenig damit gethan, so lange nicht deutlich gezeigt wird, was die Natur dem Menschenleben für eine Bestimmung gab.

. . . . . .

Und

Und sollte denn dieses so schwer zu erkennen seyn? Wir sahen es schon genug, was die Natur mit uns will. Sie hat uns nicht zum Steine, nicht zur Pflanze, nicht zum Thiere verurtheilt; sie hat uns als Menschen auf die Erde gesetzt. Da gehet die Gestalt einher, in welcher sich ein Geist über die Thierheit erhebt; in diesem ist es zum Bewußtseyn, zum Denken, zum Streben nach Vollkommenheit, zu einem Fortgang ins Unendliche gekommen. Wenn irgend etwas widersinnig, wenn irgend etwas Frevel ist, so ist es dieses verkennen, diesen Gang der Natur hemmen wollen. Wer wollte doch der Psyche die Flügel ausreißen? Welche Gottheit hätte sie doch verdammt, der Thierheit zu unterliegen? Wenn es ein schwarzes Verhängniß gäbe, so wäre es dieses: aber wie könntest Du das je wähnen, da Du denkst, Ich bin!

Kann denn der Mensch, nachdem er einmal zur Vernunft gekommen ist, anders als dieser Vernunft den Vorzug zuerkennen? Muß er sich selbst denn nicht eben darum höher fühlen als das Thier? Wie wollte er denn nun sagen, daß er zur Vernunftlosigkeit, oder, welches einerley ist, blind in den Tag hinein zu leben bestimmt sey? Schon dieser Ausdruck fällt Euch als unedel auf: aber die Sache ist es. Der unter Thieren vernunftlos aufgewachsene Mensch erkennt eine solche Bestimmung noch weniger an, denn er vermag gar nichts zu erkennen, wir andern urtheilen über ihn, und das natürlicher Weise aus

unserm Standpuncte, als Wesen, die urtheilen können; und wir halten jenen Wilden für ein Wesen, das etwas sehr Unvollkommenes in seiner Art ist. Wir haben auch einen Instinct, und dieser ist der Trieb, welcher nicht eher ruht, bis wir zur Vernunft gekommen sind, und auch dann nicht ruhet, und niemals ruhet. Dieses Fortstreben des Geistes will demnach die Natur.

Will das aber die Natur, und führt sie uns selbst dahin, daß wir das Geistige als das Höhere erkennen müssen, dann, meine Lieben, können wir auch nicht mehr die Sprache des leichthin fahrenden Jünglings sprechen: „Laßt uns leben, wie es kommt!“ Der reifere Mensch muß mit Besonnenheit leben wollen. „Aber warum grade zu dieser Reife gelangen?“ — Du kannst und willst doch nicht der Natur widerstreben! — und hier ist ja davon die Rede, was für eine Bestimmung sie uns anwies. — Ein Leben, welches sich bloß im Thierischen bewegt, ist demnach ein niederes Leben, das der reifere Mensch, ja das jeder von natürlichem Gefühle verabscheuen muß; es ist ein unvollständiges Daseyn, welches noch lange nicht den Namen Menschenleben verdient. Gesetzt, es sey jemand so unnatürlich, das Kind zu einem solchen Leben erziehen zu wollen, so würde dieses Kind einst, wenn die endlich siegende Natur es zum Selbstbewußtseyn gebracht hat, diesen Frevel schrecklich anklagen.

Ihr sehet ein Kind, mit welchem man fast nichts vornimmt, als daß man es füttert. Das Essen und Trinken wird also seine Natur ganz einnehmen, und so wird seine Lebensgeschichte hauptsächlich im Thierischen bestehen; denn die einmal so in dem Niederen fest gehaltene Kraft wird sich auch nun überall im Niederen entwickeln, und daher wird z. B. auch der Geschlechtstrieb auf niedere Weise zum Vorschein kommen. Da es indessen nicht möglich ist, daß alles Aufstreben der Natur unterdrückt werde, so wird ein trauriges Mißverhältniß zwischen dem Thierischen und Geistigen entstehen. Die Einbildungskraft wird wirken und den Verstand hervortreiben, sie wird aber ihre Associationen aus dem niederen Stoffe nehmen, mit schlechten Bildern die Seele füllen, und die Denkkraft nur zum Ausdenken des niederen Genusses üben. Daraus muß ein Kind werden, das in früheren Jahren von Lüsternheit, Naschhaftigkeit u. s. w. beherrscht wird, und dann zu einer allzu frühen Entwickelung des Geschlechtstriebes, zu aller Unreinigkeit der Phantasie, zur Wollüstigkeit übergeht, und was denn weiter daraus erfolgt. Dieses ist die Jugend des Pöbels — in hohen und niederen Ständen. Darum ist es Pöbel, gemeiner, schlechter Schlag — das sind die Menschen, von denen man zu sagen pflegt, daß die Sinnlichkeit bey ihnen herrsche, Bedauernswürdige, welche sich im Niederen herumarbeiten, und kaum eines halben Lebens froh werden.

Oder lasset denn auch einen Menschen dieser Classe sich mit der Zeit zu mehrerem Gebrauche des Verstandes erheben, so raffinirt er nur mehr auf die Mittel, seine Begierden zu befriedigen, und er bleibt als geldsüchtiger, als betriebsamer, als bürgerlich gesetzmäßiger, als diätetischer Mensch doch immer im Dienste der Sinnlichkeit. Eine etwas höhere Stufe des Menschenlebens hat er allerdings errungen. Er denkt etwas mehr, als jener rohe Haufen: aber sein Denken ist alle durch die Associationen des niederen Sinnes an Gegenstände befestigt, die nur in einem beschränkten Kreise des Lebens liegen, und von denen er sich gar nicht losreissen kann. Dem Bauer fällt bey dem schönen Tage, bey der anmuthigen Gegend, und bey Allem immer wieder seine Arbeit, sein besorgter Schaden, sein gehoffter Vortheil u. dergl. ein; und wie könnte ihm etwas anders einfallen, da sein Geist zu nichts anderem gekommen ist? Daher sind Menschen, wie z. B. Juden, die von kleinlichem Handel sich nähren, von der scharfsinnigsten Denkkraft, wenn es ihren Gewinn betrifft, und doch so ganz unbehülflich in dem eigentlichen Selbstdenken zur Erhebung des Geistes. — Auch das Gefühlvermögen bekommt da nur einige wenige Eindrücke mehr, als den groben Sinnengenuß, z. B. Freude an errungenem Vortheile, Verdruß und Qual um Verlust ꝛc., aber wie wenig ist mit allem dem für das Leben gewonnen! Von Seiten des Denkens, Fühlens, Begehrens

so armselig! Wer wollte seinem Kinde nicht etwas Besseres zuerkennen, als es jener engen niederen Sphäre überlassen!

Ob nicht auch die Menge derer, die mit den Sorgen um die Lebensbedürfnisse kämpfen, in diese Classe gehören? Ihr meinet, sie seyen um so achtungswürdiger, je mehr sie sich es angelegen seyn ließen, in ihrer Mühseligkeit sich redlich zu nähren. Meinet Ihr im Ernste diejenigen, denen das Mühseligkeit ist? O wer fröhlich ist in seiner Arbeit, stehet in einem weit höheren Range! Alle die Menschen, die vor lauter Seufzen über die Beschwerlichkeiten des Lebens nicht die Zeit haben, zum Leben selbst und zum freyen Athmen zu gelangen, stehen doch in der That auf einer sehr niederen Stufe, und so bedauernswürdig sie wegen ihrer Lage sind, so sind sie doch Sclaven, welche es verdienen zu seyn, weil sie sich selbst an ihre Kette schmiedeten. Sollten sie wohl überhaupt viel besser seyn, als jene grobsinnlichen Menschen? Warum klagen und seufzen sie denn so? Weil sie nach einer weichlichen Lebensart seufzen, weil Trägheit und Sinnengenuß ihr höchstes Gut ist, und weil sie nichts besseres kennen, als ihre Schwäche. Das sind die Menschen, welche an der Erdscholle kleben, oder welche unaufhörlich mit ihrer Gesundheitspflege zu thun haben, oder welche unter den Sorgen des Hauswesens erliegen, oder welche in ihrem handwerksmäßigen Arbeiten nie zu sich selbst kommen. Unmöglich können wir ein solches

gepreßtes und mühseliges Leben, das den Menschen nur zum ersten Hausthiere macht, für die Bestimmung halten, welche uns die Natur anweiset. Wie eng ist hier der Wirkungskreis des Geistes! Wie sehr ist seine Ausbildung gehemmt! Laßt auch dieses Leben um eine oder zwey Stufen höher stehen, als jenes rohere — wenn wir unsre Kinder in kein besseres führen, so waren wir ihrer nicht werth.

Es ist offenbar Naturbestimmung, daß die Menschen diesen niederen Stufen, die wir mit Recht die Stufen der Gemeinheit nennen, entrissen werden. Hier erhält die Tugend der Menschenliebe ein weites Feld ihrer Wirksamkeit. Noch viel ist hier zu thun, und nicht bloß unter dem rohen Volke. Auch in den höheren Ständen beklaget Ihr, edle Frauen, manchmal jene Gemeinheit; die Schminke, welche über sie hingezogen ist, kann nur auf den ersten Anblick blenden; bald aber sieht man hindurch, wie sich das ganze Leben bewegt, um die ersten Bedürfnisse zu befriedigen, und daß man diese befriedigt, um so sein Leben fortschleppen zu können; zu wenig anderem bleibt noch Sinn übrig. Jene niederschlagende Bemerkung, daß der Magen am Ende alles menschliche Thun und Treiben regiere, würde also beweisen, daß die Menschheit noch auf einer sehr niedrigen Stufe stehe; und dieser es entreissen, das könnte doch so leicht eine vernünftige Erziehung. Die Natur hat jedem Menschen das Haupt aufgerichtet, dieses soll

ihn leiten, und dazu bedarf es nur einer leichten älterlichen Hülfe. Man kann kühnlich behaupten, daß diejenigen, welche in der Sclaverey der thierischen Neigungen leben, als Kinder schon verwahrloset wurden. Denn eine seltene krankhafte Beschaffenheit müßten sie sonst mit auf die Welt gebracht haben.

Ein Leben, worin die Geisteskräfte durchaus rege sind, ist demnach unsrer Bestimmung angemessen. Aber auch dieses höhere hat verschiedene Stufen. Denket Euch z. B. den fleißigen Knaben, welcher mit ganzer Seele daran ist, in Kenntnissen weiter zu kommen; er lernt immer mehr, und gewöhnt sich daran, im Lernen und Denken ganz zu leben. Man billigt das Anfangs, man lobt ihn: aber es ist doch etwas darin, das Euch nicht gefällt, es ist in seinem Leben eine gewisse Einseitigkeit nicht zu verkennen. — Ein Mädchen hat seine Freude an dem Hauswesen, wächst darin auf zu einer trefflichen Hausmutter, und ist durch die Munterkeit ihres Geistes dabey ebenfalls ausgezeichnet: aber das Weib hat den Sinn für das übrige Menschenleben fast ganz verloren — und wie viel fehlt ihm da noch zum vollständigen Daseyn! — Nicht anders ist es bey vielen andern, welche zu der besseren Classe gehören. Einige leben mehr ausschließlich in schönen Gefühlen, Andere in Verstandesunterhaltungen, in Witz, in dem feinen Gesellschaftstone, in dem Vergnügen an dem gebildeten Wesen, in Belustigungen der

Geselligkeit, in ernstem Nachdenken, in feyerlicher Stimmung, in religiösen Betrachtungen, in stillen Unterhaltungen mit der Natur ꝛc. — wieder Andere in Unternehmungen, Anstrengungen und der Freude daran, in Künsten, in Wissenschaften, in dem Vergnügen des Beyfalls, in dem Eifer nach Ruhm, in dem Darlegen ihrer Talente, in der Aufopferung für Andere und dergleichen mehr. So edel auch manche dieser einzelnen Lebenszweige seyn mögen, so fehlt doch viel an der Vollkommenheit des Ganzen, wenn man sich nur Einer Richtung ausschließlich ergiebt.

Die Zweige jenes niederen Lebens sind bald aufgezählt, denn da ist die Menschenkraft in einen kleinen Kreis eingeschränkt, und erscheint in den einförmigen Richtungen der Thierheit. Je weiter wir uns aber in der Menschheit erheben, um desto vielvermögender und energischer wird unsere Thätigkeit, und um desto mannigfaltiger ihre Richtungen; hier wird alsdann das Leben reicher und edler, weil es tiefer ist. Und welcher Mensch hat es so ganz umfaßt, daß er alle diese höheren Zweige genau kenne und würdige! — Ob es nun unsere Bestimmung sey, daß wir darnach streben, es ganz zu umfassen, oder nur einer einzelnen Richtung uns ergeben? Wäre dieses letztere, so verdienten diejenigen doch den Vorzug, welche es zur Vollkommenheit in ihrer Lebensweise gebracht haben, und es wäre alsdann Naturbestimmung, es wo möglich dahin zu bringen. Laßt uns durch einige

Beyspiele solcher Virtuosen die Beantwortung herbeyführen.

Eine Pompadour hatte das Bestreben, sich den möglichsten Einfluß und Glanz zu verschaffen. Ihre Reitze, ihre feine französische Gebildetheit, ihre Menschenkenntniß, ihr Witz, ihr ganzer Geist, alles in ihr arbeitete dahin. Und sie wurde die wichtigste Dame in dem mächtigen Frankreich. Sie lebte ganz im Intriguiren, und damit war sie ganz in ihrem Leben. — Das muß man gestehen, daß man es so treiben müsse, oder gar nicht; denn sonst ist es etwas gar Erbärmliches. Aber doch ruft Ihr über dieses Weib aus, wenn Ihr seine merkwürdige Geschichte leset: „Wie arm ist ein solches Leben! wer möchte mit ihr tauschen!" — Und Ihr würdet um Eure Tochter trauern, welche so etwas erwählte.

Die berühmte Aspasia bildete in Athen Männer und Weiber; ihre Anmuth, ihre Liebenswürdigkeit, ihr schöner weiblicher Geist fesselte alles, und versetzte zugleich alles umher in die froheste Freyheit. Frey bewegte sie sich selbst in allen Verhältnissen, und nicht ohne Herzlichkeit. Ihr Gemahl, der vielwirkende Perikles, fühlte sich an ihrer Seite unendlich glücklich, und er wurde nicht selten durch sie aufrecht erhalten. Unter ihrem milden Einflusse blüheten Künste und Wissenschaften; denn grade damals hatte der classische Geist der Griechen sein Höchstes erreicht. Jedermann fühlte sich glücklich bey ihr, und in diesem wirken-

den Daseyn lebte sie ganz. Eine idealisirte Aspasia würde uns freylich ein herrliches Leben aufstellen; aber so wie sie wirklich war, vermissen wir doch noch viel an ihr, weil es ihr an weiblicher Tugend soll gefehlt haben, und darum können wir auch ihr den Preis eines großen, reichen, umfassenden Lebens nicht zuerkennen.

Die fromme Guyon kannte das eitle Thun und Treiben der Menschen. Ihr Geist hatte etwas Höheres ergriffen, worin er über allem dem Leben des Sinnengenusses, der Vergnügungen, des Gefallens, des Ruhmes, der Macht, und was sonst nur groß genannt werden mag, weit erhaben stand. So schaute sie in ihrer höchsten Liebe zu Gott auf die ganze Welt herab; sie war ganz mit dieser himmlischen Liebe erfüllt, und am Ende kannte sie vielleicht nichts mehr als dieses Gefühl. In diesem Gefühle lebte sie ganz. Kennet Ihr sie nach einer umständlichen Schilderung? O Ihr müsset sie bewundern und lieben; und Ihr werdet nicht das verachtende Wort: Die Schwärmerin! über sie aussprechen. Denn es ist doch in der That nicht abzusehen, warum man dem Leben der Frömmigkeit nicht eben so viel Achtung sollte wiederfahren lassen, wie jenem der Weltlichkeit. Dennoch vermisset Ihr in einem solchen Zurückziehen von der Welt etwas, das dem Menschen, welcher sich recht auf das Leben versteht, nicht abgehen sollte; und Ihr werdet für Euer Erziehungsgeschäft Euch auch eine solche Einseitigkeit verwahren.

Der Jüngling Alexander, König des kleinen Macedonischen Reiches, lebte in seinen Eroberungsplanen. Alle Kräfte bot er auf, um Herr des Erdkreises zu werden; seine Thaten waren groß, und der Ruhm, welchen er darin suchte, ist ihnen geblieben. Daß er dennoch ein Opfer seiner Ausschweifungen ward, wollen wir seiner unerfahrenen Jugend zuschreiben: lasset ihn etwas reifer gewesen seyn, welche große Wirksamkeit auf die Welt wäre von ihm ausgegangen, und wer hätte ihn in dem Glanze seines Ruhmlebens übertroffen!

Der schlaue Römer Octavianus hatte durch Muth, Gewandtheit und Geistesgröße die Stufe seiner Wünsche errungen, worauf er als Augustus stand, und der Welt Gesetze gab, wohlthätige Gesetze. In Ruhe und Frieden lebte er nun noch lange als ein solcher Machthaber, und wer hat es ihm in dieser Art des Lebens zuvorgethan! Dennoch, lesen wir seine Geschichte, finden wir auch hier Armseligkeit, und ich bin überzeugt, daß keine von Euch möchte die Mutter weder eines Alexanders noch eines Augustus gewesen seyn.

Der Athenienſische Jüngling Alcibiades war die lebendige Menschenkraft selbst, deren Fülle nach allen Richtungen ausströmte. Er genoß seiner Jugend in Fröhlichkeit, welche sein Leichtsinn erhielt; er gab sich allem Genusse mit Innigkeit bis zur Ausschweifung hin, und behielt dabey Sinn für alles andere, ja er behielt sich immer noch selbst

ziemlich in seiner Gewalt. Dabey wuchs seine Bildung mächtig heran zu einer energischen Wirksamkeit, die er im Kriege, in Staatsgeschäften, und in dem häuslichen Kreise zeigte. Er hatte große Weltzwecke von Ländereroberungen, von Herrschaft, von Vaterlandswohl u. dergl., und dabey kindliche Herzlichkeit gegen einen tugendhaften Socrates und eine bildende Aspasia. Er hatte Enthusiasmus der Freundschaft, während er mit den Menschen nur spielte. Er lebte öffentlich in seinem Staate und in der Stille seines Landgutes, und hätte nicht meuchelmörderische Nachstellung dem Leben des Mannes mitten in seiner vollen Kraft ein Ende gemacht, so würde es wahrscheinlich noch zu einem Glanze in der Geschichte gekommen seyn, wie bey wenigen Menschen. Aber vieles ist in seinem Leben, das Euch nicht gefallen kann. „Er war gleich groß in Lastern, wie in Tugenden;" — sagen die alten Schriftsteller von ihm. „In ihm — sagen sie weiter — versuchte sich die Natur, wie viel sie vermochte." Dieses letztere findet Ihr allerdings wünschenswürdig, und ein Knabe von solchen Anlagen würde unter Euern Händen zu einem ganz andern Leben heranwachsen, als das jenes ausschweifenden Griechen war.

Das Lehrerleben eines Socrates war auf eine andere Art ausgezeichnet; wieder anders das der großen Verbreiter des Christenthums; anders das des from[illegible]rinzenerziehers Fenelon; anders

das Leben eines Rousseau, aus welchem die neue Erziehungswelt hervorging; anders — und wie wollten wir fertig werden mit der Aufzählung aller derer, die in irgend einem Zweige des Menschenlebens sich groß gezeigt haben! Ich glaube mit diesen wenigen Beyspielen meine Absicht erreicht zu haben. Ihr sagt vielleicht, diese Beyspiele seyen nur von Menschen, deren Leben eine gewisse Oeffentlichkeit habe; dagegen verdienten die verschiedenen Arten des Stillelebens doch auch unsere Aufmerksamkeit, denn darin könnte wohl am ersten die Bestimmung, wenigstens der meisten Menschen, zu finden seyn. Gut; denkt Euch hinzu, was Euch von der Art bekannt ist, z. B. wie der eine in Speculationen lebt, der andere in Büchern und Gelehrsamkeit, der andere in den geheiligten Freuden der Familie, der häuslichen Stille u. dergl., der andere in dem vertrauten Umgang mit der Natur, der andere in der Sternenhöhe, der andere in gottseligen Betrachtungen u. s. w. Nur bitte ich Euch, jede Art des Lebens so zu denken, wie man sie zur Vollkommenheit gebracht hat. Denn die darin geringer stehen, verdienen so wenig Rücksicht, als in der Botanik die unvollständigen Pflanzenexemplare gegen die mit völligem Wuchse und Blüthenstand. Auch erwarte ich nicht, meine Freundinnen, daß Ihr diejenigen Menschen, welche in irgend einer Art des Lebens zwar auftreten, aber ohne daß es ihnen von Herzen geht, unter diese Art rechnen werdet: denn man lebt nur

darin, wozu man von innen getrieben ist, das andere ist äußerlicher Zwang, Affectation, Larve. So ist z. B. die conventionelle Höflichkeit dem Knaben und Mädchen unnatürlich, bis sie erst etwas darin suchen, und dann ist es doch immer nur eine Sitte, der man sich unterwirft, weil es nicht anders gehn kann. Nur von einer Dame, die in solcher französischer Bildung ihre Freude hat, wie der musicalische Virtuos auf seinem Instrument, kann man sagen, daß sie darin lebe. Die ganze Menge der Männer, die ihr Geschäft nur um des Brots willen, oder aus Ehrgeitz treiben, und die ganze Menge der Weiber, denen die häuslichen Angelegenheiten oder die geselligen zur Last sind, — sie reden über dem Herzen her, wenn sie das als ihren Lebenszweig angeben; sie leben eigentlich im Brotdienste, in dem Ehrgeitze, in der Trägheit, in der Zerstreuungssucht, oder was es sonst seyn mag, jenes ist nicht ihr Element. Es ist schon ein schlimmes Zeichen, wenn man ein Geschäftsleben treibt, in der Hoffnung, sich in der Zukunft dessen überheben zu können. Manche von ihnen, diejenigen nämlich, welche ihr äußeres Wesen mit einer Gewandtheit treiben, als ob es ihnen von Herzen ginge, und grade in dieser Gewandtheit ihre Freude finden, machen eine eigene Classe aus, wozu noch manche andere gehören, z. B. die Menschen von Gesellschaftstalent ohne Innigkeit, die Classe der Rollenspieler. Und auch hierin giebt es eine große Virtuosität, welche

z. B. in demjenigen erscheint, der durch das ganze Menschenleben durchgegangen ist, und nun mit allem spielt; er studirt sich für die Stunde in seine Rolle ein, wie der gute Schauspieler, so daß er wirklich mit einer erkünstelten Innigkeit das ganz ist: allein da diese kein natürliches Erzeugniß des Herzens ist, so ist das Leben solcher Menschen ein Abspringen von einer Rolle zur andern, ohne daß man sich an etwas anders in ihnen als an diese Vielgewandtheit halten kann. Grade das sind jene Männer und Damen von Welt, in denen nichts Wahrheit ist, als diese ihre Kunst. Die Zahl derer, die darin arbeiten, ist nicht gering: aber wenige bringen es darin so weit, daß sie Achtung und Wohlgefallen erhalten, die meisten sind unleidliche, halbwahre Stümper.

Kurz, das worin der Mensch mit Enthusiasmus lebt, das ist eigentlich sein Leben. Aber versteht es recht. Dieser Enthusiasmus kann auch jene heilige Stille des wahren ruhigen Menschen seyn.

Wenn Ihr Euch nun so alle mögliche Arten des Menschenlebens vorgelegt habt, so fragt Euch, welches Ihr als die Bestimmung des Menschen auswählet. — Aber hier, meine Freundinnen, werdet Ihr sogleich anstehen. „Wie? die Bestimmung aller Menschen ohne Unterschied? oder dieses und jenes Einzelnen? — Und wem kommt es zu, darüber zu erkennen?" — Es würde mich

freuen, wenn Euch diese Bedenklichkeiten unterbrächen. Denn Ihr urtheilet doch nur aus Euerm Standpunct, ein anders urtheilt aus dem seinigen, und jedes mit gleichem Rechte. Ihr verwerfet das Leben einer Pompadour in dem Hofglanze: wie wenn sie gegen Euch über stände, und Euer Leben der Häuslichkeit, der Freundschaft, der sanften Geselligkeit dagegen verachtete. Wer sollte Schiedsrichter seyn? Daß jedem das seinige — so lange es sich nämlich noch ganz darin befindet — als das vorzüglichste gefällt, ist natürlich; denn sonst wäre es ja nicht sein Leben, sondern nur seine Larve. Also wer soll entscheiden? — „Gott hat entschieden durch die Natur!" — Wohl! wir forschen nur eben jetzt darnach, welches Leben denn die Natur uns anweiset. — „Aber doch vor allen Dingen ein moralisches; wer am meisten Gutes stiftet, hat das höchste Leben auf Erden errungen, führte es ihn auch in einen frühen und schmerzhaften Tod." Edle Freundin, die Du diese Stimme giebst, wir alle stimmen Dir bey; nur sind wir damit noch nicht belehrt, weder was Gutesstiften sey, noch was den Namen eines moralischen Lebens verdiene. Denn wir müssen doch erst wissen, was den Menschen überhaupt gut sey, d. h. eben was das wahre Leben für jeden sey, ehe wir es stiften können; und dann sagt auch das Wort moralisch nichts mehr und nichts weniger, als die Zusammenstimmung unsers Innern mit dem Endzwecke unsers Daseyns. Soll es

in

in einem Schaffen großer Veränderungen auf der Welt bestehen? Da fragt sichs, was kommt denn bey allem dem heraus? Die Geschichte giebt da niederschlagende Lehren. Wie mancher ins Große wirkende Mann jammerte am Ende: „Da ist nun auf einmal die Frucht meiner Arbeiten und meines Glückes zernichtet!“ — Wo sind die Großthaten der alten Welt? — In Trümmern liegen die Reiche der Weltbeherrscher, und in grausenvollen Wüsteneyen kann der Reisende ausrufen: „Ist das die ehemalige Herrlichkeit?“ — O, welche Thorheit, durch Eroberungen und Menschenblut das Heil der Welt zu begründen! Wie lange dauert denn dieses Heil? In der Kürze wird vielleicht ärgeres Unheil als vorher daraus hervorbrechen. Fragt nur die Geschichte! — So ist es im Großen, so ist es im Kleinen. Wo, wo ist das Gute, das wir zu thun haben, wenn es nicht etwas an sich Gutes giebt? und wo wäre dieses, wenn es nicht das Leben des Menschen selbst wäre? — das vollständige, das geistige, das in die Unendlichkeit hinsteigende Leben. Daß jeder Mensch dieses ergreife, das ist die Bemühung des redlichen Weltbürgers, der weithin wirken will. Und in dem Grade, wie es die Gesetzgeber, z. B. ein spartanischer Lykurg und ein athenischer Solon es darauf bey ihrer Nation anlegten, waren sie groß: in dem Grade, als sie es beschränkten, erscheint ihre eigene Unvollkommenheit.

Ich glaube wohl, Ihr Guten, daß Euer Gefühl richtig zur Lebensweisheit anschlägt, aber hier gilt es uns um einen Standpunct, welcher die Standpuncte einzelner Menschen überschaut, um die verschiedenen Lebenswege zu beurtheilen. Werden wir diesen finden?

So viel ist gewiß, wer höher steht, ist Richter über die, welche unter ihm stehen. So mustert der Mensch die Thiere in Beziehung auf sich, den Vernunftzweck. Und mit gleichem Rechte, d. h. der Natur nach, richten die Menschen der höheren Classe jene niederen Arten des Lebens, und verbannen es an die Grenzen der Thierheit. Auch ist der Lebenskünstler in seinem Fache der natürliche Richter über alle Geringeren dieses Faches. Wer in der Musik sich will hören lassen, erwählt er nicht einen vorzüglichen Musiker zu seinem Beurtheiler? Will der Mahler sein Werk von einem andern critisirt haben, als von einem Meister? Wählet Ihr nicht für Eure Kinder Lehrer, die geschickter sind als die Kinder? und wenn Ihr sie wollet prüfen lassen, sucht Ihr dazu nicht den sachkundigsten Mann aus? Wären in allem grade diejenigen die Richter, welchen man die Meisterschaft zuerkennt, so könnte sich niemand über ein Unrecht beklagen. — Und so sind auch die Aeltern zu Richtern ihrer Kinder gesetzt, von der Natur gesetzt. Ihr wißt, was in Euern

Kindern ist, denn es ist auch in Euch; Ihr steht über ihnen, und wisset zu beurtheilen, was in ihnen seyn soll oder nicht. Ich rede zu Vernünftigen, deren vielseitiges Leben zugleich dem Erziehungsgeschäfte geweihet ist.

Die Vergleichung der einzelnen Lebensweisen gegen einander hat uns nun auf den Standpunct geführt, worauf wir das Menschenleben überhaupt überschauen.

Sechzehnter Brief.

Wir sind nun selbst, meine Freundinnen, auf unsrer Stufe zu der Vorstellung von dem Leben gelangt, daß wir das Niedere verachten müssen, und nur das bey uns gelten lassen, worin überall das Höhere der Menschheit erscheint. Wir wollen dieses, was das Leben eines jeden Menschen auszeichnen soll, um der Kürze willen die Humanität nennen. Nicht als ob wir aufhören sollten, unserm Organismus in dem Leibe das Seinige zu geben, denn wir leben nicht bloß als Geist: aber daß dieser und nicht der Leib den Vorzug behalte, und daß alles möglichst vergeistiget werde, dahin geht die Bemühung des würdigen Menschen. Da nun mit dem Thun und Lassen des Geistes mehr oder weniger Wirksamkeit nach außen verbunden ist, so sehet Ihr, wie bey manchem, z. B. bey einem Alexander das Leben mehr ein äußeres, bey manchem, wie bey einer Guyon, mehr ein inneres seyn kann, und wie das rechte in der besten Verbindung von beidem besteht. Da ist denn frische Stärke des Leibes in dem Dienste der Geisteskraft, und die Gesundheit befördert eine kräftige humane Wirksamkeit; und wenn der Leib den Geist verläßt, so ist dieser doch immer das Leben-

dige, und er unterliegt darum doch nicht, wenn er auch seine Erscheinung auf der Erde unwirksamer sehen oder gar aufgeben muß. Von der Kindheit bis zum Alter, in dem Gesundseyn, in dem Erkranken und in dem Sterben, in der äußeren Freyheit und unter gewaltsamer Behandlung — überall ist alsdann das Ausgezeichnete unsrer Natur. Menschen, welche so in ihrem Daseyn und Wirken sich zeigen, nennt man groß. Allein da der Begriff von Größe darauf beruht, was man für das rechte Leben ansieht, und da dieses mit den Fortschritten der Menschheit immer besser erkannt wird: so nennt das eine Zeitalter den groß, welchen das andere nicht dafür gelten läßt, und nur derjenige Geschichtschreiber, welcher das gesammte Menschenleben erschöpft hätte, könnte die wahre Größe aufzeigen, wofür aber nur seines Gleichen Sinn hätten. Es wird zur Erläuterung dienen, dieses im Beyspiele zu zeigen.

Der alte griechische Dichter Homer zeichnet seine großen Menschen als Helden des Krieges; auch seine Götter, selbst die Göttinnen sind durch kriegerische Eigenschaften erhoben. Der Kampf mit dem Verhängnisse und darin die stärksten Körperanstrengungen, ohne den Tod zu achten, sind ihm sein Höchstes. Dagegen zeigt er selbst sein Ideal, den Achilles, noch von einer Seite, von welcher er uns sehr klein erscheint. Dieser kann Jahre lang, wie ein Kind, dem man sein Spiel-

zeug genommen hat, sich allein setzen und schmollen; und nachdem er in dem Zweykampfe seinen würdigen Feind, den Hector (der uns weit größer ist), besiegt hat, schleift er mit unbefriedigter Rachsucht dessen Leichnam noch zur Beschimpfung hinter seinem Wagen her. — Der Dichter aus dem rauhen alten Caledonien, Ossian, nimmt dagegen einen andern Zug in seine Größe auf. Sein erster Held, Fingal, „ein Blitzstrahl dem Feinde, ein Sonnenblick dem Ueberwundenen," hat am Ende seinen Feind unter sich liegen und — reicht ihm mit Achtung freundlich die Hand. Ich führe Dichter an, weil diese vor allen das Höchste der Menschheit erfaßt haben, so wie es nur ihr Zeitalter verstattete, und darum als heilige Seher geachtet wurden. Aber auch der Geschichtschreiber ist die Stimme des Zeitalters seiner Nation. Der griechische preißt jene Spartanerinnen groß, welche ihren Söhnen den Schild gaben mit den Worten: „Entweder diesen oder darauf!" oder Freudenfeste über deren Tod anstellten, wenn sie für das Vaterland gefallen waren, und mit Vergnügen an ihren Leichnamen die Wunden zählten. Der Römer Denkungsart war in den ältesten Zeiten noch einseitiger; nachmals ahmten sie den Griechen nach. Und so würden wir bey allen Nationen finden, daß ihr erster Begriff von Größe in kriegerischer Tapferkeit bestand, eine Vorstellung, welche bis auf den heutigen Tag durch die ganze Geschichte fließt. Ganz begreiflich; in Schlachten

und Siegen erscheint das Verhängniß am meisten furchtbar, und die Größe des Menschen am hellesten. Indessen ist doch mit der Unvollkommenheit jener Vorstellung die Geschichte selbst noch unvollkommen. Diese stellt nämlich nach der Ansicht, welche das Zeitalter von dem Menschenleben hat, das Große in den Vorgrund, und läßt das Uebrige, das vielleicht nach Jahrhunderten das Größere ist, in dem Dunkel zurück. Erst mit der vollkommenen Ausbildung der Humanität giebt es eine allgemeine Weltgeschichte; denn diese würdigt alles nach einem umfassenden Ideale, und vertheilet darnach das Licht, wie jemand diesem näher getreten ist. Die Menschheit ist sich dann selbst ihr Licht geworden, worin sie sich in der Vorzeit und Gegenwart erkennt, und in der Zukunft noch heller strahlt. Das, was vorher theilweise als Menschengröße aufgestellt wurde, tritt nun vor dem allseitigen Blicke zum richtigen Ebenmaaße eines großen Lebens zusammen: aber nie ist diese Idee vollendet, und auch wir müssen uns bescheiden, daß wir sie noch lange nicht ganz besitzen. Es ist einmal das Wesen unsrer edlen Natur, daß sie nach und nach etwas Besseres werde. Den ersten Keim erkennen wir auch in der Geschichte des Menschengeschlechts. Denn immer gab es etwas, wornach die Menschen als nach etwas Großem in ihrem Leben rangen; sie sahen zu allen Zeiten aufwärts, und reichten nach den Sternen. Dadurch wurde das Menschengeschlecht mehr, und jene Idee

nährte sich selbst, beförderte ihren eigenen Wachsthum, und hat nunmehr das Bewußtseyn errungen, daß sie unaufhörlich wachsen soll. Dieses Fortstreben ist unsere jetzige Vorstellung von dem Höchsten, und daraus wird unsern Nachkommen das Große noch deutlicher werden. Das Geschichtsstudium, wenn es recht betrieben wird, ist darum so herzerhebend. Es ist für den heranreifenden Jüngling, der nun zum Denken über das Menschenleben gelangt ist, ein Hauptbildungsmittel; denn so wie vor seinen Augen das Menschengeschlecht zu dem Besseren heranwächst, so wird das seine eigene Begeisterung, und zugleich ein Wachsen seines Inneren. Der idealische Mensch, welcher durch alle Geschlechter hindurchlebt, ist derselbe, wie der einzelne, und jedes Individuum, das ihn betrachtet, sieht darin sein Bestes, wie in einem aufmunternden Spiegel. Und grade, wie wir die Geschichte des einzelnen Menschen sahen, so ist uns die Geschichte des ganzen Geschlechts. Dasselbe Werden, dieselben Naturgesetze. So auch mit der Erziehung. Der einzelne bedarf andrer, die ihn erziehen, daß er recht Mensch werde: das ganze Menschengeschlecht bedarf einer göttlichen Erziehung; wir glauben daher an eine göttliche Weltregierung, welche die Humanität des Ganzen und jedes Einzelnen zum Ziele hat.

Dieses hat uns unvermerkt auf einen wichtigen Zug in unsrer Idee von Größe geführt. Je wirk-

samer nämlich ein Mensch in diesen Plan der Vorsehung eingreift, um desto größer ist er; oder mit andern Worten: je mehr sein Leben in das allgemeine Leben des Menschen als Humanität übergeht, desto größer ist es, denn es nimmt an der Größe der gesammten Menschheit Theil. Aber eben darum gehört er nicht seinem Zeitalter an, und wird nicht von seinen Zeitgenossen verstanden. Verkanntwerden mußte von jeher das Schicksal großer Männer seyn. Großer Männer, sage ich; nicht als ob ich ganz Euer Geschlecht ausschließen wollte, allein da diese Größe nach einer äußerlichen Wirksamkeit gemessen wird, und diese nicht so sehr die Bestimmung des Weibes ist, so wird es nur selten einer außerordentlichen Frau zu Theil, in der Geschichte zu glänzen; und dabey verliert Ihr auch gar nichts. Diejenigen Männer, welche sich einer Nation oder einer Generation geweihet hatten, sind noch bald genug groß genannt worden: aber wer sein Wirken der ganzen Menschheit bis auf die unabsehbare Zukunft hin opfert, wie kann dieser je ganz verstanden, ganz gewürdiget werden! Daß Jesus dieser Große ist, das ist der eigentliche Christenglaube. Der Christ ist darum im Besitze einer Idee von der Menschheit, worin er die Gottheit zu schauen anfängt; jedoch bescheidet er sich, daß er eben ihn, der die Lehre in Wort und Leben gab, daß nur mit der Verherrlichung der Menschheit in uns die Erkenntniß des Göttlichen steige, noch lange nicht einmal genug zu

würdigen verstehe, und daß es der Zukunft aufbehalten sey, ihn ganz in seiner Größe zu fassen. Menschen, welche zu sinnlich waren, um die Idee der vollkommenen Menschheit als ein Fortschreiten zu denken, haben an diese Vorstellungen des Christenthums allerley schwärmerische Meinungen geknüpft, z. B. von einem goldenen Zeitalter auf Erden, wo alles abgemacht und fertig sey; und wenn sie dabey einige Stärke in äußerlicher Wirksamkeit besitzen, so sind sie es, die in Fanatismus gerathen.

Zugleich ergiebt sich uns nun vorläufig, wie Religion und Sittlichkeit zu der Idee eines großen Lebens gehöre. Denn wer einmal dahin gekommen ist, erhebt sich über das Menschliche und Irdische, d. h. er bildet aus dem Besten in sich selbst Ideale von höheren Wesen theils außer ihm, theils wie er selbst eines zu werden gedenkt. Auf einer niedrigeren Stufe der Geistesbildung glaubt der edle Mensch an Götter, auf einer höheren, wo sich ihm alles in Harmonie auflöset, an göttliche Weltregierung und Unsterblichkeit. Auch ordnet sich seine Wirksamkeit auf die Menschen nach seiner lebendigen Vorstellung von Vollkommenheit; er behandelt die Menschen als das Edelste der Natur (d. h. zugleich als freye Wesen) in dem Grade, als in ihm selbst die Natur etwas Edles geworden ist.

Wir sahen die Humanität als die Bestimmung des gan[illegible] menschlichen Geschlechts. Grade so

sehen wir sie auch in jedem einzelnen Menschen, als seine Größe, worin er fortwachsen soll. Laßt uns dieses noch bestimmter auf das einzelne Leben anwenden. Dieses soll hiernach ein Ganzes seyn, worin die wahre Größe erscheint; sie beginnt mit der Kindheit, und wächst fort bis in ein spätes Alter durch ein gesundes Leben, worin jede Wirksamkeit der Natur zu rechter Zeit und mit geistiger Tendenz eintritt, und in allem gewinnt der Geist immer mehr Ueberlegenheit über die Welt. In dem Kinde geht sie auf, bald mit stärkeren, bald mit schwächeren Anlagen, und in dem Greise geht sie nur als äußerliche (weltliche) unter. Sie wird das, was wir Seelengröße und Hoheit nennen. Daß alles in diesem Leben zu rechter Stunde hervortreibe, und die Erziehung, statt voreilige Blüthen zu lieben, den jungen Menschen an Leib und Seele erstarken lasse, damit er sich selbst zu seiner Zeit der Menschheit weihe, wollen wir uns hier nochmals wiederholen, weil es so häufig verkannt wird. Und daß nicht körperliche Abhärtung, überhaupt nicht Abhärtung, wenn sie auf Empfindungslosigkeit hinausgeht, zu der rechten Größe hinführe, wenn gleich ganze Nationen, welche die Geschichte aufführt, dadurch groß geworden sind, das werdet Ihr auch erkennen, da Ihr die ganze Bestimmung des Menschen vor Euch habt, wozu allerdings auch Empfindung, und zwar recht innige Empfindung mit einem regen Sinn für alles gehört. Diejenigen, welchen das fehlt, leben nur

oberflächlich; sie kommen gar nicht in das Leben hinein — sie sind der Eitelkeit ergeben. In der Welt gehen sie wie in der Fremde umher, und auch im Himmel sind sie nicht zu Hause. Sie wissen nichts von Liebe, Freundschaft, Religion — und wenn sie davon sprechen, so machen sie Worte, erlernte Worte, wie Ihr sie selbst in manchen Lieblingsromanen unsrer Lesewelt vernehmet, woraus Euch nicht tief empfundenes Leben entgegen wehet. Wer es nicht hat, kann es nicht geben und nicht nehmen. Wort und Bild bleiben ihm nur Oberfläche. Das tiefere Leben in uns ist die Weihe, welche uns das Heiligthum eröffnet, während das Volk draußen sich mit dem Aeußerlichen behilft. Wollt Ihr noch ein Beyspiel, so sehet nur, wie die Menschen in der schönen Natur umhergehen. Sie spricht zu allen, aber wie Wenige haben den Sinn, sie zu hören! und noch Wenigere, ihr Tiefstes zu verstehen! Ihr selbst werdet Euch an die Zeiten erinnern, wo Euch die Natur das noch lange nicht war, was sie Euch jetzt ist; und mit jedem Jahre wird sie uns mehr. Hierbey muß ich Euch ein Bekenntniß auszeichnen, das der treffliche Lichtenberg hinterlassen hat: „O ich erinnere mich noch sehr wohl, schreibt er, wie ich beym Aufgange der Sonne empfinden sollte und wollte, und nichts empfand, aber mit dem Kopfe bald gegen diese, bald gegen jene Schulter gesenkt, und mit blinzenden Augen zuweilen vieles von Empfindung sprach“ (— eine goldene Lehre für

die Jugend um uns her, die so viel zu sprechen weiß von der Natur und noch mehr von der Kunst! —) „und damit nicht bloß andere, sondern sogar mich selbst betrog. Aber jene Empfindung kam erst in späteren Jahren und vorzüglich stark von 1790 an" — (L. war damals beynahe 50 Jahre alt) „da ich die Sonne öfter aufgehen sah. Vorzüglich waren verstorbene Freunde, zumal die letztverstorbenen, und meine Frau und Kinder der Gegenstand, den mein Herz jetzt umfaßte. Ich habe oft Thränen geweint, und bin niedergekniet."

Erinnert Euch nun, was ich von der Jugend sagte, daß sie noch mehr in der Empfänglichkeit für den äußeren Sinn lebe, und daß sich erst nach und nach der innere aufschließe, bis es zu dem tiefsten Gefühle der Liebe kommt; auch wie wir bemerkten, daß uns noch Manches in unserem inneren Leben aufgehen werde, daß wir anfangen zu ahnden, ja noch Mehreres, das die kühnste Ahndung uns jetzt noch nicht andeutet. Diese Gedanken werden Euch nun klärer geworden seyn. Und so sehet Ihr, daß es sich mit dem Lebensganzen eines Individuums in seinen einzelnen Perioden verhalte, wie mit den einzelnen Leben, wenn man sie gegen einander stellt. Denn da versteht nicht immer einer den andern, und niemals ganz; und wer weiß, ob nicht irgend ein großer Mensch in seinem innersten Leben etwas ausgesprochen hat, das nie von irgend einem andern ganz ist verstan-

den worden. Eben so sehen und lesen wir gewiß jetzt noch manches, das wir zu verstehen glauben, und in der Zukunft belehren wir uns eines ganz anderen. Als Jüngling sprach ich auch mit Enthusiasmus von den Weisen der Vorwelt, aber wie viel mehr sind sie mir erst jetzt geworden! Auch das innere Licht geht uns nach und nach herauf; und es ist in der That doch ein alberner Dünkel des Menschen, wenn er in irgend einem Zeitpuncte seines Lebens meint, daß er sich schon auf das ganze Leben und auf das tiefste verstehe.

Durch diese Betrachtungen muß unsere Erziehungslehre gewinnen. Sie wirkt nur dann auf ein großes Leben hin, wenn sie allmählich zum innigeren Empfinden hinführt, und weder ein Geschwindleben, worin die Zukunft verschwelgt wird, noch ein Geitzen, womit sich die Gegenwart aufopfert, gestattet, sondern es auf ein Ganzes anlegt, worin das Alter und die Jugend sich freundlich und dankbar die Hände reichen. Das Kind spiele unschuldig, des gegenwärtigen Augenblickes werde es nur recht froh, aber immer noch unbefriedigt strebe der Jüngling vorwärts, und der Greis, sich wiederholend die Vergangenheit, verbinde sie zufrieden mit seinen höheren Hoffnungen.

Ihr werdet mir nicht zutrauen, meine Freundinnen, daß ich damit ein Genußleben als das rechte ankündigen will. Denn das wäre in

der That, besonders wenn man es in dem gewöhnlichen Sinne nimmt, noch etwas schlechter als ein thierisches; es wäre ein Hinschlafen zur Auflösung. Die Menschheit soll nicht verwesen; sie erhebt sich zu immer höherer Thätigkeit. Genuß und Anstrengung sollen ganz vereinigt seyn; das Hin- und Herweben zwischen beydem, das ist des Menschen Lebendigkeit. Die Anstrengung sey an sich uns Genuß, und der Genuß sey die sich früh erhebende Thätigkeit. Dem gemeinen Menschen ist diese Verbindung unbekannt. Entweder ist er ausschließlich dem Genusse ergeben und in seinem wenigen Wirken immer bereit, träge niederzusinken: oder er hat in allem seine Noth, auch das Essen ist ihm eine Arbeit. Jenes kommt uns in der Physiognomie der phlegmatischen Menschen vor, deren Anblick zeigt, daß sie, Gott sey Dank! alles genug haben. Dieses giebt die würdelose ernste Miene, die unserm Landvolke besonders eigen ist. Beides hat die Verdammniß schon in sich. Die Humanität erscheint uns nur in der Freundlichkeit; wo sie ist, da ist ein frohes Gemüth. Denn da ist alles in Thätigkeit und Harmonie, und darin ist das Gefühl der inneren Gesundheit und Kraft, welches wir den frohen Muth nennen. Dieser soll sich durch unser ganzes Leben hindurchziehen. Nichts anders war das Resultat, welches jener Lehrer aus dem jüdischen Alterthume, nachdem er die ganze Welt ausgenossen hatte,

in seinen Weisheitslehren gab: „Ich fand, sagte er, daß nichts bessers sey, denn daß ein Mensch fröhlich sey in seiner Arbeit."

So werde auch unsern Kindern ihr Leben in ihrer Thätigkeit froh, und durch Gewöhnung an immer stärkere Anstrengungen wollen wir ihnen zugleich ihr weiteres Daseyn zu einem wirksamen und frohen machen.

Wir haben schon bemerkt, daß man nur in dem eigentlich lebt, worin man mit ganzer Seele ist. Darum gelangen viele Menschen nicht zum wahren Leben und Frohseyn, weil sie ein Leben treiben, um das es ihnen im Inneren gar nicht Ernst ist. Sie repräsentiren nur, es ist ihnen gar nicht so um's Herz — wie können sie vergnügt seyn! Da ist ein beständiger Unmuth, und auch in der Physiognomie legt sich das an, was wir gezwungenes Wesen nennen. Höret Ihr das Kind mit einer solchen Miene sagen: „O ja, liebe Mutter! o ja, ich thue es gewiß recht gern!" — so laßt Euch nicht bethören, und haltet es sogleich an, seine rechte Herzensmeinung zu sagen. Das ist es, wenn wir behaupten, jeder Mensch solle wahr seyn; d. h. sein äußeres Leben soll der Ausdruck seines inneren seyn. Hierzu müssen wir die Kinder vor allen Dingen anhalten, welches so schwer nicht ist, da sie von Natur wahr sind. Falschheit und Mißmuth sind unzertrennlich. Die Probe der wahren Erziehung ist Offenheit und Frohsinn des Kindes.

Setzet

m m m

Setzet jedes Geschöpf in sein Element, so ist ihm wohl; gebet jeden Menschen sich selbst, so hat er frohen Muth. Es giebt gar keine andere Art wohl zu thun. Fröhliche Volksfeste geben uns immer den Anblick von einem eben so guten als glücklichen Volke. An seinem festlichen Tage ist jeder Mensch besser, weil er da seines Lebens froh wird. Wie sehr würde die Humanität leiden, wenn man keine solchen Tage mehr hätte! Derjenige Mensch hat also das Vollkommenste des Lebens errungen, welcher so in seinem ganzen Daseyn seinem Genius feyert. Und daß so viele Menschen weit davon zurück bleiben, das ist Sündenschuld. Warum verlieren sie sich selbst in einem Sclavenleben! Das ist jenes Aufopfern, gegen welches ich mich erklärt habe. Was ist denn der Mensch werth, der sich nicht selbst behält? Die Natur reißt ihn dahin und wirft nieder: gut! er will es nicht anders. Der sinnliche Mensch, der Ehrsüchtige, der Geldgeitzige, und wie die Thoren alle heißen — sie wollen ihre Mühseligkeit. Ja, selbst wenn seine Pflichten sauer werden, — er verdient es, denn warum fließen sie nicht lebendig aus seinem Herzen? Darum sind auch die Aeltern nach Verdienst bestraft, welche mit Sorgen und Angst ihre Kräfte aufreiben, um den Kindern Güter und Ansehen zu erringen, und die noch dazu diese zu derselben Sclavenkette verdammen. In ihrer Mühseligkeit kommen sie nie zu sich selbst, und dieses niedere Leben überlassen sie recht angelegent-

lich den armen Geschöpfen zum Erbtheil. — Nein, die Natur hat es ganz anders gewollt. In allen Verhältnissen, worein sie den Menschen führt, gewährt sie ihm auch frohen Sinn; und so flößt sie auch den Aeltern den Trieb ein, der sie selbst nur dann glücklich seyn läßt, wenn sie ihren Kindern wohl thun. Wie kann da die Rede von Aufopferung seyn! Der treue Vater, wird er klagen, daß er für die Kinder arbeiten muß? Kann er denn anders? Treibt ihn denn nicht sein Herz dazu? Oder möchte er lieber seiner Kinder überhoben seyn? Ja dann! — dann sey er zum Arbeiten für sie verdammt! Und kann die Mutter ihres Kindes vergessen, kann sie Bequemlichkeit, Putz, Vergnügungen der Verpflegung ihres Kindes vorziehen, findet sie in dieser ihre Last, in jenem ihre Lust: — dann verdient sie nichts anders, als an der Wiege einsam zu seufzen, daß sie so vieles entbehren muß, denn sie ist eine unnatürliche Mutter. Ihr kennet das mütterliche Gefühl ganz anders. Glauben manchmal die besseren Aeltern, sie opferten sich für ihre Kinder auf, so ist das Täuschung. Sie könnten ja nicht anders, und wenn sie es anders machten, so wäre ihnen selbst das Leben unerträglich.

Nehmt es an diesem Beyspiele ab, meine Freundinnen, wie das vollkommene Leben des Menschen zugleich ein Pflichtenleben ist, und zwar so, daß man sich darin ganz selbst hat, und recht froh und glücklich lebt.

Auch in den einzelnen Augenblicken des Lebens muß die Größe des ganzen erkannt werden. Denn das ganze besteht aus fortfließenden Momenten, und wer sich in dem ganzen Strome selbst behauptet, der muß auch in jeder Welle frey und fest stehen. Wer einem äußeren Anstoße unterliegt, der ist nie groß gewesen. Der große Mensch geht durch alle Neckereyen des Schicksals hindurch, ohne sich zu kümmern, und trifft ihn dann der unvermeidliche letzte Streich, so ist er auch über den Tod erhaben. Er steht über allem Irdischen; das ist die Würde des Menschen. Sie muß sich in allem zeigen, was wir thun, in der Art zu empfinden und zu wirken. Je mehr sich diese zeigt, desto mehr Menschheit. Sie muß sich zeigen vorerst in allen thierischen Verrichtungen, und was das gemeine Leben mit sich bringt, als ein Gefühl des Schicklichen und Anständigen. Die Anlage dazu bemerken wir schon bey dem kleinsten Kinde. Wenn wir einmal eins sehr gierig essen oder trinken sehen, so erregt das unser Mißfallen, denn in allem, was der Mensch thut, soll der geistige Trieb hindurchscheinen. Aus diesem natürlichen Gefühle lassen sich alle Regeln der vernünftigen Anständigkeit ableiten. Wenn das alles nun durch eine freye Natur, die nicht im mindesten dabey im Zwang (genirt) ist, hindurchschimmert, so daß der frohe Muth uns darin anspricht, so nennen wir es Anmuth. Ihr sehet in ihr den Ausdruck der wahren unerkünstelten Würde, weil

da alles so natürlich ist. Nur in dem Kampfe mit einem harten Schicksale, also in seltenen Fällen, kann auch der große Mensch versucht werden, seinen frohen Muth zu verlieren: aber er bleibt ihm dennoch, wenn er auch äußerlich eine Zeit lang nicht erscheinen sollte. Das sind die Fälle, wo die Pflicht mit dem Leben in Streit zu kommen scheint, aber dennoch siegt das innere Leben, und der Mensch steht in seiner Erhabenheit da. Eben dieses sind auch die Zeitpuncte des Lebens, worin sich die Kraft des ganzen Lebens concentrirt, und den Menschen in seinem vollesten Lichte zeigt. Jeder wird in seinem Leben auf Stellen stoßen, wo in einer kleinen Begebenheit seine ganze Geschichte sich abspiegelt; ist Würde im Ganzen, so erscheint sie auch hier. Die Kunst des Biographen ist, jenen Festtag des Lebens darzustellen, worin der Mensch in seiner Glorie geschaut wird, d. i. wo das Edelste seiner Individualität hervorbricht.

In den beiden Geschlechtern hat die Humanität auch ihre Verschiedenheit. Das äußere Wirken, wozu der Mann berufen ist, erfordert mehr äußeren Muth und Kampf; und darum besteht die männliche Schönheit in einem Körper, der dieses durch Kraft, Ernst und Würde ausdrückt. Das Weib soll innerlich bilden, und einen bildenden Einfluß auf die Menschen umher haben; der weiblichen Schönheit wird daher Sanftheit, Milde, Freundlichkeit, Anmuth vorzugsweise zu

Theil. — Und grade so, wie es durch den Körper bezeichnet ist, verhält es sich mit dem ganzen Leben des Mannes und des Weibes. — Es läßt sich leicht hieraus das Ideal eines großen weiblichen oder männlichen Lebens auszeichnen.

Fassen wir alles dieses zusammen, so sehet Ihr, meine Freundinnen, wie es mit dem Menschengeschlechte ist, so ist es mit dem einzelnen Menschen, und wie es mit diesem im Ganzen ist, so lebt er in jedem Momente seines Daseyns. Die Humanität ist im großen Organismus wie im kleinen überall dieselbe. Sie ist nie etwas Gewordenes, nirgends etwas Vollendetes: sie ist ein Werden und Fortstreben; und sie ist die äußere Ansicht des vollkommenen menschlichen Lebens.

Siebzehnter Brief.

Gewiß, meine Freundinnen, kann das Innerste des Lebens nie ganz erkannt, ausgesprochen und erklärt werden. Denn die Tiefe in uns ist unerschöpflich. Das Unaussprechliche darin können wir nur fühlen, und es ist unser Heiligstes. Ich kann also nur darauf hindeuten, indem ich es Liebe nenne. Unsere Sprache, welche Liebe und Leben so nahe zusammen gestellt hat, ist vielleicht eine Auslegerin des Geheimnisses. Vergönnet mir die Mittheilung meiner Gedanken darüber.

Das Lebensprincip unsers Leibes wird nie erforscht, und darum wird auch immer eine dunkle Kluft zwischen ihm und dem geistigen, d. i. dem wahren Leben, wovon jenes nur die Erscheinung ist, dem Naturforscher bleiben. Aber wir können die Erklärung des letzteren so weit versuchen, als uns das erstere darauf hin führet, und es mit unserm Bewußtseyn zusammenstimmt. Unsere äußere Lebenskraft besteht in dem Gleichgewicht des Aufnehmens und Verarbeitens der Eindrücke. Darin liegt das Gefühl unsrer körperlichen Gesundheit und Stärke. Eben so muß die innerste Harmonie der Geistesthätigkeit sich

durch das höchste Gefühl ankündigen, und darin muß das Bewußtseyn unsrer Seligkeit, unsers ewigen Daseyns und der kraftvollesten Wirksamkeit liegen; das Selbstgefühl der geistigen Lebendigkeit. Kennet Ihr etwas anderes der Art in Euch als die Liebe? Sagt Euch nicht die wahrste Stimme in Euch, daß die Liebe das Vortrefflichste sey, was der Mensch besitzen kann? Oder genauer zu reden: man besitzt sie nicht wie eine Eigenschaft, man lebt sein innerstes Leben in der Liebe, denn sie ist die ewige Harmonie des Geistes selbst.

Durch das körperliche Daseyn sind wir mit der äußeren Natur verbunden, ein Theil derselben, und im Leben und Tode ihren Gesetzen unterworfen. Das Gesetz der inneren Naturen, welches sie im Reiche der Freyheit verbindet, das Element der Geister, kann nichts anders seyn, als was für jeden das Höchste ist, worin sich jeder ganz selbst hat und frey bewegt, und was alle zur beseligenden Wirksamkeit an einander schließet. Und ist das nicht wiederum die Liebe? In der Liebe sind wir alle unter einander und mit der Gottheit vereiniget, und diese Vereinigung ist das tiefste aller Geheimnisse, noch tiefer als das Geheimniß der Schöpfung. Nie ist ein größerer Gedanke gedacht worden, als der: Gott ist die Liebe; indem Du seiner ganz inne wirst, hast Du das absolute Zeugniß Deiner Göttlichkeit.

Wir wollen nicht schwärmen, meine Theuren, sonst könnten wir von diesem geistigen Lebensprincip

in seinem Zusammenhange mit dem körperlichen, oder vielmehr wie es in ein körperliches übergehen muß, und wie die Gottheit die Welt schafft, in Träumereyen uns einlassen, woran es zu keiner Zeit gefehlt hat, und wozu auch ein hoher Platon verleitet wurde; über alles das können wir auch nicht Einen Satz aufstellen. Aber das können wir mit Grund vermuthen, daß wir mit uns und mit der Außenwelt in ein um so glücklicheres Verhältniß treten, je mehr unser Leben Liebe wird, und daß die ganze Welt um so höher steige, je mehr die Geister lieben. So weit unser Blick reicht, müssen wir das in unsrer Natur nachweisen. Ich führe demnach wieder Euern Blick in Euer eigenes Gemüth. Bemerket Ihr den Zustand, wo Ihr freundlich dem Eindrucke entgegen geht, um ihn selbstthätig zu verarbeiten, wo Ihr Euch zu dem Gegenstande mit der stärksten Energie hinneiget, und Euch doch zugleich ganz selbst behaltet, wo Ihr Euch Eurer Freyheit am hellesten bewußt seyd, und doch auch der innigsten Verbindung mit dem, was Ihr nicht selbst seyd: so ist das nichts anders, als ein Zustand der Liebe. Da ist kein Verkaufen und Verlieren an den Gegenstand, und da ist auch kein Verkaufen des Gegenstandes an Dein Ich. Du bist und bleibst in Deiner freyesten Individualität und frohesten Wirksamkeit, und Du machest dadurch alle geistige Wesen um Dich her froher in ihrer freyen Bewegung.

Wenn wir nun in der Liebe das Innerste des geistigen Lebenstriebes richtig gefunden haben, so muß sie auch gleichsam die Seele seyn von dem Streben der Menschheit, und auch dieses muß überall gefühlt werden, wo wir die Liebe fühlen. Das ist auch wirklich der Fall. Denn ist nicht immer in unserm Lieben auch ein Sehnen? Das nur bloß gefühlte Streben heißen wir nämlich ein Sehnen, und da dieses in's Unendliche geht, so wird die Sehnsucht um so stärker, je mächtiger die Liebe wirkt, und eines steigert das andere. Auch hat die Liebe ihren Tod gefunden, so bald sie sich an einen Gegenstand befestigt. „Wie?" — ruft Ihr einmüthig. Der Satz klingt hart: ich will ihn sogleich, wie ich hoffe, zu Eurer Zufriedenheit erklären. Befestigen wir an das Sinnliche in einem Menschen unsere Liebe, so wird sie unbezweifelt nicht lange dauern, und bald zum mindesten in Gleichgültigkeit übergehen. Ist es aber nicht dasselbe, wenn wir in dem Menschen uns nur an das halten, was er jetzt ist, an ein Wesen, in dem gar nichts mehr liegt, als wir an ihm sehen, das so ganz fertig ist, und aus dem gar nichts mehr wird? Auch dieser Liebe kündigt Ihr den Tod an, und Ihr sehet darin die wahre Ursache, warum so manches Feuer der Art, so heftig es entbrannte, doch schnell wieder erlischt. Es kann ihrer Natur nach keine Freundschaft zwischen Gemüthern bestehen, die eines geistigen Todes sterben. Nur um den Freund traure ich, den ich

so verliere. Wenn aber schon die Liebe gegen den einzelnen Menschen nur dadurch ihre ewige Kraft gewinnt, daß dieser sich selbst ins Unendliche fortbildet, so zieht sie den Liebenden durch den Geliebten zur Unendlichkeit hin. Allein sie erweitert auch durch diese Verbindung das Herz noch mehr für die Welt. Denn sie wird in dem Grade unterhalten, als die geliebte Seele edel und human ist, und das ist sie, in wie fern sie zum Besten der Welt wirkt. Durch die Liebe wird jeder Einzelne in das Ganze zur schönsten Wechselwirkung mannigfaltig verflochten, und in jedem Menschen unsers Herzens erhält die wahre Liebe eine mächtigere Verstärkung; und so wird sie unter zweyen Seelen in jeder eine doppelt erhöhete Menschenliebe.

Wir sprachen von der Liebe als einer Gemüthsbeschaffenheit, ohne Rücksicht auf ihren Gegenstand. Diesen haben wir nun auch gefunden. Er muß etwas seyn, das, indem wir uns ihm ganz hingeben, unser freyes endloses Streben nur mehr erhöhet — der Mensch, die Gottheit, das Unendliche. Doch zuerst noch mehr über das Wesentliche dieses Gemüthszustandes. Denn daß die Liebe von dem ganz abhänge, was geliebt wird, ist eine falsche Vorstellung, einerley mit der, daß die Sonnenwärme das erste Treiben des Gewächses erzeuge. Freylich kommt auch hier das Innere ohne Aeußeres nicht in die Wirklichkeit; aber es ist doch da auch ein inneres Regen und

Treiben. Da sie das Tiefste in dem Leben ist, so offenbart sie sich uns unmittelbar im Gefühle, aber sie belebt gleich stark das Denken und das Begehren. Seyd Ihr Euch ihrer in dem Denken bewußt, so habt Ihr darin die Anschauung von dem, was ich Begeisterung (Enthusiasmus) nannte; in dem Begehren fühlen wir sie als treibende Wärme — als Zuneigung. Die Liebe ist nicht Eins in uns, sie ist Alles — die lebendige Gemüthsfülle. Je mehr davon in uns ist, desto besser gelingt es unserm Denken, und desto energischer ist unser inneres Handeln und äußeres Wirken. Zuerst ist sie Herzlichkeit, dann wird sie edle Wirksamkeit oder Kunst, und auf ihrer höchsten Stufe Religion. Der Geist von allem diesem, das doch alles Vortreffliche der Menschheit in sich begreift, ist und bleibt immer die Liebe. Denn sie ist das Innere, welches in dem Aeußeren als Humanität erscheint; der Stufengang, worin diese höher steigt, ist folglich mit dem, worin sich jene entwickelt, ganz derselbe; in ihr ist allein die wahre Bildung, und mit dieser Bildung wächst wiederum die Liebe.

Laßt uns nun sehen, wie sie sich in dem Kinde als das humane Streben darlegt. Da ist sie zuerst das Energische in seinem Triebe nach Vorstellungen, dabey leidet sie nicht, daß es sich an das Sinnliche fesselt, sein Hunger z. B. wird durch sie Sehnsucht nach der Mutter, und das Gefühl seiner Bedürfnisse überhaupt zieht es noch mehr zu

den Aeltern hin. Sie belebt alle Associationen, und legt den Grund zur Genialität. Während sie so zur höchsten Geistesthätigkeit hintreibt, so ist sie es auch, welche schon in dem Kinde sich an die Menschen als ihren Hauptgegenstand wendet. Denn sie ist das Streben nach dem, was der menschlichen Natur das angemessenste ist. In dem Anblicke des Menschen muß also eine geheime Ahndung der Menschenbestimmung erwachen, und das Kind muß von einem geheimen Gefühle noch mächtiger ergriffen werden, als wir nur je von der schönsten Musik. Dieses Gefühl ist die Sympathie. Anfangs nur gegen die Mutter, dann gegen den Vater, gegen die Geschwister, und wer sich ihm sonst annähert. Dieses ist denn auch im körperlichen Verhältnisse abgebildet; in der Gleichheit des organischen Stoffes hat es unsere Natur auf diese Entwickelung der Liebe angelegt. Auf ähnliche Art entstehet das Sympathisiren für andere Verbindungen; und eben so ist es auf eine allgemeine Liebe unter allen Menschen abgesehen, da die menschliche Natur in allen mit sich selbst verwandt ist. Aber zu dieser höheren Sympathie kann es nur mit der Vollendung des Menschen kommen. Man erläutert dieses geheime Zusammenstimmen des Gleichartigen gewöhnlich recht gut dadurch, daß, wenn eine Saite gerührt wird, die andere gleichgestimmte, welche sich in der Nähe befindet, leise nachklinget. Bey tieferer Naturforschung wird es vielleicht durch eine anziehende

Kraft, wie die magnetische, noch mehr erklärt. — Indem nun das Kind das Menschliche in Andern wahrnimmt, wird es dessen in sich selbst inne; auch bey uns Erwachsenen ist das geblieben, wir sehen z. B. thränende Augen, und sogleich wollen sich auch die unsrigen mit Thränen füllen. Sehet, wie das Kind hüpft, wenn es die Lustigkeit Andrer nur hört; sehet, wie sich seine Mienen zur Traurigkeit verziehen, sobald die Menschen umher traurig sind, und bemerket, was Ihr selbst dabey empfindet. So wird die Anlage zur Humanität Mitfreude und Mitleid. Bey Thieren sehen wir etwas Aehnliches, ein leises Schattenbild der Liebe: aber ihre herrschende Reitzbarkeit läßt es nicht dazu kommen; denn die Liebe, wie die Sprache, kann nur aus der Ruhe des an sich gehaltenen Gemüthes hervorgehen.

Da nun das Kind auch in den Menschen umher etwas Größeres sieht, als es selbst ist, so wird es sich nicht bloß seiner Schwäche bewußt, sondern je mehr Liebe es hat, desto lebendiger ist jetzt sein Streben, auch so zu werden. Das geht indessen noch dunkel in ihm vor, nach einem blinden Triebe versucht es selbst die Bewegungen, Gesichtsmienen, Töne u. dergl. die es an andern bemerkt, und da damit ein immer besseres Gelingen verbunden ist, so wiederhohlt es diese Versuche mit erweitertem Kraftgefühl. So erzeugt die Liebe auch den Nachahmungstrieb. Er ist im Anfang das wirksamste Mittel, daß das

Kind etwas werde, und nie verliert er sich ganz aus unserm Leben. Aus ihm erwachsen die Triebe, zu gefallen, geliebt zu werden und geachtet zu werden. Sehet auch hieraus, wie keine Bildung ohne sie ist. So ist die ganze Bildungsgeschichte des Menschen bis zu seinem höchsten Alter nichts anders als eine Entwickelung der Liebe, und sollte es in unserm künftigen Zustand anders seyn? — Wir könnten schon jetzt manche wichtige Folgerungen für die Erziehung daraus herleiten.

Hat das Gemüth nur Liebe in sich, so neigt es sich auch zu dem, was dem Menschlichen ähnlich ist, zum Lebendigen, selbst zu dem, was nur einen Schein des Lebens hat, zur Natur, und zum Schönen. Das Kind freut sich der munteren Thiere, es sieht den Vogel gern, sein Blick wird von dem bewegten Zweige angezogen. Noch immer bleibt uns dunkel dieses Wohlgefallen an dem Lebendigen, wir sehen z. B. den fließenden Bach mit Zuneigung an. Daß manche Menschen Liebhaberey an Thieren haben, zeigt eine gewisse ursprüngliche Herzlichkeit an, aber sie ist in eine Beschränktheit übergegangen, weil sie sich an einem niederen Gegenstand befestigt hatte. Wenn das Kind Thiere gern hat, so ist das wohl ein Zeichen eines guten Herzens, allein es darf sich nicht zu viel mit seinem Hündchen abgeben, sonst deutet das auf Schwäche, Trägheit, Geschmacklosigkeit; denn die Menschen müssen es immer am stärksten anziehen, und, wenn es eine kräftige

Natur hat, wird es sich mit ihnen am liebsten beschäftigen. Dagegen ist das trefflichste Zeichen, wenn es frühe schon die Pflanzenwelt liebt, und wenn, sobald es darin herum wandeln kann, jede Blume ihm heilig ist. Darin liegt die uneigennützigste Liebe gegen alles Schöne und Gute, gegen die Welt, gegen Gott und gegen Alles. Wie kann das gemeine Volk Religion haben, welches mit einem gehässigen Zerstörungstriebe das Bäumchen des Nachbars abschneidet, oder etwas an sich Schönes entstellt, und nur das gerne hat, was ihm Nutzen bringt!

So wie die Jugend selbst mehr zum Besitz der Menschheit gelangt, so muß sich auch die Liebe mehr zu den Menschen wenden, und dieses Gefühl muß das tiefste und innigste werden. Es ist in der That keine sonderliche Empfehlung weder für den Jüngling noch für das Mädchen, wenn nie das Feuer der Geschlechtsneigung in ihnen glühet. Ich kenne kein verderbteres Mädchen, als das vor lauter Coketterie nicht mehr lieben kann. — Ihr sehet überhaupt, wie das liebende Gemüth in jedem natürlichen Lebensverhältnisse da mit freyem Zuge das seyn wird, was bey andern die Pflicht erzwingen möchte. So wie wir nun in der Bildung fortgehen, so umfassen wir die ganze Welt mit Innigkeit, die Menschheit ist uns das Höchste darin, und indem wir so zum Uebersinnlichen steigen, so lieben wir in der Gottheit die Liebe selbst. Da wird denn alles erst recht

Liebe in uns, denn sie ist nun eine reine himmlische Flamme. Lieben sich solche Menschen, so ist nichts Höheres im Leben zu denken, als diese Freundschaft; denn jeder nimmt das Gemüth des andern in das seinige auf, und darin eine selige Welt, und verherrlicht dadurch sein verdoppeltes Leben.

Ich hoffe nun, Ihr, meine Freundinnen, werdet mir zustimmen, daß ich in der Liebe das Innerste und Heiligste des Lebens annehme, dasjenige, wodurch jede einzelne, und was der gemeine Sprachgebrauch vorzugsweise Liebe nennt, erst eigentlich dazu wird. Es könnte nur noch befremden, daß ich nur von einem Begehren in der Liebe sprach, da doch ein von ihr erfülltes Gemüth auch mit Stärke manches verabscheut. Dieses ist allerdings so, allein ein solches Verabscheuen, (Haß aus Liebe, wie man es uneigentlich nennen könnte) ist immer nur ein Wegwenden von dem, wovon das Beste in uns gehemmt wird, wobey sich denn dieses Gemüth nicht verweilen mag. Der Haß selbst ist in der Wurzel davon verschieden; er ist ein Verweilen bey einem Gegenstande mit dem widrigsten Gefühle, und mit dem Triebe ihn zu zernichten. Er ist ein Zustand der Unbehaglichkeit, der Todeskälte, welche das Gemüth durchschneidet; der Geist wird durch ihn gebunden, und schmachtet wie in einem dumpfen Kerker, wenn er auch in heftige Paroxysmen gleich einem Rasenden ausbricht.

In

In dem bloßen Mangel der Liebe empfindet man eine Leere, ähnlich der Körperschwäche; denn da ist auch ein absolut leeres Gemüth, innere Erschlaffung — die wahre Trägheit — ein oberflächliches Leben und Eitelkeit: in dem Widerspiel der Liebe, in dem Haß, ein Gefühl der Hemmung und des Zurückstoßens, ähnlich dem tiefen Schmerz einer anhaltenden Krankheit. Er fängt als Trägheit und Egoismus an, wird Bosheit, und führt zur Hölle. Durch bloße Trägheit wird der Mensch ein Thier, wächst aber der Egoismus mit ihm auf, so wird er ein Teufel. Denn alsdann wendet er sich von allem ab, und bloß auf sich hin; das aus ihm herausgehende Streben ist nur, um alles, die Natur, die Menschen und Gott seinem Ich zu opfern. Aber ich will Euch, meine Lieben, nicht mit der Kette von Unheil, welches aus dieser Gemüthsart erwächst, unterhalten. Auch nehme ich mir noch weniger heraus, das Tiefste des Hasses zu erklären, als der Liebe. Denn diese ist das Positive, die volle Gesundheit, die Seligkeit des Geistes, der Haß das Negative davon, die Verdammniß.

Schon der Egoismus hindert als Kälte die innere Vegetation. Einiges zur Erläuterung. Das Kind ist eigensinnig; d. h. es setzt seinen Egoismus den Aeltern entgegen, sobald es sein Ich zu fühlen anfängt. Das Kind geht auf sinnlichen Genuß aus; d. h. es wird thierisch, und sein Anschmiegen an die Aeltern ist dann nichts

anders als ein Gebrauchen der Aeltern. So ist es bey allen sinnlichen Menschen: sie sind Egoisten, welche sich an die Menschen wenden, nur um sie zu gebrauchen. Wenn es nicht so viele solcher Menschen gäbe, bey denen dann natürlicher Weise der Geschlechtstrieb zu einer den Menschen schändenden Lust geworden ist, wenn nicht der große Haufe sinnlich wäre: so würde man von der Geschlechtsliebe, wie von der Aeltern- und Kindesliebe sprechen, als von etwas, das eben so schön, rein und unschuldig ist. Hat denn nicht die Liebe der Aeltern und Kinder des egoistischen Volks auch ihr Unreines und Niedriges in sich? —

Fühlt sich das Kind unter seines Gleichen, so fängt es an, sich mit ihnen zu vergleichen, sich ihnen gegenüber zu setzen, seine Rechte zu behaupten (und die Behauptung der Rechte ist überhaupt für die Liebe, was die Nähe jenes ostindischen Giftbaumes für das Lebendige umher ist) — kurz es tritt in den Stand der Schuld, wo Aerger, Neid, Eifersucht u. dergl. den Egoismus zur Bosheit vollendet. Man kann nicht sorgfältig genug dagegen wachen. Nimmt man sich z. B. des Kindes zu viel an gegen Andere, oder auch gegen einen Schmerz, so wird es leicht daran gewöhnt, sich als den Mittelpunct anzusehen. Beweiset man ihm zu wenig Theilnahme, so beginnt in ihm Kälte und Bitterkeit gegen die Menschen umher. Bedauert man es zu sehr, so wird es weichlich, bekommt nur Sinn für seine eignen Klagen, und

nicht für das Leiden Andrer. Nimmt man sich gar nicht seiner an, so wird es zu viel auf sein Ich hingeworfen. Will man sich durch Geschenke bey ihm beliebt machen, so lernt es die Menschen nur für Mittel halten, und seine Liebe gegen sie wird durch das Hinsehen auf die Gabe verunreinigt. Macht man ihm zu wenig Freude, so lernt es kein Herz in uns finden. Wie soll man es machen? — Auch hier giebt die Natur den richtigen Weg an. Sie verbindet Aeltern und Kinder zusammen, und wenn nur die Aeltern nicht egoistisch sind, so erweckt ihre reine Liebe auch die Herzensreinheit der Kinder. Und hier sehen wir denn nochmals, daß jene Aufopferung, welche wir verwarfen, ein Opfer ist, das die Aeltern ihrer eignen Selbstsucht bringen, und die Selbstsucht der Kinder als Fluch herbeyzieht. Nur die Liebe erweckt Liebe, und je reiner sie ist, mit desto reinerer wird sie belohnt. Und das Opfer, das diese bringt, wird zum ewigen Segen für den geliebten, wie für den liebenden Geist.

Ist denn nun gleich das Innerste unsers Lebens uns selbst unerklärbar und unaussprechlich, so erkennen wir doch in der Liebe das, worin sich ewig der Geist frey und froh bewegt, das Innere, wovon die Humanität die Erscheinung ist, das Geistige in dem Geiste; und auch ohne Beweise sagt uns ein geheimes Selbstgefühl, daß wir in ihr alles Herrliche finden, wozu uns die Gottheit bestimmt hat.

Achtzehnter Brief.

Was denket Ihr denn nun unter dem Ausdruck, ein guter Mensch? Ihr haltet doch keinen andern Menschen für gut, als in dessen Leben Liebe und Humanität ist? denn dieser ist ganz Mensch, er ist edler Art. Wenn der Baum gesund und kräftig seine Zweige, Blätter, Blüthen, Früchte treibt, so ist er in seiner Art gut; und so ist alles gut, wenn es das ist, wozu es die Natur bestimmt hat. So auch der Mensch. Von ihm läßt es sich aber dann in noch höherem Sinne sagen, als von den Naturdingen um ihn her. Denn in diesen allen steht die Natur auf einer niedrigeren Stufe, und in dem vernünftigen Wesen hat sie als Natur sich selbst, als der Freyheit, unterworfen. Mit andern Worten: alle übrigen Geschöpfe der Erde nennen wir mehr oder weniger gut, je nachdem sie es für uns sind, wir Menschen sind ohne weiteres an sich gut, und derjenige, welcher nun dieses so ist, wie er es seiner Natur nach seyn kann, heißt vorzugsweise ein guter Mensch. Es ist nur schlimm, daß die gemeine Denkweise dem Worte gut so vielfache Bedeutungen giebt, die es entweihen. Laßt uns darum sehen, meine Freundinnen, wem es eigentlich gebührt.

Sehen wir auf das Einzelne, worin sich der Mensch auszeichnet, so ist er theils von Körper gut, d. h. gesund, stark, gewandt, theils von Seiten des Geistes; und vergleichen wir beide, so entscheiden die Vorzüge des letzteren für die rechte Güte, denn der Geist ist alles in dem Menschen, ohne ihn sind wir nichts. Diese Vorzüge sind wiederum zwiefach: ein guter Kopf, ein gutes Herz. Und weil das innerste Wesen der Menschheit die Kraft ist, womit jeder als ein Ich fest stehet, deren wir uns nämlich als Freyheit bewußt sind, und weil diese unmittelbar in unserm Bewußtseyn das ist, was wir Herz nennen: so ist weiter begreiflich, daß wir die Güte des Menschen mehr in dem Herzen suchen, als in dem Kopfe. Indessen dürfen wir doch nicht denken, daß dieser so ein ganz von außen uns zugetheilter Vorzug sey, dessen Stärke oder Schwäche so gar nicht von unsrer Freyheit abhänge. Eigentlich ist derjenige der vollkommene Mensch, in welchem Kopf und Herz, Geist und Leib von gleicher Güte sind, d. h. dessen Menschenkraft so stark ist, als sie ihrer Individualität nach nur seyn kann. In ihm ist die Empfindungsfähigkeit und Reitzbarkeit im völligen Gleichgewicht und in zunehmender Energie. Er steht fest, wie es auch komme, er fühlt richtig und tief, und handelt im Denken und Wirken selbstständig. Allein es pflegt ja Einer nicht Alles zu besitzen. Die Kraft zeigt sich bald in dem Kopfe, bald in dem Herzen vorzüglicher.

In dem ersten Falle ist es theils ein heller Verstand und eine treffende oder gewandte Urtheilskraft; theils bey einem Reichthume von Vorstellungen ein geschäftiges, entweder im Verbinden oder im Trennen glückliches Associationsvermögen — jenes Witz, dieses Scharfsinn, beides und am meisten das letzte, welches vorzüglich den philosophischen Kopf macht, ein durch nichts gebundener Geist. Der Schwachkopf ist im Gegentheil dumm oder abgeschmackt und stumpfsinnig, meist dieses alles zugleich. Sollte das wohl so gradehin einer stiefmütterlichen Natur zuzuschreiben seyn, oder nicht vielmehr einer Verschuldung des Menschen selbst und seiner Erziehung? Manchmal ist es eine vorübergehende krankhafte Periode, meistens große Trägheit vom frühesten an. Ist denn auch nicht ein außerordentlicher Kopf von jedem zu fordern, so erwarten wir doch von jedem gesunden Menschenverstand und dessen Regsamkeit, als ursprünglich (Naturseltenheiten ausgenommen) von ihm selbst abhängig. Wer jenen besitzt und die damit erworbene Bildung, von dem sagt unsre gewöhnliche Sprache, er hat viel Geist.

Das gute Herz besteht theils in tiefem Gefühle (versteht sich in humanem, liebevollem), theils in einer Richtung zum edlen Handeln. Jenes pflegt man im gemeinen Leben dadurch zu bezeichnen, wenn man von jemand sagt, er hat ein gutes Gemüth, oder in der höheren Sprache, er hat

viel Seele; und die letztere Richtung macht, daß man von ihm urtheilt, er habe viel Herz.

Das alles sollte nun billig nicht so getrennt seyn, und würde es auch nicht seyn, wie unsre bisherigen Betrachtungen schon darauf hinwiesen, wenn der Geist in seinem Ersten und Tiefsten wirksam genug gewesen, und hierzu gehörig, nicht so einseitig, erweckt worden wäre. Davon liegt aber vieles in unsrer Vorwelt; und eben darum, weil dort in jener Dunkelheit der Geist mit der Bildung seines Organs zuerst seine einseitige Richtung nahm, und sich nachmals nur das zuschreibt, dessen er sich unmittelbar als von seiner Freyheit abhängend bewußt ist: so findet unter uns Menschen nur Zurechnung des Herzens Statt, und zwar in wie fern es handelt. Wird ein höheres Licht einst das Innerste des Geistes aufhüllen, so wird sich zeigen, wie auch die Kälte, die wir seinem Naturell zuschreiben, und selbst die Dummheit, welche sich etwa in ihm fand, sein Werk war.

Starke Regungen der Sympathie Deines Kindes zeigen Dir es als seelenvoll, dabey durchsetzende Thätigkeit als herzvoll, ein helles Auge mit Wißbegierde und eigenem Urtheile als geistvoll. Bemühe Dich, dieses dreyfache Gute in ihm zu erwecken und zu verbinden.

Jetzt müssen wir noch einen Blick tiefer thun, meine Freundinnen, um über die Menschengüte gründlich zu urtheilen. Der Geist wird in seinem

irdischen Leben beständig von der Thierheit angefochten, insgeheim und anhaltend, aber auch durch einzelne bemerkbare Reitzungen. Hat er sich in dem ersteren Falle, z. B. durch Schläfrigkeit im Denken und Fühlen u. dergl. schon vor dem Zustande des Bewußtseyns von dem Feinde einnehmen lassen, so ist das in ihm, was wir ein träges (phlegmatisches) Temperament nennen. Im entgegen gesetzten Falle ist sein Temperament ein reges, d. h. er besitzt ein lebhaftes Naturell. Ich muß Euch sagen, daß ich sonst wenig mit der ganzen Temperamentslehre anzufangen weiß, so viel man auch von alten Zeiten her darin gesucht hat; ich hoffe, bald wird das ziemlich begrifflose Wort ganz aus der Anthropologie verschwinden.

Der lebhafte Mensch wird nun hauptsächlich durch einzelne starke Eindrücke in seiner Besonnenheit angegriffen. Nichts anders als diese Kämpfe der Thierheit gegen einen lebenvollen Geist sind die Affecten. Hat er ihnen ein starkes Spiel eingeräumt, so ist er heftiger Gemüthsart, und er kommt wenig zu sich selbst; er entfernt sich also von der Humanität und Liebe, d. h. von der Menschengüte im Ganzen, so gut er auch in einzelnen Momenten noch seyn mag. Dieser Mensch wird nur von den Wellen des Lebens herumgeschaukelt, indem er nur grade mit so viel Kraft sich immer wieder aufrichtet, daß er nicht einmal für allemal erliege. Er reibt sich

durch das beständig gereitzte Leben frühzeitig für diese Erde auf. — Wenn nun vollends ein Mensch sich mit jener ursprünglichen Trägheit Einer Richtung hingegeben hat, so erscheint er in dieser Hinsicht gefesselt, in einem leidenden (passiven) Zustande, und das sollte man durchgehends mit dem Worte Leidenschaft bezeichnen. Es ist ein verwirrender Sprachgebrauch, wenn man mit leidenschaftlich, wie es gewöhnlich ist, den Zustand des Affects benennt. Jene tiefer gewurzelte Verderbtheit, welche dem kälteren Gemüthe eher eigen ist, als dem hitzigen, jenes bleibende Befestigtseyn an einen Gegenstand, welcher dem Geiste seine Schwingen gebunden hält, das ist die Leidenschaft. Darum ist Herzlosigkeit und Beschränktheit ihr zur Seite, und durch sie ist der Mensch gemeiniglich für die Humanität verloren. Wer z. B. dumm ist, hat sicher irgend eine Leidenschaft.

Es wird uns bald deutlicher werden. Der Mensch beweiset seine rechte Kraft im Leiden und im Meiden. In dem letzteren: er besiegt das Hinreissende der Lust durch Enthaltsamkeit und in dem Genusse selbst durch Mäßigung. In dem Leiden: nichts schreckt ihn, und er unterliegt keiner Furcht — er ist tapfer (muthvoll); er bleibt aber auch mitten in den Unannehmlichkeiten unüberwältigt — er ist geduldig, harret aus, setzet durch. Kurz in den Anwandlungen von Furcht, Schrecken und Unwillen (Zorn), wie von Reitz

zum Gelüsten, von Genießlust und Erregungen der Freude behält er sich selbst. Der Schwache wird entweder von dieser oder jener Seite hingerissen: wer aber in der Wurzel kräftig steht, wird es von keiner, und darum liegt nur in der Vereinigung aller dieser großen Gemüthsäußerungen die wahre Stärke des Geistes, welche sich, wenn sie einen hohen Grad errungen hat, als ein Ansichhalten, Besonnenheit, Freyheit in allen Bestürmungen behauptet, d. i. als Geistesgegenwart. In den einzelnen Angriffen zeigt sie sich entweder als Edelmuth, oder als Großmuth und Sanftmuth, oder als Heldenmuth, oder im Ganzen als Gleichmuth — lauter herrliche Erscheinungen der Humanität, Beweise der wahren Menschengüte, also jede für sich gut, ohne weitere Rücksicht, wie uns jede Blume an sich schön ist, ohne daß wir an ihren Nutzen denken, — mit einem Worte: Tugenden.

Wer mit seiner vollen Kraft sich erhebt, ergiebt sich nicht der einzelnen die Gesammtthätigkeit störender Richtung. Ein Mensch mit irgend einer Leidenschaft ist daher innerlich entstellt, wie ein verwachsener Körper äußerlich. Da ist alles auf eine Seite zu Einem Empfinden hinausgetrieben, so daß endlich der allgemeine Sinn für alles Andere sich verstockt. Ein Geist, in dessen Leben sich die Liebe kräftig bewegt, wird er nicht freyen Sinn für alles Schöne, Gute und Wahre behal-

ten? Wird irgend etwas zu einer Sucht in ihm? Und würde das, dann wäre seine Liebe am Ersterben! Das Hingeben an das Niedere in der Sinnenlust, oder wenn es etwas höherer Art ist, in der Habsucht, oder ist es noch ein wenig mehr zur Menschheit gekommen, in der Ehrsucht, Rechtssucht, Gefallsucht — alle diese Leidenschaften ziehen herab in ein armseliges, gebundenes Leben, und lassen kaum Zeit, an etwas Besseres zu denken. Kann da das Heiligste in dem Leben wirksam seyn? Kann in dem Begehren, Fühlen, Denken rege Humanität sich erheben? Oder führen nicht vielmehr die Leidenschaften in jenen elenden Zustand, den wir Laster nennen, d. h. in die tiefste Schlechtigkeit — Wollust, Geldgeitz, Ehrgeitz, und was daraus weiter erwächst, als Neid, Grausamkeit u. dergl.? Es läßt sich zeigen, wie die Selbstsucht die Quelle von allem diesem Unheil ist, wie es also nur in dem Grade gedeiht, als die Liebe mangelt, und wie es folglich zum Reiche des Hasses gehört. Aber wir wollen hier nicht von dem kranken Zustande der Menschheit reden.

Eigentlich hat jeder Mensch nur Eine Idee, welche sich in seinem ganzen Leben abbildet; wir nennen sie seine Grundmaxime, oder auch seinen Character. Wer zu der gemeinen Classe gehört, weiß selbst nicht recht um diese Idee, der cultivirtere Geist denkt sie aber manchmal in einem Gedanken. Dieser beherrscht ihn als der Grund-

gedanke, worin alles sein anderes Denken enthalten ist, und worauf es alle insgeheim abzielt. Ist er ein wahrhaft großer Mensch, so umfaßt er alles darin, was der Menschheit zukommt, und sein ganzes Denken ist eine Entwickelung des Tiefsten und des Unendlichen. Alle Wahrheit steht ihm offen. Er gelangt zur Allseitigkeit. Der innerlich kleine Mensch ist es durch die einseitige Richtung, worein ihn seine Leidenschaft einengt; er kann gar nicht ins Freye kommen; das Heiligthum der Wahrheit ist ihm verschlossen. Immer kommt er wieder auf seinen kleinlichen Gedanken zurück; so liegt dem Ehrsüchtigen z. B. immer nur der Gewinn oder Verlust seiner Ehre im Sinn, und er kann davon so wenig loskommen, als der Hungrige, den immer wieder sein leerer Magen mahnet. Das ist es, was wir unter herrschender Neigung verstehen. So gewiß sich von dem Hungernden voraussehen läßt, daß er alle Kräfte aufbieten wird, sich Speise zu verschaffen: so sicher läßt sich von einem Menschen, den eine Leidenschaft beherrscht, voraussagen, was er thun werde, und er ist bald durch und durch gekannt. Der Affectvolle hat seine schwache Seite, von welcher er augenblicklich darnieder geworfen wird: der kalte Leidenschaftliche steht fest, aber in einer Hauptneigung, worin der Kluge ihn ganz in seinen Sold zu nehmen weiß. Greift man dagegen diese an, so hat man den Menschen zum Feinde, und wäre man die Wahrheit selbst. Noch einiger-

maßen gut ist es dann, wenn er in Affect geräth, denn es ist alsdann noch nicht alles zur tödtenden Kälte erloschen. Uebrigens ist es natürlich, daß das, was zum Affect der Leidenschaftliche noch in sich hat, bey dem Angriffe seiner herrschenden Neigung entbrennen muß, und darum ist z. B. der Zorn des Ehrsüchtigen so furchtbar. Nur der Edle ist frey, unbestechlich, seiner selbst Herr, der Pflicht getreu, und wird seines Lebens froh in der Liebe. Diese Bemerkungen können uns einen Wink geben, wie der Kopf doch mehr, als man denkt, von dem Herzen insgeheim abhängt, und wie Unbildsamkeit mehr oder weniger Mangel der Liebe voraussetzt. Es ist dieses unter andern für die Regeln des Bestrafens der Jugend von den wichtigsten Folgen.

Bey einer tieferen Erforschung der menschlichen Natur giebt es vielleicht dadurch mehr Aufschluß über Affect und Leidenschaft, daß diese mehr in der Sensibilität sich befestigt, jener mehr als verstärkte Irritabilität, wie sich aus seinen unmittelbaren Wirkungen auf den Blutumlauf vermuthen läßt, das innere Gleichgewicht störet. Hier ist es uns genug, zu sehen, daß nur in der ungestörten Harmonie, mithin in der völligen Selbstbeherrschung, die Güte des Menschen besteht. Mancher kann sogar, wie z. B. ein Alexander, durch eine Leidenschaft groß seyn; er kann, wie uns die Geschichte des Tages immer Menschen genug aufweiset, durch eine gewisse Stärke des Geistes

sich auszeichnen; das hängt genau mit der kalten Gemüthsart zusammen: allein dieses ist nicht die wahre Menschengröße, und nicht in Gefühllosigkeit kann unsere Güte bestehen. Energie in Allem, mithin auch tiefes Gefühl bey der Selbstbeherrschung, das ist das Zeugniß einer mächtigen Grundkraft des Geistes. Also auch hier wieder die ewige Wahrheit: unsere Kraft und Güte lebt in der Liebe.

Daß ich nicht die Liebe und nicht den Haß weder in der Reihe der Affecten noch der Leidenschaften gelten lasse, wird Euch nun nicht befremden. Erstere, die freylich etwas mehr ist, als Verliebtseyn, ist dafür zu himmlisch, und der Haß, an sich betrachtet, zu teuflisch. Nicht „unselig Mittelding zwischen Thier und Engel" ist der Mensch, sondern der gute ist ein werdender Engel, welcher die Thierheit und die Bosheit beide unter sich besiegt hat.

Nun noch einige Anwendung von dieser Lehre auf die Jugend. Je frühere Kindheit, desto oberflächlicheres Abgleiten der Eindrücke; weiterhin tieferes Eindringen, doch immer noch schnelles Abstoßen. Das Jünglingsalter ist also die Periode der Affecten, und sie soll es seyn. Gewiß schaden sie auch da nicht; nur muß über sie die Besonnenheit ihr Haupt mehr und mehr erheben, und sie müssen als ein frohes Spiel der Jugend vorüberziehen. Denn mit der Entwickelung eines Organs ist auch ein stärkerer Reiß desselben ver-

bunden. So wie es nun im Körper hervorbricht, und den ganzen Organismus angreift, so entspricht diesem Zustande genau eine Veränderung, welche den Geist bewegt; und da diese Bewegungen immer tiefer in das Leben greifen, so wird Fühlen, Begehren und Denken zugleich eingenommen, (und darum ist in dem Affecte nichts davon besonders zu unterscheiden) die Besinnung übertäubt, und das ganze Bildungsgeschäft auf eine Zeit lang gehemmt. Man wird vielleicht noch manches über den geheimen Zusammenhang dieses geistigen Stillestehens und tactlosen Fortstoßens mit den Wachsthumsperioden entdecken. — So war unser Leben in seiner Morgendämmerung ein Spiel hüpfender Wellen, bald glänzte das Tagesgestirn hinein und immer heller; tiefer wurde der Strom bewegt, durch und durch bewegt, aber die erweiterten Kreise trieben sich gemessener aus einander, bis endlich heiter und sanftwallend und ruhig in seiner Tiefe, unser Leben dahinfließt. Denn ist nur der Geistestrieb stark genug, so muß mit der vollendeten Reife des Wachsthums auch ein völliges Gleichgewicht des Gereiztwerdens eintreten, in welcher Harmonie allein Allseitigkeit möglich wird. Und ist das etwas anders, als das helle Aufstrahlen jener heiligen himmlischen Flamme? Darum ist bey der herzlosen Jugend die Liebe nur eine vorüberziehende Affecterscheinung, welcher sie jetzt nicht mehr fähig sind, da die Gemüthlosigkeit einer Leidenschaft den Mann oder das Weib

übergiebt. Diese macht denn nun den egoistischen Character ganz klar und offenbar. Noch schlimmer ist es, wenn schon die Gemessenheit (Altklugheit) des Jünglings auf die tiefe Kälte und Leere hindeutete. Ein Alcibiades ist in sich mehr werth als ein sogar ordentlicher, aber tückischer Knabe, oder ein gefühlloser, geitziger, aber doch rechtlicher Jüngling. Ich weiß nicht, warum ich bey dem Anblick solcher Creaturen immer an die kalten Thiere denke, die man Amphibien nennt; und dagegen bey den affectvollen, die es über den Scheidepunct des Jugendalters hinaus sind, übrigens aber ganz herzvoll und freundlich, an die Vögel, welche ihre warmblütige Natur in unaufhörliche Beweglichkeit versetzt. Es ist doch noch schön, wenn sie singen; Gesang, Tanz und fröhliche Geselligkeit verarbeitet die Hitze des Lebens am glücklichsten.

Ihr lächelt, meine Freundinnen, indessen es ist Ernst darin, wichtiger Ernst für die ganze Bildung des Menschen, worüber ich mich zu seiner Zeit weiter erklären muß. Denn in der Kunst, die Leidenschaften gar nicht aufkommen, und die Affecten in eine schöne Gemüthsbewegung übergehen zu lassen, besteht das, was man die negative Erziehung nennen mag, welche auf ganze Völker eben so anwendbar ist, als auf einzelne Personen. Denn gewiß ist es, daß nur der sich selbst gegebene Geist sich frey und zum guten Menschen bilden kann. Die Güte des Menschen

ist

ist nämlich undenkbar ohne Freyheit; und diese erhebt sich nur in dem graden, aufrechten Emporsteigen der Kraft, womit der Geist aller Geister sein Bild in uns anlegte.

Man hat von jeher das, was man als das Beste in dem Menschen schätzt, mit einem gewichtvollen Worte bezeichnen wollen, dem unser gutes deutsches Tugend entspricht. Mit einem solchen benannten z. B. die Griechen und Römer hauptsächlich männliche Kraft, und Tapferkeit im Kriege; denn darin erschien ihnen der Mensch anfänglich am größesten. Allmählich wurde ihnen freylich die Humanität in ihrem rechten Grunde und ganzen Umfange mehr. Der Deutsche nahm die erste Bedeutung unsers Worts aus dem Tauglichen, trug es aber bald auf die geheimen Heilkräfte der Gewächse über, und ließ es dann die sanftern guten Eigenschaften des Menschen bezeichnen. So wurde ihm das schöne Geschlecht vorzugsweise das tugendsame; bis endlich auch das unsrige daran Theil nahm, wovon wir nicht das Wenigste edlen Müttern verdanken. Und nun hat dieses Wort bey uns unter der Hand unsrer sittlichen Lehrer einen so gehaltvollen Sinn erhalten, daß es schlechterdings in keine Sprache irgend einer Nation übersetzt werden kann. Auch für dieses unser Studium wird Euch nun die Tugend kein leerer Name seyn.

Sie ist die wahre Menschenkraft in ihrem Fortstreben. Darum steht sie auch in keinem

Theile unsers Daseyns vollendet da, denn sie ist unser Werden selbst, und zwar das herrlichste, das Wachsen in der Liebe, das Hinaufsteigen zum Unendlichen. Ihre Erscheinungen sind daher nach dem Alter und nach dem Geschlechte immer etwas verschieden.

Die Tugend ist die wahre Menschenkraft. Man lasse sich nicht durch Schein blenden. Auch die Leidenschaft hat ihre starke Wirksamkeit, aber wie ein Wasser, das durch eine Röhre mit Gewalt getrieben wird, oder wie ein krankhaftes Mißverhältniß irgend einer Körperkraft, welche die andern überflügelt, und ohne Werth an sich. Die Tugend nur, (d. i. die Liebe) ist der reine unerschöpfliche Quell des kräftigen Lebens. Eben so sind das nur heftige Paroxysmen, wie die des Fieberkranken, wo der Affect sich mächtig äußert. Man kann sich gar sehr täuschen, wenn man z. B. darum den Knaben für eigentlich kraftvoll hält, weil er lebhaft ist. Oft schon erkannte ich grade in solchen Ausbrüchen (der Hypersthenie oder Asthenie) ein äußerst schwaches Innere, und wurde gerechtfertiget. Grade in dem Urtheile über Menschenkraft haben die Menschen hauptsächlich ihre Einseitigkeit bewiesen (darum wird es z. B. der jetzigen Einrichtung unsrer Universitäten nie ganz gelingen die Barbarey des Duells abzuschaffen); und nun werdet Ihr auch einsehen, daß die Idee der Größe, welche sich im Verlaufe der Geschichte ausbildet, genau mit der Idee der Kraft und der Güte

zusammenhängt. Auch wird es Euch klar seyn, daß der Erste Trieb der Tugend uns als etwas Himmlisches, als ein Genius, gleich dem, welcher den Dichter bildet, unerklärbar bleiben muß. Sie ist ja nichts anders als das Heilige in der Liebe, so wie es in der Natur des Menschen ihren Anlagen gemäß hervorbricht. Sie ist das wahrste Erzeugniß dieser Natur, und so wie sie dem Menschen seine (wahre) Eigenthümlichkeit nimmt, ist sie schon in Affectation übergegangen, und dann ist sie nicht mehr Tugend. Die Güte unsrer Kinder, meine Freundinnen, ist demnach ihre als Tugend sich entwickelnde Natur und Individualität.

Neunzehnter Brief.

Ihr habt ganz recht, meine Freundinnen, wenn Ihr denkt, daß die wahre Menschengüte alles Gute, Große und Herrliche enthalten muß, was man nur an unsrer Natur preisen mag, und daß wir uns also an uns selbst versündigen würden, wenn wir etwas von dem Begriffe, der das alles mit dem einen Worte Tugend sagen soll, ausschlössen. Wir dürfen es freylich nicht in dem gemeinen Sprachgebrauch nehmen, welcher ja auch das Wort Sittlichkeit hat. Doch es gilt uns um die Sache. Wir suchen, so weit wie möglich, in das Innerste einzudringen, um darin zu schauen, was den guten Menschen macht, und wie es sich in ihm äußert. Da ich Euch auf das Richtige glaube hingedeutet zu haben, so bin ich Euch nun auch schuldig, seine Wirksamkeit in den mannigfaltigen Erscheinungen edler Menschheit aufzuweisen.

Die Humanität kann anfänglich nur als ein dunkles Gefühl in uns wirken. In dem erwachsenen Menschen setzen wir es auch dann voraus, wenn er gleich ein Wilder wäre, als Menschlichkeit. Sie muß in allen seinen Bewegungen hervorscheinen, in dem Grade, als er edler Art ist.

Eben so muß sie auch in dem Säugling sich zeigen. Ihre allgemeinste und deutlichste Offenbarung ist die Menschengestalt. Die Griechen, bey welchen dieses Gefühl vorzüglich stark war, und die durch sie gebildeten Römer, gaben daher den Geschöpfen ihrer Mythologie und Kunst, wenn sie etwas Thierisches in ihrem Character hatten, auch eine in die Thierheit übergehende Gestalt; so waren z. B. ihre Satyren, Faunen, Sirenen, Harpyien. Dasselbe leitete auch neuere Dichter. Durch keinen Anblick wird das Bewußtseyn unserer Natur und Würde sympathetischer in uns aufgeregt, als durch den Anblick eines Menschen. Nichts Liebers kann den Menschen erscheinen, als diese Gestalt, und nichts Heiligeres.

Was war des ersten Menschen schönster Traum und seligstes Erwachen? Nicht bloß, daß ein Weib neben ihm stand, sondern noch mehr, daß Er und Sie, daß Beide ihrer Menschheit gegenseitig aufs herrlichste inne wurden. Und diese erweiterte sich, so wie sie Kinder bekamen. Man müßte mit Bewußtseyn in jenem einsamen Zustande gewesen seyn, wenn man recht schätzen wollte, wie wir durch Menschen erst Menschen werden. Der Blick auf unsere Kinder kann uns daran erinnern. Unser innerstes Leben schmachtet dahin, wenn es nicht andere Menschen in sich aufnimmt; darum treibt uns die Humanität schon als dunkler Trieb zu ihnen hin, daß wir so viele liebevoll in unser

Daseyn aufnehmen, als unser glücklicher Stern uns nur zuführt. Sie wirkt also als Geselligkeitstrieb. Je lebendiger das Gefühl desselben in den Menschen ist, desto unfähiger sind sie zu den Lastern der Gesellschaft, und desto natürlicher fließen alle Tugenden der geselligen Verhältnisse daraus hervor.

Wie die Tugenden der Selbstständigkeit mit denen des geselligen Lebens in der Wurzel Eins sind, sehet Ihr an der Schamhaftigkeit des Kindes. Hier, in dem, was bloß in Absicht auf es selbst schon Tugend ist, als Abscheu gegen das Thierische in sich, ist mit der Selbstachtung zugleich die Achtung bey Andern und für sie innigst verflossen. Denn es schämet sich vor sich selbst, als hätte es ein zweytes Wesen seiner Art vor sich; der edel denkende Mensch schämt sich sogar seines schlechten Gedankens. Hierin liegt viel, sehr viel. Ich begreife in der That nicht, warum die Moralisten nicht mehr darauf geachtet haben. In keiner Aeußerung vereinigt die Humanität ihre verschiedenen Strahlen, z. B. Gefühl der Würde, Geselligkeit, Religion (als heilige Scheu) — so helle in einen Brennpunct. Das erröthende Kind ist sein sichtbar gewordener Schutzgeist selbst.

Jener Trieb, worein wir das Erste der Menschengüte setzen, ließ uns nicht bey dem Eindrucke stehen bleiben, überhaupt nicht bey dem Sinnlichen: er strebt zur Unendlichkeit hin, empfin-

det die Fessel der Gegenwart und Wirklichkeit mit Wehmuth, sehnet sich nach dem Besseren, und ahndet außer dieser Welt noch eine übersinnliche Ordnung der Dinge. Er ergreift daher liebend den Gegenstand, der ihm diese verheißt; und dieses Ergreifen ist im allgemeinsten die Religion. Wir lernten sie schon als die höchste Blüthe der Liebe kennen. Hier sehen wir sie deutlicher, als Erzeugniß jenes Triebes, und können daher sagen, daß, wo sie in einem Gemüthe fehlt, das Gemüth sich selbst fehle; und daß sie schon früh in dem Herzen des guten Kindes wohnen müsse, ehe dieses noch ein Wort dafür hat.

Die Religion ist die Erhebung über das Weltliche. Sie wird daher von zwey Seiten zugleich in uns entwickelt. Um dieses zu sehen, werfet wieder einmal einen Blick in Euer Gemüth und in Eure Jugend. Du empfandest einen schönen Tag, genügte Dir es damit? Du sahest ja nicht bloß, auch in Deiner Phantasie ging ja, erweckt durch den Anblick der Wirklichkeit, ein Bild von einem schöneren Frühling herauf, und von einem herrlicheren Leben mit Deinen Lieben; und wenn Du das auch nicht deutlich dachtest, so wurdest Du doch von einer stillen Sehnsucht gezogen. Diese empfandest Du als Kind in einzelnen Momenten; sie wuchs mit der Jugend, und sie wird in dem Greisenalter zu einem frohen Zuge des müden Wandrers nach der Heimath. So konntest Du

auch schon als Kind Dich nicht in dem bloßen Genusse verlieren. Du suchtest etwas Höheres, und sahest Dich freundlich nach dem Geber um. Dieses Hinaufsehen nach einer gebenden Güte wurde Dir früh zum Bedürfniß. Wir nennen das Dankbarkeit. Mit ihr verband sich Vertrauen und Folgsamkeit, und in allem diesem wuchs die Liebe. Nirgends genügte Dir das Aeußere, das Innere suchtest Du überall. Da war Dir denn die Welt belebt, Deine Seele sprach mit den Blumen, geistige Wesen walteten in allem; und nachdem Dein unruhiges Suchen den rechten Gegenstand gefunden hatte, als man Dir von dem Vater alles Guten sagte, so erweiterte sich nun in seiner Anbetung Dein Geist ins Unendliche. — Zugleich wurde der religiöse Sinn noch von einer andern Seite entfaltet. Du verlorst Dich auch in bewußtloser Kindheit nicht an die Gewalt des Eindrucks, vielmehr setztest Du ihm Deine Kraft entgegen. So strömte von Moment zu Moment Dein Leben, ähnlich dem Anschlagen der Wellen an das feste Ufer, und Du setztest selbst das Maaß (vielleicht das Erste des Tacts), worin sich Dein Ich erhob, und Du Dir Deines Daseyns zuerst in einzelnen Momenten bewußt wardst. Diese flossen zusammen, daß Du längere Zeiten übersahest; auch diese rückten an einander, bis Dir die Zeit ein ins Unendliche fortfließendes Ganzes wurde, und in Dir, da Du über aller Zeit Dich selbst hattest, die Idee der Ewigkeit auferstand.

Eben so hattest Du Anfangs die Gegenstände nur einzeln vor Dir, der sondernde Nebel zerrann, endlich lag die Welt als ein unabsehbares Ganzes da, und Du dachtest Dir noch mehreres jenseits Deines Gesichtskreises, der Raum zog sich Dir ins Unendliche. Und so ist Dir in allem eine Anschauung des Unendlichen aufgegangen. Je mehr Du Dich von den einzelnen Genüssen und Eindrücken losrissest, desto mehr erhobst Du Dich über ein Leben, wie das Leben des Kindes ist, das nur in Zeittheilchen bestand; und in demselben Grade näherte st Du Dich dem Gefühle des Zusammenhangs in Dir selbst, dem Gefühle Deiner Dauer und Deines ewigen Bestehens. Du hieltst Dich in allen Momenten fest, und so wurdest Du Deiner Freyheit, Deiner Ewigkeit, Deiner Bürgerschaft in einer übersinnlichen Welt recht lebendig inne. Wärest Du sinnlicher (gemeiner) Denkart gewesen, so würde Dir nicht dieser religiöse Sinn sich aufgeschlossen haben. Das, was so durch die Außenwelt und durch Dein Selbstbewußtseyn in Dir erweckt wurde, floß beständig in Eins, und darin strebte Deine Liebe über alles Irdische hinaus. Es verband sich damit die Vorstellung von dem geistigen Wirken und dem Höchsten darin, und so bildete sich in Deinem Geiste die Idee der Gottheit, Deiner Unsterblichkeit und ewigen Vervollkommnung, und der göttlichen Weltregierung. Diese Idee ist Geist und Leben in Dir. Das ist Deine Religion.

Ihr habt die Religion in Euch in einer bestimmten Gestalt erblickt, denn wo sie in einem Gemüthe wirklich ist, da ist sie etwas, das sich genau darnach geformt hat. Eben deßhalb ist sie bey keinem Menschen ganz wie bey dem andern, und sie erscheint unendlich vielfach gestaltet, anders bey dem Kinde, anders bey dem Jüngling, anders bey dem, der in der Vernunftreife steht, und anders bey dem Rohen; anders bey dieser Nation, anders bey jener. Sie muß sich in uns selbst mit unsrer fortgehenden Bildung anders ausdrücken. Der Geist bleibt freylich derselbe. Was dem Aufgeklärten jene höchsten Ideen sind, das sind dem kindlichen Alter bildliche Vorstellungen, worauf wir nicht herabsehen sollen als auf etwas Nichtiges. Ich hörte ein fünfjähriges Mädchen in seinem Abendgebete leise sagen: „Gute Nacht, Vater im Himmel, — laß auch die Blumen nicht erfrieren!“ — und ein anderes, etwas älter, hörte ich, wie es sich liebliche Dichtungen von dem Himmel machte; — ein Knabe desselben Alters fragte angelegentlich nach den Beschäftigungen, die man dort triebe. In diesen mythischen Vorstellungen (so nennt sie das Zeitalter der Vernunft) ist wahrlich mehr Religion, als in abstracten Begriffen, die man als allgemeingültige Wahrheiten aufstellen kann. Und wollte man jene verwerfen, so würden auch diese ohne Gehalt bleiben, denn man würde den religiösen Sinn wie eine Frühlingsknospe unter dem Schnee ersterben lassen; und ist

denn in irgend einem Zeitpuncte die Religion in uns etwas Vollendetes? Ihr Geist ist ja nichts anders als die sich erhöhende Liebe. Diese, nur diese legt das Zeugniß von der Religiosität eines Gemüthes ab, nicht seine Lehrmeinungen. Ueberhaupt sind Religionslehren etwas ganz anders; sie haben ihren Werth nur darin, wenn sie in dem Vortrage Geist und Leben werden. Weil aber jeder in seiner Religion sein Heiligstes fühlt, so wird er versucht, es an eine gewisse Gestalt zu befestigen, und die seinige allen anzusinnen. Laßt uns aber nie vergessen, daß das Heiligste in uns auch das Unaussprechlichste ist, daß der Geist, nicht der Buchstabe lebendig macht, und daß nur das liebende Gemüth wahre Religion hat, und nur das religiöse wahrhaftig liebt.

Aus jenem ersten Triebe geht noch mehr Gutes hervor. Zu der Zeit, wenn der Mensch nicht mehr in dem Zustande des Gereitztwerdens sich befindet, sondern mit Ruhe der Welt gegenüber stehet, bemerket er Gegenstände, in welchen seine innere Harmonie sich abspiegelt. Bey diesen weilet er mit Wohlgefallen, und nennet sie schön. Der Sinn dafür kann nur mit der Ruhe und Reife des Geistes sich vollenden, aber auch in dem Kinde bricht er schon in den Augenblicken ruhiger Betrachtung hervor. Wir sehen hier zugleich den Grund von dem Zauber, womit die Schönheit dem Gemüthe Stille gebietet; zuerst

in der Natur, und dann in der Kunst. Sie ist das Höchste, wohin der vornehmste weltliche Sinn, das Auge, den guten Geist hinzieht; er will etwas Schönes außer sich sehen, und besitzt er Geschicklichkeit, das Schönste in ihm außer sich hinstellen. Aber darum wäre es doch Einseitigkeit, die schöne Kunst überhaupt für das Höchste zu halten. Denn eine höhere Thätigkeit ist es, in sich selbst bilden, seine Thätigkeit selbst, sein Leben zur Vollendung bilden.

Das Organ des Ohrs gewährt zwar auch Eindrücke des Schönen, aber es liegt mehr darin als Sichtbares: das Geistige wird unmittelbar darin empfunden. Daher wirkt es schon in das Tiefste des Geistes als Rührung, und auch das ist eine Aeußerung der Humanität. Stärker werden die Rührungen durch das innigste Verfließen des Denkens und Fühlens, wie es bey dem vorzüglich guten Menschen der Fall ist. Ihr höchster Grad wird bey dem Ansehen oder Anhören des Erhabenen vernommen, worin das Gefühl unsrer Erhabenheit über alles, was Natur ist, unsrer Freyheit, in das lebendigste Bewußtseyn hervortritt.

Die Humanität in uns will sich an unserm ganzen Daseyn und auch außer uns erblicken. Was ihr nun darin angemessen ist, nennen wir das Sittliche (Moralische). Und da sie sich ganz vorzüglich in der Sprache ausdruckt, so sucht sie einen darin angegebenen Maaßstab des menschlichen Thuns und Lassens als Gesetz und als

Sittensprüche. Ihr wisset schon, wie sie in dem Kinde, und weiterhin durch unser ganzes Leben, als gutartiges Gefühl der Sympathie, der Herzlichkeit und des Anständigen wirkt, und wie die Tugenden als natürliche Neigungen aus dem guten Menschen hervorquellen. Allein damit ist es ihm, wenn er zur Besonnenheit gelangt ist, nicht genug. Er denkt sich alsdann ein höchstes, inneres Gesetz — das Sittengesetz — er fühlt sich diesem verbunden, und die durch dasselbe vorgeschriebene Handlung als seine Pflicht, er denkt sich: ich soll, und ich will, was ich soll. Dieses wiederholt sich nun öfters in den Associationen, es erwächst ein reges Pflichtgefühl — moralisches Gefühl und Gewissen — welches mit dem Wachsen der Liebe sich verstärkt und mit der Religion zusammenfließt. So ziemt es dem besonnenen Menschen bey der anerkannten Pflicht fest zu stehen, wie bey dem Gedanken seiner Ueberzeugung, und gölte es Leben und Tod. Weichliche Tugend ist eine schwache Tugend, so süße Worte man auch dabey sich selbst und andern geben mag. In einer unvollkommenen Verfassung, wie die gegenwärtige der Menschen ist, fehlt es freylich nicht an schweren Lagen, wo wir in der Pflicht alles Irdische aufgeben müssen. Allein eben darin fühlt mit frohem Muthe der wahrhaft gute Mensch sein höchstes Gefühl des Erhabenen und der Religion. So verschied der Erlöser am Kreuze, so trank Socrates den Giftbecher, so erkrankt die

Mutter um ihr Kind, so stirbt der Mann in seinem Berufe. Von weltlicher Seite angesehen allerdings ein Opfer, das der Pflicht gebracht wird: aber schlecht steht es um das innere Leben, wenn es auch diesem einen schweren Kampf kostet. Die Liebe verlangt alles, sie rechnet nicht, und sie giebt dafür Seligkeit.

Das sind einzelne Lagen. Im Lebensganzen müssen bey weitem die meisten Momente Aeußerungen eines leisen Gefühls der Humanität und edler Neigungen seyn, sonst ist wenig Tugend herrschend. Einem Kinde sagen: „Handle nach Pflicht!“ heißt den einjährigen Bäumchen zurufen: „Treibe einen reifen Apfel!“ Das Bäumchen läßt sich in seiner Natur nicht irre machen, aber was thut das Kind? Es hört Eure Worte, lernt sie, thut Euch etwas zu Gefallen, und endlich spricht es zu sich selbst: „Ich handle aus Pflicht!“ — wenn es sagen sollte: „Ich handle mit Verdruß, oder aus Begierde nach Lob;“ und es gelangt nun nie recht zu jener hohen Anschauung des wahren Pflichtgefühls, auch dann nicht, wenn seine Zeit dazu wäre. Nichts anders ist das sogenannte Pflichthandeln, wo der kalte Mensch zu sich selbst sagt: „Siehe, ich zwinge mich doch zur Pflicht!“ — nichts anders, sage ich, als die feinste Maske geheimer Heucheley, welche den Eigendünkel nur noch mehr nähret. Für die Welt ist freylich dieser Egoismus nutzbarer als jede andere Leidenschaft. — Ich weiß wohl, daß das nicht die Lehre gepriesener

Moralsysteme ist: allein wenn diese anders wollen, so ist das eine den guten Menschen, welche meist im Denken (Philosophiren) leben, sehr geläufige Täuschung. Sie tragen nämlich alsdann das Moment, worin sie sich des Sollens rein bewußt sind, auf das ganze Leben über, und sagen, so solle dieses überall seyn, um des Sollens willen solle man überhaupt leben. Nicht doch! Welche Unnatur wäre das! Welches Verderben müßte da vorher das Innere verwüstet haben, wenn alle natürliche Keime der Humanität durch die deutlich gedachte Pflicht erst hinein gezwungen würden! Da müßte z. B. auch jedes Wörtchen, bevor wir es sprächen, wohl erwogen werden! Armselige Menschen, die so nichts mehr vom Herzen wegzusprechen hätten, und sich beständig nur in dem Spiegel sähen! Sie wären zu einem ewigen Repräsentiren verdammt! — Nein, gute Frauen, man soll nicht immer sollen, und ein Leben, worin die Pflicht jeden Augenblick vorkommt, ist nicht einmal ein wahres Pflichtenleben. Das Leben des Tugendhaften ist in Allem freyer Herzenserguß, und es würde dennoch auch in dem, was ohne deutliches Bewußtseyn darin vorgeht, vor der Sittenregel bestehen; nur in manchen ernsten Fällen steht es in dem Pflichtgedanken da, der nicht mehr und nicht weniger Werth hat, als jeder andere aus dem Innersten hervorgegangene gute Gedanke, er wirkt dann wieder begeisternd auf das Lebensganze zurück, und zerfließet damit in Eins.

Der Mann denkt ihn vermuthlich öfter, aber in dem Gefühle des Weibes ist er doch auch vorhanden. Die Natur will aber keineswegs, daß wir ununterbrochen denken sollen, und noch weniger soll es das Kindesalter. Sonst hätte sie z. B. den Schlaf verbannt, und überhaupt alles anders veranstaltet.

Jedoch dürfen wir auch nicht übersehen, daß die Natur uns zur Vernunft führt, welche nach Zwecken handelt, alles nach einem Endzwecke ordnet, und was dazu diene, immer deutlicher einzusehen sucht, um es zur Weisheit zu bringen. Nicht als ob das ein großer Mensch sey, der in der geringsten Bewegung sich einen Zweck denkt, denn es gehört mit in unsere Entwickelung, daß vieles als freyes Spiel hervortreibe: aber der ist es, dessen Natur nirgends dem Plane seines Daseyns widerspricht, und der, wo es nöthig ist, durch sein Denken diesen Plan durchführt.

Auch in der vernehmbaren, d. h. zunächst die Vernunft darstellenden Humanität, in der Sprache, bildet sich die Güte des Menschen ab. Darum ist die richtige Sprachentwickelung ein so wichtiger Theil der Erziehung, besonders zur inneren und äußeren Wahrheit. Die Beweglichkeit des Organs der Stimme, dabey das Angesicht mit seinen Mienen, und die Geberden des ganzen Leibes, sind gänzlich für den Ausdruck des inneren Lebens gemacht; und je besser dieses, desto edler wird der

äußere

äußere Mensch dastehen und sich bewegen. Selbst die körperlichen Geschicklichkeiten hängen durch feine Fäden mit der Geistestugend zusammen. Und ohne in jenes Dunkel zurück zu gehen, wo der Geist in seinem ersten Beginnen sich mit dem Leibe seine künftigen Talente anlegte, sehen wir doch, daß von seiner inneren Güte auch jetzt noch sogar die Genialität abhängt. Schon jedes Kind hat seine poetische Periode, und während der Erwachsene in seiner Stunde der Weihe lebt, ist er gewiß gut. Singt jemand nur einige Töne von Herzensgrunde, so ist das etwas an sich Gutes. — Wiederholen wir uns hierbey, was wir von der Geistesfreyheit des Tugendhaften, von den Hinderungen durch den Affect und der Beschränkung durch die Leidenschaft einsahen: so werden wir nicht mehr zweifeln, daß das Vortreffliche in den Menschen nichts Getheiltes sey, und der Nebel, der das Einzelne, welches hervorleuchtet, getrennt zeigte, wird allmählich zerrinnen. In dem edlen Menschen ist alles gut und nichts schlecht. Wohl vermögen wir nicht Alle Alles; die Gaben sind verschieden ausgetheilt; der eine zeichnet sich aus von Seiten des Kopfes, der andere von Seiten des Herzens, und das bald auf diese, bald auf jene Art. Allein keine Religion, keine Sittlichkeit, keine Vernunft, kein Talent ist ächte Güte, wenn es nicht aus edler Menschenkraft lebendig hervorquillt. Die einzelne Gabe und die Stunde ihres Hervorglänzens erhält erst durch ihren Zu-

sammenhang mit der ganzen inneren Menschheit ihren Werth, wenn wir nämlich auf einen höheren Werth sehen als den des Nutzens.

Die vollendete Kenntniß eines Menschen würde ihn uns so zeigen, daß er als Eins in Allem vor uns steht. Wir würden das, was sich in seinem ganzen Leben bewegt, den Geist selbst sehen. Diese Anschauung, wozu nur die Freundschaft, wie wir wissen, annähert, ist nie ganz möglich. Auch unsere Belehrung über das Vortreffliche des Menschen überhaupt ist nur ein stückweise fortgehendes Betrachten. Nur müssen wir es immer wieder suchen auf Eines zusammen zu führen. Dieses Eine nennt nun Tugend, nennt es Weisheit, nennt es Humanität, nennt es Liebe: es ist doch immer mehr als jedes Wort, und selbst das letzte deutet es nur mehr an in seinem Tiefsten, als daß es das Heiligste ausspricht, und das erste bezeichnet uns nur die stärkeren Aeußerungen jener edlen Kraft. Ist sie stark, so ist nur das Lebensganze des Menschen das rechte Wort dafür. Und dann blühet und reifet darin alles zu seiner Zeit. Das Allgemeine der Sittlichkeit, der Religion und alles Herrlichen der Menschheit gestaltet sich in ihm zu der seiner individuellen Natur eigenthümlichen Schönheit. Das ist es, was die Erziehung bey jedem einzelnen Kinde zum Zwecke hat.

Zwanzigster Brief.

Das Höchste, wozu es die Natur bringen konnte, ist, daß sie uns zur Vernunft und zum Selbstbewußtseyn geführt hat, und das Beste, was sie uns gab, ist, daß sie uns dieses Beste erkennen, und als unsere Bestimmung mit Freyheit erwählen ließ. Ihr habt nicht nur Eure Bestimmung durch die Natur erhalten, wie alle andere Dinge, sondern Ihr denkt sie auch. Denn Ihr bildet Euch Ideen von Allem, wie es ist und wie es seyn soll, von der Welt, von dem menschlichen Wesen, von Euerm Leben, von Euch selbst; Ideen, welche Eure Thätigkeit begeistern. Darin erkennet Ihr den Trieb der Humanität, der in das Unendliche fortwächst, am stärksten.

Die Sinnenanschauung genügt uns nicht, wir suchen ihre Vollendung in der Idee der Schönheit; unser jetziges Leben genügt uns nicht, es hat uns die Idee eines Höchsten erweckt, das wir Seligkeit nennen; auch unser Denken sucht Vollendung in der Wahrheit, unser Handeln überhaupt in der Weisheit. Diese vierfache Idee vereinigt sich in uns zu dem Ideale einer herrlichen Welt, an welcher wir in uns und außer uns bilden als ihre würdigen Bürger.

Freylich, meine Freundinnen, haben wir diese Ideen nicht immer mit deutlichem Bewußtseyn vor uns; das Reflectiren darauf ist mehr die Sache des denkseligen Menschen: allein sie liegen jederzeit in dem Fortstreben unsers Geistes, der ihnen in dem Grade näher kommt, als er gut ist. Und doch werden sie nie erreicht, weil es Ideen sind. Sobald wir wähnten die Höhe erstiegen zu haben, läge auch das Bildungsgeschäft darnieder. Wir werden beständig zu diesem Nachlassen versucht, weil wir in der Gegenwart unsere Schranken fühlen, aber grade dieses soll unser Freyheitsgefühl zur höheren Thätigkeit aufrufen. Daher ist Trägheit die Wurzel aller Fehlerhaftigkeit des Geistes; sie ist das, was bey dem sinnlichen Menschen herrscht. Er hat keinen Zug mehr zum höchsten Schönen, d. h. er ist geschmacklos, es liegt ihm alles an dem irdischen Genusse, es ist ihm genug einzelnes, was ihm dient zu wissen, er ist also voller Vorurtheile, und was er jetzt ist, darin ist er sich alles, d. h. er ist stolz. Der Edle dagegen strebt in allem dem weiter, d. h. er hat Geschmack, himmlischen Sinn, Wahrheitsliebe, Demuth.

Die Wahrheit ist allerdings auch etwas, das von uns nie ganz aufgefunden wird. Denn die einzelne Kenntniß, welche wir so zu nennen pflegen, ist noch lange nicht das. Dazu müßte sie erst durch und durch anschaulich und in ihrem Zusammenhange erkannt seyn, und hierzu bedürften

wir erst der vollkommensten Einsicht in das Weltganze und in uns selbst. Die willkührlich geformten Begriffe sind uns nur Mittel des Nachforschens; zum Heiligthume der Wahrheit selbst wallfahrten wir indessen unermüdet. — So bleiben auch viele Menschen auf dem Wege zu ihrer Bestimmung stehen, wenn sie zu der Meinung gelangt sind, daß sie nun etwas wären, daß sie nun fertig seyen, daß sie nun in allem das Rechte gefunden hätten. Dieses ist das Schicksal der meisten Menschen gegen die beendigte körperliche Ausbildung hin, und darum hat man selbst bey den Gebildeteren die Vermuthung, daß sie nach ihrem vierzigsten oder funfzigsten Jahre nicht mehr von ihren Gedanken und Gesinnungen abgehen, d. h. daß der Character dann gleichsam versteinert sey. — Dasselbe gilt von der Bildung des Geschmacks und von den Vorstellungen über Glückseligkeit.

So wie man nun zur Reife der Vernunft gelangt ist, sieht man die Natur sich unterworfen. Ist der Mensch gemeiner Art, so läßt er es dabey, wie es ihm von seinen Vorgängern überliefert ist (es läßt sich schon an dem Kinde erkennen, ob es das thun werde): der edlere dagegen sucht alles nach Vernunftzwecken zu vervollkommnen; er verbessert an sich und an der Welt. Und so erhebt er sich zu einem Leben nach Ideen. Da nun aus der Eigenthümlichkeit eines jeden auch etwas Besonderes, das ihn auszeichnet, erwachsen muß;

so können wir überzeugt seyn, daß wenn er zur Reife des Bewußtseyns und zur Tugend gelangt ist, dieses als eine eigene Idee von dem, was er solle, vor seine Seele tritt. Das ist das Herrliche, wovon ich Euch schrieb, daß es die Natur in jedem Menschen angelegt habe, das ist das Besondere, das Individuelle, seiner Bestimmung. In dieser characteristischen Idee unterscheidet sich jeder gute Mensch von jedem andern, er hat sich selbst darin gefaßt, und daher ist mit ihr die Jugenderziehung beendigt. Damit sollte eigentlich das Erwählen seines Standes oder Geschäftes bey unsrer Jugend erst anfangen: aber wie weit ist unsere gewöhnliche Erziehung noch davon entfernt! Darum steht aber auch fast niemand an seinem Platze, und darum ist gemeiniglich unser ideales Leben mit unsrer weltlichen Wirksamkeit im Widerspruch.

Durch die Vernunft reflectirt auch der Geist auf sich selbst, und erkennet sich im Gegensatze mit der äußeren Natur als eine innere Kraft, d. h. als Freyheit. Da sehet Ihr also, meine Lieben, wie die Freyheit nur eine andere Ansicht ist von der Natur, wie sie eigentlich das Innerste eines geistigen Wesens ist, wie sie ganz Eins ist, mit dem Anschauen seiner selbst. Von der Außenseite angesehen, d. h. in wie fern auf uns von außen gewirkt wird, gehören wir allerdings mit zur Natur, und man muß endlich dahin kommen,

daß man den ganzen Menschen physisch erkläret. Das Tiefste bleibt zwar ewig ein Geheimniß des Selbstbewußtseyns: allein man wird z. B. doch dahin kommen, daß man siehet, warum der Geist grade diese einzelnen Organe und diesen ganzen Organismus so constituire. Dabey wird eben so gewiß der Glaube an das Geistige, an Freyheit und Unsterblichkeit bestehen, als die Menschen ein Inneres behalten; denn dieses, wie wir aus uns selbst wohl wissen, ist höher als alle Zweifel, und läßt uns auch dann keinen Anstoß nehmen, wenn wir den Menschen ganz zum Gegenstande der Naturforschung machen.

Aus dem Standpunct der Vernunft angesehen wird das Sittliche in uns zur Idee der Heiligkeit, die Religion zum Vernunftglauben. Sind aber das bloße Gedanken, Speculationen, so sind sie nicht mehr und nicht weniger werth als das tactmäßige Ablesen einer Gesetztafel, oder die Anstrengung des Schachspielers. Wer auf diesem Standpuncte, dem der Wissenschaft, stehet, dem ist es äußerst schwer, sich wieder in den entgegengesetzten der Naturentwickelung, d. h. in den pädagogischen zu versetzen; und wer dieses nicht kann, schickt sich durchaus nicht zum Erzieher, nicht einmal zum Lehrer der Jugend. Es wäre z. B. ein naturwidriges, zerstörendes Verfahren, wenn ich meinem Kinde die Pflicht, seine Aeltern zu lieben,

oder seine Religion erst durch Demonstrationen beybringen wollte. Da müßte ich freylich warten, bis es, so Gott will! zu einem Transscendentalphilosophen herangewachsen wäre. Die Natur macht es anders, und Dank sey es der ewigen Liebe! Sie — die Liebe, oder die Natur, wie Ihr wollt — nimmt in der Zärtlichkeit der Mutter das Kind auf den Arm, versorgt es in der Treue des Vaters, und läßt sich bilden in der Folgsamkeit des Kindes; dann sagt sie sich in einer Stunde der Ueberlegung: das ist Pflicht; und es ist ihr wohl in dieser Zusammenstimmung mit sich selbst.

Darum rufe ich so gern Euch zu: heilig sey uns die Natur!

Eben jene doppelte Ansicht erschwert uns auch alles Denken und Lehren über den Menschen, daß wir immer bald hier, bald dort einlenken müssen. Wäre er bloß Natur, so ließe sich alles ungehindert eins aus dem andern befriedigend erklären. Allein so ist es anders. Wie wenn zwey helle Spiegel gegen einander über stehen, und sich ihr Licht und ihr Bild einander zuwerfen: so spiegeln sich die Außenwelt und unser Innerstes als Natur und Freyheit in einander, und in diesem Reflectiren stehet das Ich da. Ich sehe hierhin, ich sehe dahin; ich sehe mich im Wiederschein der Natur, und halte mit Worten fest, was ich da von mir entdecke: ich sehe

die Natur sammt mir wieder in der Reflexion auf mich selbst, und gebe dem, was ich so in der Natur finde, wieder Namen von dem Meinigen. Dort glaube ich mich als ein anderes Wesen gesehen zu haben, und hier als ein anderes: und doch bin ich in der Mitte, das Sehende und Gesehene zugleich, und ich habe das, worin dieses so Eins ist, mein wahres Selbst, nie aufgefaßt. Mir selbst ein ewiges Räthsel treibt mich der Trieb zu erforschen beständig im Kreise um mich herum. Darum, meine Freundinnen, müssen wir wohl bald dieses bald jenes abtrennen, wenn wir etwas von uns lehren wollen; und selbst indem Du sagst: Ich, hast Du Dich Dir gegenüber zum Gegenstande gemacht? Du entschlüpfst Dir, da Du Dich durch ein Wort festzuhalten vermeinst; nur in dem Ganzen Deines Lebens sprichst Du Dich aus.

Aus diesen Verwechselungen kommt das Bildliche, das Poetische, aber auch das den Lehrer Verwirrende in der Sprache. Ein Beyspiel giebt uns das Wort Trieb, das wir von Naturdingen außer uns hergenommen haben, auf unser Innerstes übertragen, und wobey wir nun versucht werden zu meinen, wir hätten dieses ganz damit aufgefaßt; und doch haben wir es um so weniger begriffen, je mehr wir es ganz begriffen zu haben glauben. Ein andres Beyspiel ist das Wort Kraft, wovon die Anschauung nur in

uns liegt, unerachtet wir es auch Außendingen beylegen. Da die Verwirrung in der Vorstellungsweise gegründet ist, so sind Mißverständnisse unvermeidlich, nur gleichgestimmte Gemüther verstehen sich, der Lehrer muß unaufhörlich seine Worte erklären, wobey er sich nie ganz nach dem gemeinen Sprachgebrauche richten kann (z. B. unsere Erklärung der Tugend), und doch muß er erwarten, daß man manches anders deute. So wird es ihm z. B. für Frevel ausgelegt, wenn er den Geist gleich der Blüthe oder dem Lichte als Naturkraft entstehen läßt. — Jetzt aber wünschte ich die völlige Vereinigung jener beiden Ansichten, wenn ich den Ausdruck gebrauche: Bestimmung des Menschen. Er soll nämlich das bezeichnen, was die Natur mit uns will, und das grade dasselbe seyn muß, was wir durch unsere Freyheit mit uns selbst wollen und sollen.

Die Natur wird sich in ihrem Besten nicht selbst verkennen. Ihr, denen sie darin hold ist, vergesset es nicht, daß sie Euch zu dieser Stufe der Vernunft geführt hat, und ehret dankbar sie so in Euern Kindern, daß sie diese noch glücklicher dahin führe, und Euch mit diesen noch weiter.

Und jetzt nun noch einen Blick auf den ganzen Menschen, wie jeder Derselbe ist von seiner Kindheit bis zum Greisesalter.

Die edle Menschenkraft offenbart in dem ersten Schrey des Kindes ihre Selbstständigkeit, womit sie sich den Eindrücken entgegensetzt, ohne sich davon aufreiben und ohne sie auf der Oberfläche vorbeygleiten zu lassen. Hieraus geht das Bewußtseyn unsrer selbst hervor, und jene innere Harmonie, der heilige Quell des ewigen Lebens. Siehe nun einmal Dein Kind an. In dem Verhältnisse, womit es jetzt schon die Eindrücke aufnimmt, siehst Du auch seine künftige Menschheit. Würde es sich daran verlieren, so besorge Affecten und Sinnlichkeit; würde es den Eindruck gleichsam niedertreten, als solle nur sein Ich bestehen, so besorge Egoismus und Leidenschaft; würde es der Rührung unterliegen, so besorge Einseitigkeit des Gefühls; würde es kalte Gemessenheit zeigen, so besorge Mangel der Liebe. Und willst Du nicht diese Besorgnisse unterhalten, so siehe es scharf darauf an, suche gegen diese schlimmen Richtungen ein Gegengewicht, je früher je besser, und gehe in seiner Bildung von seinem Besten aus, von der inneren Harmonie seines Lebens. Diese ist da, wo es den Gegenstand freundlich ansieht und die Vorstellung liebend festhält, wo es Frohsinn zeigt und darin thätig ist, wo der Lebensquell im Lächeln, Sprechen, Hüpfen, Singen und in der Zuneigung gegen die Menschen umher hervorquillt. Wo das ist, da siehest Du in der stillen Thräne seiner Herzlichkeit seine Religion, in der Lebhaftigkeit der freyen Bewe-

gung seine Wirksamkeit, in dem Tactmäßigen darin seine Sittlichkeit, in dem ruhigen, hellen, fragenden Blicke seinen Verstand — und in der Innigkeit, woraus alles schön hervorfließet, überhaupt seine Tugend. Die Liebe, eben dieser innere Quell wird dann unter der guten erziehenden Hand als Humanität zu einem Aeußeren, und Dein Kind wahrhaft gebildet. Und das ist seine Bildung für diese und jene Welt.

Dann empfinde darin auch Dein Herrlichstes, und erhöhe durch die Bildung des Menschen, der Dir theuer ist, Deine eigene, d. h. Deine Liebe. Darin wirst Du Dir selbst immer mehr bewußt Deiner Gottähnlichkeit, und Deiner Bestimmung für die Erde und den Himmel zugleich.

So wachse das Kind, daß alles Gute, Große und Herrliche sich in ihm anlege, und zur glücklichen Stunde aufblühe. Es wirke alles in ihm zur Erhöhung des Geistes, und durch ein kraftvolles Erdenleben strebe der Geist mit Sehnsucht und mit frohem Muthe nach dem Besseren, er erringe sich die Erhebung über das Schicksal und ungetrübte Heiterkeit im Alter; und so sey dieses ganze irdische Daseyn die Entfaltung einer Kraft für eine lichtvollere Welt. So will es Gott in dem Gesetze unsrer Natur und unsrer Freyheit.

So wächst die Pflanze der Menschheit. Ein Geist ist in dem Menschen geworden, der sich losreißt von der Natur, und von der Erde

hinaufsieht. So werden wir vollkommen; so sind wir ewig; so sehen wir in dem liebenden Kinde den werdenden Engel.

Das ist die Bestimmung des Menschen.

Und was wir in unserm Denken als die Bestimmung des Menschen überhaupt erkannten, das ist auch die Bestimmung eines jeden Einzelnen. Denn alsdann stellt er die gebildete Menschheit in seiner Individualität herrlich auf. — Das Höchste unsrer Bildung ist also das, daß jedes von uns in seinem Leben als sein eigener Genius erscheine, und daß dieser in der Erziehung sich zugleich als Genius der Unsrigen verkläre.

Ein und zwanzigster Brief.

Es ist eine beunruhigende Besorglichkeit, wenn man eine Untersuchung über einen wichtigen Gegenstand schließen will, ob man auch nichts übersehen habe. Daß die Darstellung unsrer Bestimmung mir besser hätte gelingen mögen, ist freylich auch mein großer Wunsch, allein er beunruhiget mich nicht, meine Freundinnen, da die Sache selbst Euer Gemüth beschäftigt. Nur möchte ich mir nicht einer Vernachlässigung dessen, was zu dieser Sache gehört, zu Schulden kommen lassen, und daher muß ich noch Einiges über die Bestimmung zur Geselligkeit ausdrücklich nachholen.

Ihr erinnert Euch an das, was wir schon mehrmals über den hohen Werth der Sprache bemerkten. Sie ist das Symbol der Menschheit. In ihr bildet sich das Innere des Menschen ab, welches durch sein Hervortreten die Humanität am lebendigsten darstellt, und zugleich geht in ihr der Einzelne in das Daseyn der Andern über. Sie ist mit dem Vorzüglichen der Menschenkraft, das sich besonders in der Sittlichkeit, wie ein Freund sich ausdrückte, als ein selbstthätiges Maaßsetzen für sich selbst zeigt, in der

Wurzel Eins; sie geht aus der innersten Harmonie hervor, und sie ist das allverknüpfende Band der Gesellschaft. Kein Wunder, daß durch sie unsere Bildung ihr Hauptgeschäft treibt. Der geistige Lebensquell, die Liebe, nöthigt uns zur Mittheilung. Daher Sprache und Geselligkeit. Eines wie das andere ist in dem edlen Menschen der Ausdruck seiner Innigkeit; er ist innerlich wahr, darum äußerlich wahrhaftig. Diese Wahrhaftigkeit weiß nichts von Lüge und Verstellung, und sichert doch das Geheimniß vor dem, der es nicht verstehen würde; auch läßt sie jenes Herzenswort einer Aria bey dem Krankenbette ihres Gemahls gelten, wenn es gleich von der Sache anders sprach, als sie den Sinnen war. Doch diese Erörterungen gehören in die Moral. Es treibt denn also etwas in uns, daß wir uns wollen auch in dem Gebilde unsrer Stimme ganz geben, und doch dabey uns selbstständig behaupten. Da uns aber niemand ganz fassen kann, so suchen wir so nahe zu kommen, wie möglich; und hierzu dient theils der allgemeine Sprachverkehr, theils die Freundschaft.

Durch den allgemeinen Umtausch werden die Worte Gemeingut. Das Subjective, das ihnen anhing, indem jeder Mensch doch nur seinen Zustand ausredet, verliert sich nach und nach, und sie bekommen eine allgemeingültige Bedeutung, wodurch wir von jedem, der nur überhaupt dieser Sprache kundig ist, verstanden werden. So hat

das Kind seine eigenthümlichen Laute, diese werden bald die Worte seiner Stube, es wird nun von seiner Familie verstanden und lernt diese verstehen, es lernt mit den Bekannten umher sprechen, und endlich tritt es in der gemeinschaftlichen Muttersprache mit allen, die sich ihm nun nähern, in den Gedankenwechsel. Jeder Mensch bringt indessen auch etwas von seiner Individualität mit in den allgemeinen Sprachverkehr, und da die andern sich bemühen ihn zu verstehn, so erweitert er dadurch ihren Geist, und so wird die Bildung desjenigen Einzelnen, der nicht als eine Leerheit seine Stelle einnimmt, zu einem Beytrage der allgemeinen Bildung. Je oberflächlicher er wäre, desto weniger würde die Sprache und Humanität durch ihn gefördert, je mehr er in sich hat, desto mehr giebt er in jedem Worte zum allgemeinen Besten. Und so ist die Sprachbildung der Geist einer Nation; und wer eine fremde Sprache lernt z. B. die griechische, nimmt von diesem Geiste in den seinigen auf.

Dieses soll uns hier zunächst als Symbol des bürgerlichen Lebens dienen. Daß uns das gerecht sey und wir ihm gerecht, sobald wir aus dem älterlichen Hause getreten sind, und daß unsere Kinder ihren Ort darin ausfüllen, dahin weiset uns schon die Entwickelung der Sprachfähigkeit. Diese ist aber zugleich die Entwickelung unsers Denkens und Selbstverstehens. Denn wir halten durch das Wort den Begriff fest, und durch diesen

uns

uns selbst in dem Fortfließen der einzelnen Anschauungen. Das Sprechen mit andern nöthigt uns aber zu diesem Festhalten der Worte und ihrer Bedeutungen. Es macht es also auch, daß jeder derselbe bleibe, daß er im Alter z. B. noch daran denken könne, was er in der Jugend dachte, und sich erinnern, daß er es selbst noch ist. So sichert uns demnach die Gesellschaft durch die Sprache unsere innere Selbstständigkeit, wie durch die bürgerliche Verfassung unsere äußere. Wir können also nur in Gesellschaft bestehen. Aber Ihr sehet auch, daß erst mit der Gemessenheit seines Sprechens der Jüngling ganz unter dem äußerlichen Gesetze steht. Es ließe sich über diese Hinweisung auf die Moral und Rechtlichkeit in der Gesellschaft noch vieles sagen. So wie der gebildete Mensch mit der Sprache, welche den öffentlichen Stempel trägt, leicht fertig wird, ohne dagegen zu verstoßen, und ohne darum etwas mehr zu seyn als ein bloßes Mitglied mit gesundem Menschenverstand: so sind ihm auch alle Verhältnisse seines bürgerlichen Bestehens etwas, das er nicht verletzt, das er leicht abgethan hat, und über welchem er doch mit Würde erhaben ist. Er hat noch unendlich mehr in sich als die geforderte Pflicht, die er keinem schuldig bleibt.

Die Darlegung seiner Liebe ist seine Schuld, der er nie genug thun kann. Und auch das seht Ihr in der Sprache abgebildet. Wir suchen, wer-

uns verstehe. War es wohl nicht der Herzenswunsch des Besten unter den Menschen, für den so Wenige Sinn hatten, daß er doch von Allen möchte verstanden werden? Und würde er das, dann wären alle Menschen gut und das Reich Gottes wäre in seiner Herrlichkeit da. Indessen giebt es doch eine Verbreitung dieses Reiches. Wer bloß rechtlich und nach der conventionellen Sitte ist, der ist noch gemein, und wenig für diese höhere Ordnung der Dinge. Man soll das erstere freylich auch seyn, und keineswegs ein Sonderling, aber man soll noch mehr, man soll für das letztere recht wirksam seyn. Dazu treibt das Edelste in dem Menschen auf alle Weise, besonders aber darin, daß wir in die Gemüther zu reden und in ihnen zu lesen suchen. Es treibt uns zur Annäherung durch Freundschaft. In der höchsten Vollendung allgemeine Menschenfreundschaft; aber auch zu dieser giebt es nur den einen Weg, die Freundschaft zwischen gleichgesinnten Geistern. Sie ist das Höchste unsers edlen Triebes, die Fülle der Humanität; und darum ist sie nur unter Guten möglich. Freunde haben eine geweihete (esoterische) Sprache, die für alle Andere Mysterien enthält, ohne daß das freundliche Verhältniß mit ihnen darunter etwas verlieret. Denn zur Freundschaft des Edlen ist jedem der Zutritt offen; man tritt hinzu, indem man sich gegenseitig zu verstehen anfängt, und damit beginnt die Innigkeit und der Seelentausch. Je mehr Du Dein

Inneres mittheilen willst, desto dringender treibt es Dich, selbst durch das Sprachvermögen mit den Menschen Dich zu befreunden. Und je inniger in der Freundschaft die Liebe wird, um desto höher steigt die Bildung.

Wir stehen mit der Außenwelt auf vielfache Art sichtbar und unsichtbar in Verbindung: in der lebendigsten mit der Geisterwelt, mit den Menschen, durch die Sprache. Nicht bloß die Erschütterung der Luft ist es, welche durch das Wort ins Ohr gelangt, das Geistige selbst dringt hindurch in das innerste Heiligthum. Alle Menschen können dadurch in einander wirken, und selbst die Vorwelt auf die Nachwelt mit geheimer Geistergewalt. Die Sprache ist also das Element, welches die ganze Menschenwelt durch den Lauf aller Zeiten hindurch verbindet; sie ist in dem großen Organismus der Menschheit, was in unserm Leibe die feinste Flüssigkeit seyn mag, das allgemeine erhaltende und bildende Organ der Humanität. Wer das Geheimniß der Sprache entziffert hat, besitzt die göttliche Einsicht in das Tiefste unsrer Natur.

Oft ist es mir, meine Freundinnen, als ständen die Menschen, jeder auf seinem Sterne, von welchem her sie sich mit einander besprechen. Jeder nimmt es von dem Seinen, was er redet, und dann sind sie so entfernt von einander, daß sie sich kaum hören, vielweniger in die Welt des Andern hin-

einschauen. Die sich näher kommen, bestrahlen sich mit dem Lichte, worin sie die Herrlichkeiten ihrer Welten sich mittheilen: die entfernter bleiben, glänzen doch als Sterne in dem großen Ganzen. — Und liegt nicht in jedem Menschen eine Welt? Will er sie nicht in seinem Worte schauen lassen? Und sind wir nicht darin einander bald näher, bald entfernter? Was ist der Gedanke, welchen der Andere aus seinem Eigenthum uns giebt, anders, als das Bild seines Geistes selbst, womit er in den unsrigen leuchtet? Ja der durch freundliche Geselligkeit vielgebildete Mensch trägt eine solche Sternenwelt der Gedanken in sich, und auch in dieser, wie in dem Weltall außer ihm, ist Einheit und Harmonie.

Ueberall derselbe Organismus: in dem Weltgebäude; in der ganzen Geisterwelt; auf der Erdkugel, und in dem, was ihre Kugelgestalt andeutet; in der Verbindung der Menschen zu Einer Gesellschaft; in dem einzelnen Menschen; in dem ganzen menschlichen Geschlechte: — in allem das Belebende, die ewige Liebe. Und eben diese will, daß durch sie das menschliche Geschlecht zu einem Ganzen verbunden sey.

Da nun überall die Natur sich selbst gleich ist, so wird sie auch das Geschlecht im Ganzen nach derselben Weise in der Humanität weiter führen, wie sie den einzelnen Menschen dazu erhebt. Ich denke mir es daher in folgendem Stufengang:

Vorerst müssen alle Kräfte der jetzigen Menschheit nach Verschiedenheit der Menschen und ihres Wohnorts zur Thätigkeit erweckt seyn.

Alle müssen der Rohigkeit, dem niederen Leben, den Mühseligkeiten und der Noth entrissen seyn; sie müssen zur vollkommenen Herrschaft über die Erde gelangen. Dabey allgemeiner rechtlicher Zustand.

Jeder muß dann seinem Genius leben, die Humanität in sich in eigener Schönheit aufstellen; für sich und das Ganze zugleich leben. Allseitige Bildung und Erziehung.

Darunter gewinnt die ganze Erde eine herrlichere Gestalt.

Die Menschen finden sich äußerlich genau in den Verhältnissen, wozu sie innerlich bestimmt sind. Das Ideal der Freundschaft unter unendlich vielfachen Gestaltungen.

Die seligste Gemeinschaft der Liebe vereinigt diejenigen, durch welche noch etwas Besseres wird als sie selbst sind.

Neue Kräfte entwickeln sich; auch die wir jetzt noch nicht ahnden. Die Menschenkraft vervielfältigt sich durch das allgemeine Zusammenwirken in jedem Einzelnen.

Die einzelnen Strahlen der Geister vereinigen sich als eine Offenbarung des höchsten Geistes im Ganzen.

Jeder tritt zu seiner Zeit von der Erde ab, um in seiner höheren Welt zu leben. Denn das vollkommenste Erdenleben ist der seligste Zug zu dem Himmel.

Es ist zu erwarten, daß das Verhältniß unsrer Erde zu den andern Weltkörpern z. B. zu der Sonne, und mit dieser zu einer höheren Sonnenwelt, dieser Vervollkommnung der Menschheit entspreche.

Zeichnet Euch, Ihr Guten, dieses selbst aus zu Euerm Ideale. Denn jeder Mensch bedarf eines der Art, um das Seinige zum Besten der Welt zu thun, und darin der waltenden Vorsehung zu vertrauen. Bildet Ihr dieses Ideal einer besseren Ordnung der Dinge dazu, daß Ihr Euern Lebensplan anleget, um sie herbeyzuführen, dann ist es wahrlich nicht Schwärmerey damit. Aber dann werdet Ihr auch Eure Idee von der besten Welt nicht beschränken. Denn diese ist, wie das Gute des einzelnen Menschen, ein Werden.

Gutes gut und immer besser thun, das ist unsere Bestimmung in dieser Welt. Wir haben darüber die heilige Priesterin der Gottheit, die Natur, befragt. Sie will, daß der Mensch unter Menschen das Beste werde, was die Erde hat, und daß jeder es werde. Sie legte es hierzu an auf eine allgemeine liebevolle Gemeinschaft, und sie veranstaltete selbst die innigste, wodurch sie das Kind seinen Aeltern werden läßt. Die Natur

will es also, daß älterliche Liebe das Kind zur Menschheit bilde, und daß kindliche Liebe sich dazu bilden lasse.

Die Natur will, daß wir unser ganzes Leben hindurch in der Liebe und durch sie fortgebildet werden, und daß die Menschen dazu auf einander wirken.

Der Einfluß, welcher diese Bildung befördert, heißt Erziehung. Es ist also die Bestimmung des Menschen erzogen zu werden, und zu erziehen.

Die Erziehung geht zuerst nur auf das Kind, dann aber auf den Erwachsenen, und alsdann wird sie wechselseitig. Schon die erstere wirkt als ein Geschäft der Liebe bildend auf den erziehenden Geist zurück: die vollkommenste wechselseitige ist die Freundschaft. Die wahre Erziehung leidet keine eigentliche Aufopferung der Person, denn es geschieht darin alles durch Liebe; auch opfert sie keinen Lebenstheil dem andern auf, und keine Kraft der andern, denn sie ist eine naturgemäße Entwickelung des Edelsten in dem Menschen nach allen seinen Richtungen.

Aber so wie die Tugend im inneren Kampfe erwächst und erstarkt, so hat auch das Menschengeschlecht in seinem edeln Aufstreben mit mächtigen Hindernissen in sich selbst zu kämpfen. Das sind die Verdorbenheiten der Menschen. Doch muß

dieser Gedanke die erziehende Wirksamkeit, wenn sie rechter Art ist, nur noch mehr verstärken. Sie ist freylich noch lange nichts Vollkommenes, denn die Welt steht noch in ihrer Kindheit; die, welche höher stehen, haben noch an Krankheiten Andrer zu heilen, und so ist unser Erziehen meist nur Stückwerk und Nachhülfe. Der Menschenfreund sieht in den Leidenschaften wohl die finstere Wolke des Verhängnisses, dem keiner entgeht, der sich ihnen ergeben hat: allein er neigt sich zu ihm hin, um ihn wo möglich zu entreißen, und kann er es nicht, so beklagt er die Thorheit des Unglücklichen. Eben so versucht Ihr, erziehende Frauen, Alles an den Unarten der Eurigen, um sie von denselben und von der Strafgöttin zu befreyen: gelingt es Euch aber nicht ganz, so war doch nicht alle Bemühung verloren. Nichts geht verloren, was mit Liebe geschieht. Darum reichet den Theuren, welche an Euch gewiesen sind, in ihrem Aufleben freundlich die Hand.

Ueber den ersten Unterricht.

An Meline.

Deine Knaben wachsen heran, auch Dein Mädchen wird lernfähig, wie Du Dich ausdrückst, und Du willst nun ernstliche Anstalten zum Unterricht für sie machen. Ich soll Dir Rath geben. Es ist gut, meine Liebe, daß Du im Allgemeinen schon weißt, wie ich es mit der Erziehung und Bildung der Kinder halte: sonst müßtest Du Dir erst ein ganzes Buch über die Entwickelung des Menschen gefallen lassen. Doch auch jetzt erwarte keine Reihe von Regeln. Du weißt, daß ich die Anwendung von Grundsätzen der Bestimmung eines jeden nach Ort, Zeit und Umständen am liebsten selbst überlasse, denn sonst entsteht zu leicht ein Pedantismus nach Regeln, der unter die Verkehrtheiten des Erziehungswesens gehört. Nichts ist leichter zu sagen als: lehre Dein Kind das, lehre es jenes; theile die Stunden des Tages so ab — gebrauche diese Lehrbücher — u. dergl. m. Darunter könnte nun grade etwas seyn, das Deiner häuslichen Einrichtung widerspräche, oder für jenes Kind könnte etwas anders viel zuträglicher seyn, und

nun glaubt man sich verpflichtet, dem Rathgeber pünctlich zu folgen, und wird da ängstlich, wo man es gar nicht Ursache hat. Ist es nicht weit besser, wenn man nach dem rechten Geiste des Unterrichtens alles selbst einrichtet, wie es die individuelle Lage an die Hand giebt. Auf diesen Geist will ich Dich aufmerksam machen. Prüfe diese Grundzüge meiner Methodenlehre, und erschaffe Dir selbst, wenn sie Dich befriedigen, daraus das Ideal Deiner häuslichen Lehranstalt. Fürchte nicht, daß ich es, nach einem Erbfehler der Pädagogen auf eine idealische Welt anlege; unerachtet ich diesen höheren Gesichtspunct nie aus den Augen verlieren könnte, ohne eine Treulosigkeit an der Welt meines Herzens zu begehen, so habe ich doch in dem zwingenden bürgerlichen Leben schon lange lernen müssen von Ideen herabzustimmen, wenn etwas geschehen soll. Am Ende sieht man auch ein, daß es recht gut so ist, und daß die Vollendung der Ideen für Bildung grade in ihrer Anwendungsfähigkeit, angemessen den Zeiten, worin sie erwachsen, bestehen muß. Denn wäre es nicht so, so wären sie nie anwendbar, und so wären sie gar nichts für die Menschheit, welche ja unaufhörlich ihre Beschränkungen hat, und das Bessere erst werden soll. Daß die Generation, welche in unsern Kindern auflebt, auch durch unser Unterrichten etwas Besseres hervorbringe, oder mit andern Worten, daß ihre Geistesbildung das beste Erzeugniß unsers Zeitalters sey, darauf, theure

Meline, laß uns studiren. Eben darum müssen sie aber lernen, als gute Bürger der Welt, vorerst wie sie ist, und dann wie sie mit ihnen werden soll, mit allen dazu erforderlichen Kenntnissen aufzutreten. Sie müssen die Sprachen und Wissenschaften lernen, welche man von ihnen fordern wird, wenn sie erwachsen sind, und sie müssen sich es gefallen lassen, in einem der hergebrachten Stände und Fächer etwas zu seyn. Sind sie darin wackere Männer, so werden sie auch zu verbessern wissen; und sind es genialische Menschen, so werden sie sich doch ihren Wirkungskreis selbst schaffen, und es fehlt ihnen dann nicht an der Reife dazu. Nein, wir wollen mit unsern Kindern in keine Kolonie uns absondern. Laß Deine Knaben nur tüchtig ihr Griechisch, und Latein, ihre Naturkenntnisse, Erdbeschreibung u. s. w. lernen. Sie brauchen es, um Mitglieder der Gesellschaft, wie sie jetzt ist, zu seyn, und sie müssen es auch darum lernen, um nur überhaupt gebildete Menschen zu seyn. Aus diesen allgemeinen Schulkenntnissen muß sich dann auch die Zubereitung für eine gewisse Lebensweise gewinnen lassen; es versteht sich, daß diese den Fähigkeiten, folglich der Lust und Liebe des werdenden Mannes angemessen sey. Ein phantastisches Herumtreiben in der Welt, und ein Brotstudium, sind beide gleich verächtlich. Denn was hätte doch das eine vor dem andern voraus? Jenes vielleicht, wo es nicht absolute Leerheit oder Faulheit ist, etwas Poesie:

dieses, wenn es etwas besser ist als sclavischer Zwang, eine niedrige Lebensklugheit, welche in dieser Welt freylich ihre Rechnung findet. Laß uns bey der Unterrichtsmethode nur darauf sehen, daß sie unsere Kinder in diejenige Geistesthätigkeit setze, worin ihr Genius, welcher es auch sey, sich ungehindert regen kann.

Deine häusliche Lage ist nach Wunsch. Ländliche Stille und Freundlichkeit, große erweckende Natur, einfache Umgebungen, liebevolle kräftige Menschen, dabey die ungekünstelte Sorgfalt der Aeltern, insbesondre Dein heitrer Sinn, welcher in der schönen Ordnung jeden, wer nur in Dein Haus tritt, anspricht — alles dieses ist so, daß ich mir keine günstigere Lage für eine hoffnungsvolle Jugend, wie die Deinige ist, denken kann. Denn das Jünglingsalter ruft noch nicht Deine Knaben zum weiteren Umschauen unter die Menschen. Was nun noch hinzu kommen mußte, da die Kinder in dem Alter gegen das sechste Jahr hin sich nach einer weisen Naturabsicht schon nach ihres Gleichen außer ihren Geschwistern sehnen, das gewähren Dir die Verbindungen mit Freunden, deren Kinder jetzt Deine Pfleglinge werden. Vortrefflich ist es auch, daß dann nach einiger Zeit Deine Kinder mit ihren erworbenen Geschwistern in jenes älterliche Haus ziehen, und daß so ein wechselseitiges Tauschen die Freundschaft der Aeltern in Euern Kindern segnet. Mich wundert, daß so etwas nicht mehr geschieht; ich kenne kein glücklicheres Bildungsmittel zu der

Zeit, wo das Kind noch der Familie bedarf, und doch nun zur vielseitigeren Thätigkeit erweckt werden muß. Auf diesem Wege werden ihnen ihre Aeltern lieber, sie erwerben sich Herzlichkeit gegen andere, und sie lernen ihre Familie mit der Welt verbinden. Und das alles ohne Kostenaufwand. Könnte man es möglich machen, daß mehrere Familien an Einem Orte auf dem Lande wohnten, zu der Zeit, wenn ihre Kinder des gemeinschaftlichen Unterrichts bedürften, und daß sie nun die nöthigen Lehrer in ihrer Mitte hätten, so wäre alles vollkommen. In dem städtischen Leben sollte man einmal durchaus die Kinder nicht aufwachsen lassen, wenigstens nicht vor dem Anfange des Jünglingsalters. Bey Euch hat sich das von selbst so gemacht; allein Aeltern, deren Umstände das nicht erlauben, sollten doch auch in der Stadt suchen, ihre häusliche Verfassung dieser Idee so nahe, wie möglich, zu bringen, und wenn sie ihre Kinder nicht selbst erziehen können, so sollten sie ihnen eine Stelle in erziehenden Familien auf dem Lande ausmachen, welches ja auch ohne große Kosten geschehen kann, besonders wenn sie sich dagegen erbieten, die Kinder ihrer Freunde zu seiner Zeit zu sich in die Stadt zu nehmen. Nur für die Kleinen keine zahlreichen Institute! Giebt es doch keine wahre Bildung ohne Liebe, und diese ist ja nur in der Familie dem Kinde beschieden. Jene gar zu einseitige Verstandescultur, welche noch immer gilt, willst Du ja nicht für Deine Kinder;

und sie kann auch nicht lange mehr gelten. Die Familie ist es, welche die Natur zur Erziehung dem Kindesalter anweiset; erst für den reifenden Jüngling sind größere Lehranstalten. Das alles ist so natürlich, so leicht, und für die Kinder selbst so angenehm, daß ich mich wundere, warum selbst die Reichen und Mächtigen ihren Kindern nicht diese gedeihliche Lebensweise gönnen. Da werden aber kostspielige Veranstaltungen gemacht; jetzt wird nun ein Hofmeister angestellt, und dieser wird wunderlich genug gewürdigt, z. B. ob er recht viel Gelehrsamkeit besitze, ob er eine gute Figur mache, oder ob er vornehm genug sey; — und die Hauptsache unterbleibt ganz. Die günstige äußere Lage, der sanfte Einfluß einer bildenden Familie. Wie ganz anders würden die Kinder aufblühen, wenn sie, statt am Hofe oder in dem von Domestiken bevölkerten Hause ihre erste Lebenszeit zuzubringen, und das, wenn es gut geht, unter beständigen Versagungen, die Wohlthat der freyen Natur und des einfachen Familienlebens genössen! Wie viel ernstlicher würden sie sich anstrengen und lernen! Wie viel sichrer würden sie wahr bleiben! Und schon aus dem Grunde sollten die, für den Glanz der Welt bestimmten, Kinder eine ziemliche Zeit in einem gewöhnlichen aber genug gebildeten Hause zubringen, damit sie auch diese Art des Lebens kennen lernten, worauf sich so wenige ihres Standes verstehen, und damit sie sich darin etwas sammelten gegen die künftige Lebensarmuth.

Du hast ganz recht, liebe Freundin, daß Du einen Hauslehrer suchest. Denn so gewiß die Erziehung an sich hauptsächlich ein weibliches Geschäft seyn soll, so gewiß ist das Lehren der Natur nach ein männliches. Indessen sollst Du immer in Deinen Lieblingsgegenständen fortfahren. Auch hoffe ich, Du werdest Dich der Wahl Deines Gehülfen freuen, weil Du mehr auf Lehrhaftigkeit als auf Gelehrsamkeit siehest, und vor allem auf Charaktergüte. Es ist in der That zu bedauern, daß unsere angehenden Lehrer, so viel sie auch von Socratik sprechen, selbst so wenig auf den wahren Lehrgeist aufmerksam gemacht werden; denn allverbreitet ist das Vorurtheil, die Kenntniß in dem Kopfe des Meisters sey auch das Wissen des Schülers, und jener dürfe sie nur in seiner Ordnung, so wie sie ihm am Herzen liegen, in Rede oder Schrift hinstellen, so habe sie dieser vor sich und werde sie schon ergreifen. Als ob das Lernen nicht auch ein organisches Geschäft sey, und zwar das höchste. Der Lehrling soll sich das, was er lernt, aufs innigste aneignen, als geistigen Nahrungsstoff in sich übergehen lassen, wie Du schon längst bedacht hast, und da dieses nicht anders geschieht, als wenn es nach der Ordnung vorgetragen wird, wie es dem Herzen und dem Kopfe des Lernenden nahe liegt, so ist das Hineinstudiren in diesen und das Herablassen zu ihm das Höchste der Lehrkunst. Darin war Socrates auf seine Art groß, und auf seine Art Jesus. Aber dazu gehört eine

Freyheit, Besonnenheit, Selbstverläugnung von Seiten des Lehrers, wie es nur ein hoher Character gewährt; — und überhaupt, meine Liebe, wirst Du finden, daß das ganze Lerngeschäft weit mehr mit der Bildung des Herzens und folglich mit den Umgebungen der natürlichen Erziehung zusammenhängt, als man gewöhnlich glaubt. Die Weisen des Alterthums, welche Erwachsene unterrichteten, wußten das wohl; sie verbanden sich daher ihre Lehrjünger zu einer Art von Ordensgesellschaft. Doch auch hier wollen wir über das Ideal nicht die Wirklichkeit verlieren. Vergiß also nicht, daß Du den vollkommenen Lehrer nie finden kannst, und sey nur froh, wenn Dein Gehülfe sich dem Ziele annähert.

Das Verstandes-Zeitalter der jetzigen europäischen Welt hat zu sehr den Sinn für das Kindliche und Jugendliche verloren, als daß wir nicht erst durch lange äußere und innere Widersprüche uns darein zurückführen könnten, und insbesondere hat unsere deutsche Nation, bey allen ihren Fortschritten und Vorzügen in dem Erziehungswesen, mit einer geheimen Macht in uns selbst zu kämpfen. Wir leben nämlich zu viel in dem Denken der Sache, ich will nicht grade sagen in Begriffen (wie die philosophirenden Männer), sondern zu wenig (wie selbst Euer Geschlecht) haben wir für die Darstellung an sich, für die Form, für das Bildliche, gleichsam für das Musikalische des

Den-

Denkens, noch richtigen lebendigen Sinn. Und wollen wir uns auch einmal diesen erkünsteln, so treten wir in unauflösliche Widersprüche mit der Denkweise der Menschen umher und mit unsrer eignen. Da werfen wir uns Unvernunft, Schwärmerey, Aberglauben und alle möglichen Seelenkrankheiten vor, und der Begriff der Wahrheit bildlicher Vorstellungen ist uns durch die Herrschaft jenes Begriffes reiner Sachwahrheit, die doch oft genug zu einer leeren Idee sublimirt ist, ganz verdrängt, und wie es scheint, auf immer verbannt. Dadurch nun bringen wir viel zu viel Ernst in die Lehrstunden mit, oder will man sich ja zu dem Kinde herablassen, so verfällt man in ein Tändeln, das, Gott sey Dank, auch dem Kinde nicht gefällt; und am Ende geht es immer auf ein Leben in abstracten Sätzen, die man sich als selig machende Wahrheiten vorsagt, schon in dem frühesten Unterrichte hinaus. Dem Kinde ist aber der Sinn für das Anschauliche, und die bildliche Wahrheit noch nicht entrissen; ein Sinn, dessen Verlust wir oft beklagen, wie ein verlorenes Paradies. Auch können wir gar wohl zu der Einsicht kommen, daß der kindliche Sinn für das Mythische im Denken mit der Aufklärung in der Natur und Religion bestehen könnte: aber diese Einsicht kann uns nicht mehr dazu verhelfen; es ist vielmehr zu besorgen, daß wir in schwärmerische Mißgriffe gerathen, wenn wir ihn ganz einführen wollten. Gleichwohl leben die Kinder noch meist darin, und es ist also nöthig,

daß wir, um ihre Lehrer zu seyn, uns ihre Vorstellungsweise weit mehr angewöhnen, als bisher geschehen ist. Darum fühlst Du Dich so wohl, wenn Du unter den Kleinen sitzest, und ihnen Mährchen dichtest, oder auf ihre kindischen Fragen über den Himmel ihnen weißt Ideale zu zeichnen, als wenn Du selbst in der Kinderseele Dich befändest. Wie sie dann horchen! wie dann alles, was sie hören, zugleich in ihrer Seele entsteht — nicht in diese hineinwächst, sondern aus der Seele des Kindes heraus, ganz als ihr eignes Gebilde. Das, das sind die Stunden des wahren Lernens für dieses Alter. Der junge Lehrer, den der bisherige Zeitgeist zu der Meinung erhoben hat, er sey nun ein Philosoph, würde freylich mitleidig das anhören; und doch wünschte ich ihm, noch in diese Schule zu gehen, wenn Du Dich auf solche Art mit Deinen Kindern beschäftigest. Er würde vielleicht bald einsehen müssen, daß grade so das Kind zur rechten Aufklärung gelangt, indem sein Geist in jene innere Harmonie und Gesamtthätigkeit aller Vermögen gesetzt wird, worin er sich selbst, frey, und ganz in der Ordnung der Natur herausbildet.

Der erste Unterricht ist ganz kindisch. Dein Sprechen mit dem Kinde, noch ehe es seine ersten Sprachtöne versuchte, war der Art. So war er eine Sache einzelner Augenblicke, nach und nach wurde ein zusammenhängenderes Vorsprechen daraus, und so geht er jetzt schon in Lehrstun-

den über. Gerade so erfordert es die Natur des Kindes. Denn seine Aufmerksamkeit gelangt nur nach und nach von dem Festhalten einzelner Puncte zu einem Anhalten an zusammenhängenden Vorstellungen; und so ist der Unterricht in den ersten Jahren, bis etwa gegen das sechste hin, (nur nicht bey einem Kinde wie bey dem andern) etwas bloß Gelegentliches; so wie Dein Lehren der Botanik und der Religion. Dieses behalte in Deiner häuslichen Erziehungsanstalt jetzt immer noch bey, nach Deiner Art, daß Du es allmählich in ein Lehren von halben Stunden und länger übergehen läßt. Denn auch zu diesem Daranbleiben müssen die Kinder gewöhnt werden, und jetzt ist es hohe Zeit für die Deinigen. Ueberhaupt soll ja die Behandlung der Kinder ein Heraufziehen seyn, man muß also immer einen halben, bey talentvolleren auch wohl einen ganzen, Schritt vor ihnen her seyn, indem man sie bey der Hand den Berg hinaufführt. Daß da einzelne Stellen vorkommen, wo man sie zur Aufmunterung sich allein versuchen, und von ihnen sich selbst gleichsam nachziehen läßt, streite ich Dir darum keinesweges ab.

Dein ältester Knabe ist schon an Lehrstunden gewöhnt; er bedarf sie. Ihre Zahl wird mit seinem Fortgange zunehmen, und mit ihnen die Zahl der Stunden des eigenen Fleißes, nämlich der Vorbereitung, Wiederholung, der schriftlichen Aufsätze u. dergleichen. Denn der anhaltende

Ernst, das Aufnehmen in den Geist und das Produciren müssen in gleichem Grade mit dem Heranwachsen des Knaben zunehmen; bey Mädchen freylich nicht ganz so, weil bey diesem alles mehr lebendige Selbstbildung seyn muß, ohne so vieles äußere Darstellen. Das Lernen der Mädchen ist überhaupt von unserm gewöhnlichen Lernen am weitesten entfernt.

Deine Kinder haben schon eine Menge Sachkenntnisse unter der Hand eingesammelt; sie werden bey Dir und dem Hauslehrer so zu sammeln fortfahren, und die förmlichen Lehrstunden werden hauptsächlich zur Wiederholung dienen. Dadurch nun gelangen sie zum Zusammenfassen, zur Uebersicht, zur Erzeugung höherer Begriffe, und behalten dabey doch immer die Anschauung. Jetzt z. B. fassen sie schon den Begriff einer Pflanzengattung, oder einer guten Handlungsweise; und es sind Unterredungen mit ihnen über manche interessante Gegenstände möglich. Da sie nun auch im Stande sind, entfernte Dinge sich vorzustellen, und so auch ganze Länder mit Berg und Thal und Flüssen jenseits der Berge ihres Horizonts, so hat sich das Feld ihrer Sachkenntnisse bis zu der Erdbeschreibung, der Gewerbslehre, der Naturlehre und bis zu manchen höheren Begriffen der Moral und Religion erweitert. Aber denke nicht, als ob ich Dir nun für jedes dieser Dinge eigene Lehrstunden, oder eine Abtheilung dieser Gegenstände selbst, so wie sie üblich ist, vorschlagen wollte. Dem Knaben-

alter darf noch nicht jene Scheidung, die ohnedieß noch unsystematisch genug ist, zugemuthet werden; die Welt sey auch hier in dem Lernen noch ein Ganzes, worin sich eine immer noch spielende Aufmerksamkeit bald auf dieses bald auf jenes Einzelne hinlenkt, ohne daß es der Lehrer so ordnen wolle, wie es in seinem Kopfe nun einmal geordnet ist. Alle jene Kenntnisse sollen in der Uebung des sittlichen Gefühls einen Vereinigungspunct finden. Und hierzu ist die Erzählung die schicklichste Form. Z. B. Man stellt vor: ein Knabe reiset herum, siehet dieses, siehet jenes, denkt dabey an Aeltern, Geschwister, Freunde, kommt in diese oder jene Verhältnisse, worin sich seine Natur schön äußert, schreibt auch einmal einen Brief — kurz, er theilet Deinen Kindern unter einer schönen Form eine Menge Kenntnisse aus der Natur, aus der Erdkunde u. s. w. mit, und diese Mittheilung wird so in Deinen Kindern selbst Geist und Leben. Wünschenswerth ist jedem Lehrer ein solches Talent des Erzählens, und in der That kostet jede Lehrstunde der Art nicht wenig Vorbereitung. Indessen ist doch nunmehr auch das Lesen an der Ordnung, und zwar als ein durch das Buch erwecktes und repräsentirtes Denkgeschäft. Hierzu bedarf man eines Buches, welches die Kenntnisse auf die angegebene Weise zusammenfaßt, und dem Kinde zum Lesen, dem Lehrer zur Unterredung darüber dienet; eines Buches, ungefähr wie Campe's Robinson, nur diesem Alter mehr angemessen, d. h. da weniger

Raisonnement enthaltend, wo es noch bloß um die reine Ansicht der Sache und um das natürliche Gefühl gilt, und dagegen mit einem umfassenderen Blick auf die Sphäre dieser Jugendzeit ausgearbeitet. Daß ein solches Lesebuch ein Meisterstück der pädagogischen Composition seyn würde, kannst Du denken; aber gewiß ist es, da doch einmal unsere geistige Bildung durch die Bücherwelt hindurchgeht, eins der wichtigsten Bedürfnisse. Hätten wir nur genug gute Lesebücher von der Art, die nur einiges von jenem Allgemeinen leisten, damit der Lehrer durch ihren Gebrauch unterstützt werde, und in den einzelnen Lesestücken die in Eine Idee zusammengreifende Auswahl treffen könne! Die gewöhnlichen Lesebücher für Volksschulen sind nach einer unpädagogischen Idee abgefaßt, da sie ein nur durch den Faden des Buchbinders zusammengereihetes Stückwerk sind, enthaltend Etwas aus der Naturlehre, Etwas aus der Erdbeschreibung, Etwas aus der Geschichte u. s. w. Dem Lehrer wird es dabey angst und bange, wie er den Lehrtag in die Stunden für diese Sachen alle abtheilen soll; und wenn er es nun glücklich auf dem Lectionsverzeichnisse hat, so erfährt er bald genug, daß dieses Abgerissene nur zerstreuet, nur von allem Etwas, und in dem Ganzen, nämlich in der organischen Geistesbildung, so gut wie Nichts giebt.

Der Unterricht in dem Geiste jenes Lesebuches geht, wie Du leicht denken kannst, keineswegs

eilfertig, denn es gilt darum, daß die Kenntnisse alle in das Eigenthum des Kindes übergehen. Und ein einziger Begriff, welchen der Lehrling selbst gedacht hat, ist Inhaltreicher als hundert, die ihm angelernt sind; diese sind im Grunde nichts, als ein Spiel der reproducirenden Einbildungskraft, und noch dazu ein erschlaffendes Spiel. So wiegt auch Eine anschauliche Kenntniß ein ganzes Buch voll Wortkram auf, welcher noch dazu höchstens zu einer oberflächlichen Ansicht gewöhnt, und auch Kinder von guten Anlagen hindert in das Tiefe einzudringen. Laß uns nie vergessen, liebe Freundin, daß jeder einzelne Gedanke unsern ganzen Geist enthält, so wie im kleinen organischen Gebilde der Organismus des großen immer wieder erscheint, und daß also unser Kind mit Einem Gedanken, wenn es ein wahrer, folglich sein eigener Gedanke ist, unendlich viel gewonnen hat. Das ist eben die Lehrkunst: alles Erlernte beständig so zusammen zu führen, daß der eigene Gedanke des Lehrlings sich darin erweitere. Hier liegt auch das Geheimniß, wie Gedächtnißübung mit dem Verstande zu verbinden sey.

Wenn Deine Kinder nun etwa zwey Jahre auf diese Art unterrichtet sind, dann hat sich in ihren Köpfen selbst schon das Reich ihrer Kenntnisse abgetheilt; und hiernach giebt es dann verschiedene einzelne Lehrganze, und wenn Du willst, Lehrbücher. Ich nehme dann vorerst drey an: ein moralisch-religiöses, ein physicalische, und eines

historisches. Das erstere hauptsächlich als Exempelbuch; in dem zweyten ist Erdbeschreibung, mit der Kenntniß der Producte, und ihres Gebrauchs und der Naturkräfte in Eins verwebt; das dritte erzählt einzelne Begebenheiten und Menschen in moralischer Hinsicht; — das eigentliche Geschichtsstudium tritt erst mit dem späteren Jünglingsalter ein, wo der Mensch dem Menschen das Interessanteste geworden ist. — Doch von allem dem ist jetzt unter uns die Rede noch nicht. Du sollst nur hieraus sehen, daß alles nach jenem Anfange fortgeführt bis zum Jünglingsalter ganz natürlich in ein systematisches Studium übergeht, daß der Unterricht alsdann ganz vereinfacht ist, und daß doch nichts von dem, was überhaupt der gebildete Mensch wissen soll, zurückbleibt. „Aber wie viele Dinge fehlen hier noch!“ wirst Du sagen. Sie sollen Deinen Kindern nicht fehlen, liebe Meline. Höre weiter meine Gedanken. Es ist wahr, eine Menge Dinge wird von der lernenden Jugend gefordert, und man kann zu dem Examen selbst eines kleinen Institutes Tage verwenden, ohne fertig zu werden, welches freylich nicht nöthig wäre, wenn man sich recht darauf verstände.

Sprachen, Schreibe- und Rechenübungen, Kunstfertigkeiten, wie z. B. Zeichnen, Mathematik u. dergl., sollen allerdings auch in Deinem Hause gelehrt werden, und es wird sich recht gut mit den andern Lehrgegenständen vereinigen. Um mich hier recht zu verstehen, bitte ich wohl zu trennen,

nen, was in den genannten Dingen die bisherige Methode ganz gegen die Natur jenes lernenden Alters zusammen verbunden hat, nämlich die Uebung der mechanischen Fertigkeiten von dem für den Geweihten darin liegenden Geist. Ich will mich an dem Sprachunterrichte deutlicher machen. Hier ist offenbar das erste, was das Kind lernt, der Ton und Schall, also bloß das Aeußere des Worts. In der Natur liegt es daher, daß die Wortformen eher sollen gelernt werden, als der darin ausgesprochene Begriff. Bedürfte es hierzu noch eines Beweises, so würde ich auf das erste beste kleine Kind aufmerksam machen, wie es sich an einem Spiele von sinnlosen Worten und Reimen ergötzt, und wie grade die ihm ganz verständlich gewordenen den Reitz für es verloren haben. Darum wird zuverlässig die Erfahrung immer wieder für das Lesenlernen vermittelst des Syllabirens und Buchstabirens und für das frühe Auswendiglernen der Wortformen entscheiden, man mag dagegen erinnern, was man will. Denn der Gang unsrer Geistesentwickelung ist einmal nicht anders, durch ein Aeußeres kommt das Innere erst zur Wirklichkeit und wird fest gehalten. So ist das Wort, welches das Kind vernommen hat, die Befestigung seiner Vorstellung, worauf es nun, wie auf einer neu erworbenen Stufe, festen Fuß gefaßt hat; und wird nur alles recht hierzu veranstaltet, so ist dieses Fortschreiten das fröhlichste und glücklichste. Sogar die Buchstaben würden sich in der Vorstel-

lung des Kindes immer wieder verwischen, wenn sie, wie man aus scheinbaren (dem wissenschaftlichen Lehrer scheinbaren) Gründen vorgeschlagen hat, bloß Anschauung bleiben; dadurch daß wir sie unsere Kleinen vermittelst der Benennungen A, Be, Ce ꝛc. fest halten ließen, haben wir ganz den Naturgang beobachtet, und den Kindern grade die rechte Erleichterung vergönnt, um nicht sich in einem weit mühevolleren Wiederholen der Buchstabenbilder vermittelst der Phantasie zu zerstreuen, und von dem Lesen, das recht eigentlich ein Lesen seyn soll, zu verlieren. Eben das gilt von dem Syllabiren; und ich sage damit gar nichts anders, als daß jenes Geschäft der Einbildungskraft, worin sie unsere ersten Begriffe zu Stande bringt, auf diese Art in dem Lesenlernen repräsentirt wird. Darum ist es dem Kinde so natürlich, und darum geht es ihm so leicht und fröhlich von statten. Die andere Methode verwirrt das Kind unablässig, ermüdet, wie alles Untactmäßige, und übergiebt obendrein die Worte nicht als Zeichen der Begriffe, sondern als Bilder, als dahin gesetzte Schnörkel, der Seele, welches doch durchaus der Bildung durch die Sprache widerspricht. Wie sonderbar müßte es doch in dem Menschen aussehen, der immer auf den Klang der Worte reflectirte! Es begegnet uns wohl manchmal, daß wir so an einem einzelnen Worte haften, aber das ist auch ein unleidliches Phantasiespiel. Nein, in dem Augenblicke, als wir hören oder lesen, muß unser Auf-

fassen den Ton oder den Schriftzug sogleich vernichten, daß uns sogleich der ausgesprochene Geist daraus entgegen komme. Und damit uns so die Sprachform gleichsam zum Lichte werde, das wir nicht selbst sehen, weil es uns das Mittel zum Sehen des Gegenstandes ist, dazu giebt es nur den Weg, daß wir sie als Form behandeln, und sie vorerst als solche, bloß als leere Form, uns so angewöhnen, daß wir gar nicht mehr versucht werden darauf zu reflectiren. Die Wortformen, welche wir so in unsrer Kindheit erlernt haben, sind uns darum so geläufig geworden, daß wir sie hören und reden, ohne uns ihrer bewußt zu werden: kommt uns aber einmal eine neue vor, so stutzen wir, und müssen uns erst mit ihr abfinden, ehe wir Zeit haben, an die Sache zu denken. Das ist der Unterschied zwischen Muttersprache und fremder Sprache. So lehrte uns unser Haus schon in unsern ersten Lebensjahren den Mechanismus der Sprache, welche unser Eigenthum so wurde, daß wir alles darin dachten; und so können unsere Kinder den Mechanismus der fremden Sprachen, welche sie erlernen sollen, sich nicht früh genug durch Decliniren, Conjugiren, Wörterlernen u. dergl. zu eigen machen, wenn diese Sprachen recht in ihren Geist übergehen sollen. Es versteht sich, daß dieses auch einen langsamen Gang gehe, ohne sie zu verwirren und zu überschütten; und eine Sprache nach der andern. Hat man ihnen nur erst im Deutschen das Decliniren

begreiflich gemacht, so lasse man sie es in der fremden Sprache lernen, wozu ich die griechische zuerst vorschlage, oder wenn man denn schlechterdings lieber will, die lateinische; und so gehe man weiter fort zum Conjugiren, und so durch die ganze sogenannte Etymologie. Willst Du es nach dieser Methode jetzt mit Deinen Knaben anfangen lassen, so wirst Du finden, daß es sich mit dem übrigen Lernen vortrefflich verbindet, und daß sie unvermerkt nach einigen Jahren auf das Nachdenken über die Wortfügungen gekommen sind. Wäre das auch erst mit dem zwölften Jahre — aber es wird gewiß früher seyn — so sind sie alsdann grade zur Lectüre von mancherley Schriften reif, wie auch zu einem richtigen Vortrag in ihren deutschen Aufsätzen. Die alten Classiker, mit welchen das Sprachstudium als Studium des fremden Geistes erst eigentlich angeht, sollen sie freylich erst später anfangen, denn dazu macht die geübte Denkkraft, welche mit vielen Kenntnissen bereichert nun sich auf die Betrachtung des menschlichen Gemüthes hinwendet, ganz fähig, und diese Lectüre, welche für den künftigen Gelehrten, wenigstens bis gegen das achtzehnte Jahr, Hauptbeschäftigung seyn soll, fällt mit dem Geschichtsstudium und anderem, was mit dem Jüngling vorgenommen werden muß, genau zusammen. Ich führe das nur an, um Dir zu zeigen, wie aus jenem Anfang sich auch die Vorbereitung zum Gelehrtenstande ganz natürlich entwickelt. Und

welcher Vortheil für das Erlernen der Sprache selbst, wenn man mit den Wortformen schon lange fertig ist, so daß sie, wie die Fertigkeit in der Fingerordnung dem Clavierspieler, geläufig geworden sind! Denn nur alsdann wird der Geist nicht mehr durch sie aufgehalten, so wie die geübte Hand auf dem musikalischen Instrument dem Gehör des Spielers keine Hindernisse mehr in den Weg legt. In Allem, was man gut bearbeitet, muß man den Stoff besiegt haben; und wenn z. B. der Mahler mit einer plumpen Hand, mit einem unfolgsamen Pinsel, oder mit schlechten Farben zu kämpfen hat, wie läßt sich da an ein Kunstwerk denken!

Das Erlernen fremder Sprachen hat immer etwas, das nicht in den natürlichen Entwickelungsgang des Geistes paßt, und das ist das Behalten fremder Wortformen, woran in der Muttersprache gar nicht braucht gedacht zu werden: der beste Weg ist daher durch das frühzeitige Erlernen derselben, wo das Kind noch mit Worten spielt, sie ihm anzueignen, so geht es dann in natürlicher Ordnung fort. Die Störung, welche dadurch in seiner Bildung gemacht worden, ist dann wirklich unbedeutend, und wie sie auch sey, sie wird durch das nachmalige Sprachstudium selbst reichlich gut gemacht. Denn da ein jedes Wort den Geist an etwas Bestimmtes gleichsam fest bindet, so wird er durch einen zunehmenden Vorrath von Worten immer freyer; und da in einer Sprache eine

bestimmte Vorstellungsart herrscht, so wird er, so wie er mehrere Sprachen sich zu eigen macht, vielseitiger, gehaltvoller und für die Mittheilung gewandter. Daraus siehst Du, meine Liebe, warum ich so viel auf das Erlernen der alten sogenannten classischen Sprachen halte, und daß ich wünsche, auch unsere Mädchen möchten griechisch lernen; denn nur so wird die Geistesbildung vollständig. — Wie sich auch neuere Sprachen während dieser Periode erlernen lassen, und vorerst die französische, will ich Dir hier nicht ausführen.

Es ist natürlich, daß im Anfang jeden Tag nur wenig Zeit auf das Auswendiglernen der Sprachformen verwandt wird, damit der Knabe nicht dabey ermüde. Da ist denn nun noch Zeit genug zu Lese - Schreibe - Rechnen - und Zeichenübungen. Alles dieses sind anfänglich Handgriffe, worin das Kind geübt wird, und von dem Leichten zum Schwereren fortgeht. So sey auch die Geometrie schon in diesem Anfang enthalten. Denn dazu haben die Kinder eben so früh Sinn, als zu dem moralischen Urtheile, und dieser Sinn soll geübt werden. Ich sah einen achtjährigen Knaben mit Leichtigkeit einen geometrischen Beweis führen. Nur muß dieses den Kindern ganz anschaulich seyn, und folglich so wenig nach einem mathematischen Lehrbuche, als bey dem ersten Unterrichte in dem Moralisch - Religiösen ein Lehrbuch gebraucht werden darf. Mit Zeichnen der

Linien, Winkeln u. s. w. fängt das Kind an, und da der Lehrer darüber catechesirt, werden die geometrischen Ansichten in ihm erweckt. Der Unterricht in der Mathematik hat überhaupt vieles mit dem in der Moral und Religion gemein, weil beide es unmittelbar mit dem Gemüthe zu thun haben (wie späterhin der philosophische), und man sollte darin immer nur Ein Kind vor sich nehmen, und etwa bey Wiederholungen mehrere zusammen. Die Belehrungen in der Religion vertragen es fast gar nicht, wenn sie sogleich Geist und Leben werden sollen, daß das Kind noch einen Zeugen habe.

Nach dem vorgezeichneten Gange vermehren sich mit dem Alter des Kindes seine Geistesbeschäftigungen, und gehen von der spielenden Aufmerksamkeit zur anhaltenden und zu dem ernsten Geschäfte fort. Eben so mit den körperlichen Uebungen. Die Spiele des Kindes seyen der Natur überlassen, doch so, daß sie unter Aufsicht und Leitung stehen. Da treten denn nach und nach allerley Lectionen ein, und es wird endlich eine ernstliche Gymnastik daraus. Auf ähnliche Art die Cultur zur Musik.

Du wirst bemerken, liebe Freundin, daß in dem Fortgange dieses Lehrwesens alles genau sich zur wahren selbstthätigen Geistesbildung vereiniget. Alle Einseitigkeit wird verhütet, nichts, was zum gebildeten Menschen erfordert wird, bleibt zurück, die Humanität entwickelt ihre Blüthen nach ein-

ander jede zur rechten Zeit, und das Kind genießt fröhlich seiner Kindheit in dieser Beschäftigung, um als Jüngling noch mehr des thätigen Lebens froh zu werden. Eine solche Einrichtung des Unterrichts gehört also nothwendig in das Ganze der Erziehung. Erhält Euch der Himmel zusammen gesund, wozu Ihr bey dieser Lebensweise gegründete Hoffnung habt, so lebet Ihr Alle glücklich und belohnt in Eurer Thätigkeit.

Bild

Schwarz

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwarz, Friedrich Heinrich Christian,

Erziehungslehre

Bd.: 1

Leipzig 1802

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 1816 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235052-0